I. D.b.β. 8.
D.L. 898
fol. 114
8
Bio 371
5

Ludwig der Funfzehnte
König von Frankreich:
oder
Erzählung
des
Merkwürdigsten
aus dem
Privatleben und der Regierung dieses Königs.

Von

Johann Christian August Bauer,
Prediger zu Güldengossa bei Leipzig.

Leipzig,
bei C. G. Weigel
1804.

Unterhaltende

Anekdoten

aus dem

achtzehnten Jahrhunderte.

Von

Johann Christian August Bauer,

Prediger zu Güldengossa bei Leipzig.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Fünftes Bändchen.

Leipzig,

bei C. G. Weigel

1804.

Vorrede.

Indem ich wünsche, daß auch dieser Theil den Lesern Unterhaltung gewähre, bedaure ich, daß ich, mit aller Mühe, einiger Quellen nicht habhaft werden konnte, welche mir manches Interessante noch geliefert haben würden. Indessen ist geschehen, was möglich war. Der sechste Band wird die interessantesten Züge aus dem Leben Friedrichs II.,

Königs von Preußen, enthalten; ich brauche nicht zu sagen, daß ein so ausgezeichneter Mann seine Leser interessiren werde. Dieser Theil wird bald nach oder noch in der Leipziger Ostermesse 1804 erscheinen.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

In welcher Rücksicht Ludwig XV. unter die merkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts gehöre. — Der Herzog von Orleans übernimmt die Regentschaft während Ludwigs Minderjährigkeit. — Löbliche Anstalten desselben beim Anfange seiner Regierung. — Ueble Sitten und Grundsätze desselben, als eine Folge des schlechten Unterrichts. — Einige Nachrichten von dem Lehrer desselben, Dubois. — Gesellschaft und Lebensart des Regenten. — Seine vortrefflichen Eigenschaften.

Wenn ich Ludwig XV. unter den merkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts aufführe, so geschieht das nicht wegen ausgezeichneter Fähigkeiten und Tugenden oder Thaten. Was die erstern betrifft, so würde er selbst als Privatmann keine Auszeichnung verdienen, geschweige denn als Regent. Was man Thaten nennt, hat er nie verrichtet. Er ist allein durch das merkwürdig, was unter seiner Regierung und in seinem Namen geschahe; ich meine durch die gräßliche Verdorbenheit der Sitten, die an seinem Hofe und durch denselben in seinem Reiche herrschte, und durch die kopflose Staatsverwaltung, die Frankreich we-

nige Jahre nach seinem Tode an den Rand des Verderbens brachte.

Ludwig XV. *) ward am 15. Febr. 1710. geboren. Er verlor Vater und Mutter schon im dritten Jahre seines Lebens, im Jahr 1712. Dieser Umstand entschied sein und Frankreichs Schicksal auf funfzig Jahre. Hätte der tugendhafte Herzog von Burgund eine Zeitlang über Frankreich herrschen und den Thronerben nur bis zum funfzehnten Jahre erziehen können, so würde schwerlich eine Revolution in Frankreich statt gefunden haben, und wer weiß, wie viel alle übrige Länder von Europa bloß durch Nachahmung Frankreichs ohne alles Blutvergießen an Aufklärung und Wohlstand gewonnen hätten **).

Die gefährliche Krankheit, welche Ludwig XV. in demselben Jahre auszustehen hatte, als er seinen Vater verlor, und seine ganze schwächliche Leibesbeschaffenheit gaben wenig Hoffnung auf ein langes Leben und die damals fast allgemein angenommene falsche Meinung, daß der Herzog von Orleans mehrere Personen von der königlichen Familie, namentlich den Herzog von Burgund und seinen ältern Sohn, vergiftet habe, um die Regierung an sein Haus zu bringen, erleichterte der

---

*) Die Geschlechtstafel von Ludwigs Abstammung steht vor dem dritten Theile dieser Anekdoten.

**) Die Hauptzüge von des Herzogs von Burgund Charakter s. im 5 Th. d. Anekdot. im XI. Cap.

Parthei der legitimirten Prinzen ihre Bemühung, den Herzog von Maine für den Sterbefall auf den französischen Thron zu bringen. Da die alte Maintenon besonders seit dem Tode des Herzogs von Burgund das ganze Herz Ludwigs XIV. in Händen hatte und den Herzog von Maine sehr zärtlich liebte, so bewog sie den alten König, gleich nach dem Tode des Herzogs von Burgund durch ein Edikt zu erklären, daß der beiden legitimirten Prinzen des Herzogs von Maine und des Grafen von Tonlouse Kinder und Nachkommen fähig seyn sollten den franz. Thron zu besteigen, wenn keine rechtmäßigen Prinzen aus dem Hause Bourbon mehr übrig wären. Nach diesem ersten Schritt, der schon als Machtstreich allgemein misfiel, beredete die Maintenon den König auch noch ein Testament zu machen, um den Herzog von Orleans, der nach den Gesetzen Reichsverweser bis zur Volljährigkeit Ludwigs XV. werden mußte, von der Regentschaft zu entfernen. Dasselbe verordnete, daß der Herzog von Orleans zwar den Titel eines Regenten, aber weder die volle Macht, noch die Erziehung des königl. Kindes erhalten sollte. Das Kommando über die Armeen erhielt der Herzog von Maine, die Regierung des Reichs ward einem Reichsrath anvertraut, und für den jungen Prinzen wurden Hofmeister, unter der Aufsicht des Herzogs von Maine ernannt.

Der Herzog von Orleans dagegen hatte wenig Lust sich das nehmen zu lassen, was ihm von Rechts-

wegen zukam, am allerwenigsten von dem Herzog von Maine, der sich, was Fähigkeiten und Kräfte zur Regierung betrift, auf keine Weise mit ihm messen durfte. Das Parlament entschied auch gleich am folgenden Tage zu Gunsten des Herzogs von Orleans, und zwar mehr in Rücksicht auf seine Rechte und Vorzüge, als auf die Soldaten, die bei erfolgter Weigerung seine rechtmäßigen Forderungen unterstützen sollten. So ward in wenigen Stunden das Testament Ludwigs des Mächtigen umgestoßen, wie er vorher gesehen hatte, und der Herzog von Maine spielte die Rolle des Geschreckten.

Es ist gar nicht zu läugnen, daß der Regent die besten Absichten bei diesem Schritt hegte; denn nie hat es ihm am guten Willen gefehlt, Frankreich glücklich zu machen. Bei seiner ersten Arbeit mit dem Staatssekretair, ließ er sich die Liste aller Verhaftsbriefe (lettres de cachet) vorzeigen und gab allen die Freiheit, die nicht wegen wirklicher Verbrechen verhaftet waren. Man fand darunter einen Mann, der fünf und dreißig Jahre in der Bastille gesessen hatte, ohne recht zu wissen warum? Dem Parlament gab er das Recht wieder, Gegenvorstellungen zu machen, und nahm Personen in dasselbe auf, welche allgemein geachtet waren. Er errichtete zu pünktlicher Betreibung der sämmtlichen Staatsgeschäfte sechs Conseils, für die geistlichen, für die auswärtigen Geschäfte, für den Krieg, für die Finanzen, für das Seewe-

sen und für das Innere. Er entzog den Jesuiten ihre so schändlich misbrauchte Gewalt und stellte dadurch einen Theil der Religionsfreiheit wieder her. Um dem Volke zu zeigen, daß er ein Feind ungerechter Erpressungen sei, forderte er dem Generalcontrolleur Rechnung ab, wo sich denn fand, daß alle Staatseinkünfte bis mit Einschluß des Jahres 1717. bereits angewiesen, also verthan waren. Da sich bei diesen ungeheuren Ausgaben eine große Menge auf unerlaubte Weise bereichert hatten, so ward eine Justizkammer errichtet, um die Rechnungen zu untersuchen und einen Theil des Raubes wieder in den öffentlichen Schatz zurückzubringen. Man berechnete diesen Theil auf 160 Millionen; aber sie gingen nicht rein ein, indem auf demselben Wege, der die Betrügereien bestrafen sollte, wieder neue Betrügereien getrieben wurden. So erzählte man, daß einer, der mehr als eine Million zurück zahlen sollte, von einem Großen das Anerbieten erhielt, für 300,000 Livres von der Schatzung befreit zu werden. Er gab ihm aber zur Antwort: Ihr Anerbieten kommt zu spät, ich habe eben meinen Handel mit Ihrer Frau Gemalin auf 150,000 L. geschlossen. Außerdem wurden noch die übrigen sämtlichen Schuldforderungen in der Absicht untrrsucht, um von jeder Forderung einen verhältnißmäßigen Abzug zu machen und den Rest nach und nach zu bezahlen *). Endlich be-

*) Die damalige Nationalschuld belief sich nach jetzigem Gelde auf 3678 Millionen Livres.

schloß man auch eine Generalbank einzurichten, von der wir in der Folge reden werden. — Einen Beweis seiner vortrefflichen Gemüthsart gab der Regent dadurch, daß er bei den wichtigsten Stellen selbst mehrere Personen anstellte, welche ihm als seine heimlichen giftigen Feinde bekannt waren, bloß weil er sie als brauchbar erkannte.

Alle diese Schritte erwarben ihm bei Vielen Liebe und Verehrung, aber sie konnten ihm bei weitem noch nicht das Zutrauen der Nation erwerben. Man verabscheute seine Grundsätze und seine Gesellschafter. Von beiden müssen wir hier das Nöthige beibringen. Der Herzog hatte das Unglück gehabt, in der Person seines Lehrers, des nachmaligen Cardinals Dubois, einen Menschen zu finden, dessen Herzen alle Grundsätze der Tugend und Rechtschaffenheit durchaus fremd, an welchem im strengsten Sinne kein Haar gut war, der also auch aus dem Herzen seines Zöglings alle tugendhafte Grundsätze zu vertilgen strebte. Dieser Mensch war der Sohn eines Apothekers aus Brive, der bei vielen Fähigkeiten mäßig studirte, Hauslehrer wurde, sich heimlich verehlichte und wieder von seiner Frau mit beiderseitiger Bewilligung aus Noth sich trennte, um sein Glück in der weiten Welt zu machen, auf welche Art es wäre. Er kam nach Paris ins Collegium von St. Michael und erwarb sich so viel Kenntnisse, daß ihn ein Doktor von der Sorbonne und nach-

her ein Pfarrer als Schreiber und Bedienten in sein Haus aufnahm. In dem letztern machte er Bekanntschaft mit St. Laurent, dem Lehrer des Herzogs von Orleans, und wußte es durch sein einschmeichelndes und zuvorkommendes Wesen dahin zu bringen, daß dieser ihm auftrug die Schulübungen des Prinzen ins Reine zu schreiben. Zu dieser Verrichtung wurde er anständig gekleidet, um das Aermliche seiner Figur ein wenig zu heben und ihm das Ansehen eines Abbé zu geben. Auch hier gelang es ihm die Gunst des Prinzen in dem Maaße zu gewinnen, daß er nach St. Laurents Tode selbst sein Lehrer wurde.

Aber welch ein Lehrer war das! Bei seiner eignen Verdorbenheit sahe er als gewiß voraus, daß ihn der Prinz über lang oder kurz verachten und verabscheuen würde. Um sich zu erhalten, suchte er den Prinzen ebenfalls zu verderben. Er brachte ihm daher alle jene Grundsätze bei, die Zerrüttung und Unglück in der bürgerlichen Gesellschaft verbreiten und den Regenten, so gut er auch von Natur seyn mag, zur Beglückung der Völker unfähig machen. Er lehrte ihn den gröbsten Atheismus und die schmählichste Verspottung aller Religion; er lehrte ihn, daß es weder Tugend noch Laster gäbe, daß alle Menschen nur nach Eigennutz handeln könnten und handelten, daß man niemand trauen dürfe, weil der, den man für seinen Freund hielte, ein Feind wäre oder würde, wenn es sein Vortheil erforderte. Der

Genuß sinnlicher Vergnügen sey das Höchste, wornach der Mensch streben müsse ꝛc.

Solche Lehren, welche die ungestörteste Befriedigung der Sinne versprachen, mußten bei einem Prinzen in dem Alter, wo man nur nach Befriedigung der Sinne strebt, tiefe Wurzeln schlagen, und sein Herz für sein ganzes Leben umschlungen halten, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie zerstörte. Leider war das letztere nie der Fall und der Prinz handelte Zeitlebens nach Dubois Grundsätzen. Im Gegentheil fand sich bald eine Gelegenheit, wo dieser Dubois einen Beweis von seiner Gewalt über das Herz des jungen Prinzen geben konnte, nehmlich die Verheirathung desselben mit Mademoiselle de Blois, einer natürlichen Tochter Ludwigs XIV. der diese Heirath sehr betrieb. Dubois brachte es durch Drohungen und Versprechungen dahin, daß der Herzog einwilligte.

Da die Heirath ganz ohne Zuneigung geschlossen worden war und diese Tochter Ludwigs, als solche, einen unerträglichen Hochmuth gegen den Herzog bewies, so gewann derselbe desto mehr Geschmack an Maitressen und einer ausschweifenden Lebensart. Er versammelte um sich eine zahlreiche Gesellschaft von männlichen und weiblichen Personen, ohne Rücksicht auf Stand und Herkommen, die sich durch Lustigkeit und Hang zu Ausschweifungen auszeichneten. Er nennte sie selbst in ihrer Gegenwart seine Galgenvögel (roués) und hegte auch keine Liebe für sie, die er überhaupt für

niemand hegte, weil ihn Dubois die Menschen verachten gelehrt hatte. Diese liederliche Gesellschaft entfernte er auch da nicht, als er Regent geworden war. Er hatte einen Tag in der Woche, wo er den fremden Ministern Audienz gab, an den andern Tagen arbeitete er mit den verschiedenen Conseils. Gegen drei Uhr trank er Chokolade und dann trat jedermann herein, wie beim Lever des Königs. Nach einer halbstündigen allgemeinen Unterredung arbeitete er wieder mit jemand oder hielt Regentschaftsrath, dann besuchte er den König, dem er viel Ehrerbietung bewies. Zwischen 5 — 6 Uhr hörten alle Geschäfte auf. Wenn er seine Mutter oder sonst nahe Verwandte besucht hatte, schloß er sich gegen die Stunde des Abendessens mit seinen Maitressen oder mit Opernmädchen und zehn bis zwölf vertrauten Mannspersonen ein. In diesen Gesellschaften erlaubte man sich alle Ausschweifungen ohne Zurückhaltung. Man speiste und trank viel; man würzte das Gespräch mit Zoten oder Lästerungen; man that, was die Schamhaftigkeit zu erzählen verbietet, bis eine gänzliche Trunkenheit die Gäste außer Stand setzte zu reden oder sich zu verstehen. Wer allein gehen konnte, gieng nach Hause, wer nicht gehen konnte, wurde getragen. Diese Gesellschaften wurden selten einen Tag ausgesetzt und hatten für den Herzog die nachtheilige Folge, daß jeden folgenden Tag eine Stunde nach dem Aufstehen sein Kopf von den Dünsten des Weins noch

so eingenommen war, daß er gar nichts denken konnte, und unterzeichnete, was man ihm vorlegte. Indessen verdient von der andern Seite bemerkt zu werden, daß er seinen Galgenvögeln und Maitressen weder in, noch außer ihren Versammlungen etwas von Staatsgeschäften anvertraute, selbst in der Trunkenheit nicht. Die Gräfin von Sabrau erfuhr dies, als sie ihm in dem Augenblick der Trunkenheit als in einem günstigen Augenblicke etwas abfragen wollte. Lachend führte er sie vor einen großen Spiegel und sagte: sieh dich einmal an! kann man wohl gegen ein so artiges Gesichtchen von Geschäften sprechen? Eine andere seiner Bekanntinnen, die einen noch günstigern Augenblick zu demselben Zweck benutzen wollte, erhielt eine weit unsanftere Antwort und den Abschied. — Bei diesen Ausschweifungen prahlte er mit der auffallendsten Religionsverachtung und Gottlosigkeit. Zu seinen lärmendsten Ausschweifungen wählte er namentlich die Tage, die der öffentlichen Andacht bestimmt waren, und spottete über alles, was dem größten Theile seiner Unterthanen das Heiligste war.

Bei dieser offenbaren Lasterhaftigkeit, die, wie schon erwähnt, ein Werk von Dubois war, besaß er Eigenschaften, welche ihm die Natur ertheilt hatte und ihn, ohne den verruchten Dubois, zu einem der edelsten und achtungswürdigsten Menschen gemacht haben würde. Außer einem hellen und richtigen Verstande, außer einem sehr feinen und treffenden

Witz, schnellem und treuem Gedächtniß, besaß er ein weiches und mitleidiges Herz und eine ausgezeichnete Liebe zur Gerechtigkeit. Er ließ niemandem seinen Rang fühlen, außer wenn jemand durch Stolz oder Niederträchtigkeit es selbst verschuldete, und trug kein Unrecht nach, das man gegen ihn begangen hatte. Selbst den Tadel seiner Sitten ertrug er, ohne aufgebracht zu werden. Hier nur ein paar Beispiele. Ein alter Schloßverwalter vom Palais Royal, der lange in den Diensten des Hauses Orleans gewesen war, und sich durch große Rechtschaffenheit auszeichnete, pflegte ihm bisweilen zu leuchten, wenn er in seine Abendgesellschaften gieng. Eines Abends, als der Alte eben die Thür des Saales öfnete, sagte der Herzog lachend, er sollte mit hineinkommen. Gnädiger Herr, erwiederte der Alte: hier hört mein Dienst auf; in so schlechte Gesellschaft gehe ich nicht, und es ist mir traurig Sie darin zu sehen. Der Herzog lachte und gieng hinein. — Ein Pfarrer hatte auf der Canzel sehr nachdrücklich über seine schlechten Sitten gesprochen. Als man es ihm hinterbrachte, antwortete er ohne allen Zorn: Was geht das dem Pfarrer an? Ich gehöre ja nicht in seinen Sprengel. — Ueberdies besaß der Herzog auch viel persönliche Tapferkeit ohne alle Prahlerei. Man hat ihn nie darüber sprechen hören, ob er sie gleich, so oft man ihm Gelegenheit gab, bewiesen hatte.

Auch die herrliche Regententugend, die Friedensliebe, war sein Eigenthum. Um den Frieden beizubehalten, ward während seiner Regierung mit allen Mächten Europas unterhandelt. Am meisten hieng er an England, dessen Freiheit seiner Denkungsart besonders gemäß war, dessen Hülfe er besonders gegen Spanien zu brauchen gedachte, wenn Ludwig XV., der sehr schwächlich war, sterben sollte. Denn er wußte wohl, daß der König von Spanien als ein französischer Prinz, der sich noch immer nach seinem Vaterlande zurücksehnte, sich die äußerste Mühe geben würde, auf den franz. Thron zu gelangen, wenn Ludwig sterben sollte; ja er wußte, daß jetzt schon lebhaft deshalb unterhandelt wurde. Dubois hieng ebenfalls an England von welchem er eine sehr starke jährliche Pension erhielt und durch seine Vermittlung ward die Tripelallianz zwischen Holland, England und Frankreich geschlossen.

Ob sich gleich der Herzog vorgenommen hatte, Frieden, von außen und innen zu erhalten, so hatte er doch gleich Anfangs theils mit der Geistlichkeit mancherlei Streitigkeiten, wegen der bekannten Constitution, theils machten ihm die Ansprüche der legitimirten Prinzen auf die franz. Thronfolge viel zu schaffen, und es mußte der Grund oder Ungrund ihrer Forderungen endlich entschieden werden, wenn er nicht stete Unruhen und Verdrießlichkeiten erfahren wollte. Das Parlament that den Ausspruch, daß sie nicht thronfähig seyen. Die

Pairs und Prinzen vom Geblüt billigten diese Entscheidung; ein Theil des Adels hingegen erhob sich wider den Spruch des Parlaments, büßte dafür mit Gefangenschaft und Verweisung, und es blieb bei dem Schluß des Parlaments.

Zweytes Kapitel.

Ludwigs XV. fehlerhafte Erziehung. — Man vereitelt sein Herz. — Der Regent zieht sich durch Auflagen und Papiergeld das Misvergnügen des Publikums zu. — Verschwörung gegen den Regenten, — wird entdeckt. Der Regent handelt edelmüthig.

Es ist nöthig, daß wir uns einen Augenblick zu Ludwig XV. wenden. Er war nach dem Tode Ludwigs XIV. auf das Schloß zu Vincennes gebracht worden, weil man nach der Erklärung der Pariser Aerzte daselbst eine sehr gesunde Luft genösse. Späterhin ward er in das Schloß der Thuillerien geführt, um ihn gleichsam dem Schutz der Nation zu übergeben. Seine schwächliche Gesundheit machte, daß man sich die äußerste Mühe gab, seinen Körper zu stärken, und ihn mit allzugroßen Geistesanstrengungen verschonte. Seine Gouvernante, die Herzogin von Ventadour, suchte auch nur nebenbei, so weit ihre Einsichten reichten, seinen moralischen Charakter zu bilden, das heißt, ihm ohngefehr die Maximen beizubringen,

die sie einem künftigen Monarchen anständig fand. Es ist uns nur wenig von ihrem Unterricht aufbehalten; was wir aber haben, zeigt eben nicht von tiefem Nachdenken über die künftige Bestimmung des Regenten. So äußerte das königl. Kind, wie alle Kinder, eines Abends bei der Tafel ein besonderes Wohlgefallen an neuen goldnen Armleuchtern, und die Herzogin bestrafte die kindische Aeußerung mit den Worten: „für Ew. Maj. muß von Sachen dieser Art nichts neu seyn!“ Was wohl das Kind dabei gedacht haben mag? und ob sie nichts geschickteres hätte sagen können? Ein andermal ließ Ludwig beim Spiel einen Louisd'or fallen, und wollte ihn, wie billig, aufheben; sie hinderte ihn aber daran und meinte, daß ein Goldstück, welches einmal aus seinen Händen wäre, ihm nicht mehr gehörte!!!! Ludwig hat es späterhin bewiesen, daß er verlornes Geld nicht aufzuheben wußte.

Aus solchen Zügen kann man schon den Schluß machen, wie die ganze Erziehung beschaffen gewesen seyn mag. Dabei unterließen die Hofleute nicht, ihm täglich Schmeicheleien zu sagen, seine Einfälle zu loben, seine Neckereien zu ertragen; selbst der Regent bewies dem Kinde die tiefste Ehrerbietung. Dem ist es ohnstreitig zuzuschreiben, daß dasselbe sich sehr früh gewöhnte, den Leuten unangenehme Wahrheiten ins Gesicht zu sagen. So stellte man ihm einst den Bischof von Metz, Coislin vor, der keine vortheilhafte Bildung hatte.

O mein Gott! rief das königliche Kind, wie häßlich ist der Mann! Aber der Prälat war kein gewöhnlicher Höfling. Er drehete sich um und sagte im Weggehen ganz laut: „Das ist ja ein kleiner ungezogner Junge."

Am 15 Febr. 1717. gieng der junge König wie gewöhnlich aus den Händen der Weiber unter die Aufsicht der Männer über. Der Marschall von Villeroi ward sein Gouverneur, und der Bischof von Frejus, Fleury, sein Lehrer. Aber wir werden in der Folge sehen, daß er, was seine künftige Bestimmung zum Regenten betraf, unter den Männern nicht viel besser dran war als unter den Weibern. Hier führe ich nur ein Beispiel vom Marschall an, das einen tiefen Blick in die moralische Bildung des Zöglings verräth. Bei einer Procession, wo sich eine Menge Vornehmer des Volks versammelt hatte, führte er den jungen König immer von einem Fenster des Pallastes zum andern und sagte: „Sehen Sie, mein Geliebter, sehen sie dieses Volk? das alles gehört ihnen, das ist ihr Eigenthum, darüber sind Sie Herr und Gebieter."

In diesem Jahre kam der Zaar Peter in Paris an. Seine Gegenwart und sein Betragen stehen mit dem, was wir eben von Ludwigs Erziehung sagten, in Verbindnng, wir wollen also das, was hieher gehört, beifügen. Am zehnten Mai 1717. machte der König dem Zaaren die Visite. Der Zaar empfieng ihn im Hofe, beide giengen in

einer Linie hinauf in das Appartement, wo der Zaar dem König den obersten Lehnstuhl anbot, wie er ihm da überhaupt den Vorsitz ließ. Nachdem sie einige Augenblicke gesessen hatten, stand der Zaar auf, nahm den König in die Arme und küßte ihn zärtlich. Der junge König nahm die Liebesbezeigungen mit Anstand an und sagte dem Zaaren ein kleines Compliment. Beim Herausgehen beobachteten beide wieder die gerade Linie und daß der König von Frankreich die Oberstelle hatte. Am folgenden Tage besuchte der Zaar den König und trug ihn, wie schon anderwärts*) gedacht, die Treppe hinauf. Das Cerimoniel war genau wie am vorhergehenden Tage, nur mit dem Wechsel der Oberstelle.

Unterdessen fuhren die geheimen Feinde des Regenten immer fort, an seinem Sturze zu arbeiten. Zufälliger Weise bekam er in diesem Jahre eine so gefährliche Augenkrankheit, daß man glaubte, er würde das Gesicht verlieren. Auf diesen Fall bauete man das Projekt, ihm die Regentschaft abzunehmen, und sie dem Herzog von Bourbon anzuvertrauen. Mehrere Personen, denen er sehr wichtige Stellen gegeben hatte, beförderten diesen Anschlag, wurden aber dafür ihrer Stellen entsetzt, namentlich der Herzog von Noialles und der Großkanzler.

An

*) Im 1sten Theil der Anekdoten.

An die Stelle des letztern kam der berühmte Argenson, der als bisheriger Policeilieutenant dem Herzog zu Befriedigung seiner heimlichen Ausschweifungen beförderlich gewesen war, und schon Ludwig XIV. bei seinen frommen Verfolgungen wichtige Dienste geleistet hatte, übrigens ein Mann von seltnem Verstand, Einsichten, Scharfsinn und Thätigkeit. Der Regent wählte diesen Mann vorzüglich deswegen, weil er den löblichen Vorsatz hatte, die ungeheuern Staatsschulden entweder ganz, oder doch dem größten Theile nach abzutragen und Ordnung in die Finanzen zu bringen. Argenson widmete auch gleich nach dem Antritt seines Amtes, besonders dem Finanzfache seine ganze Thätigkeit oft ganze Tage und Nächte hindurch; fand es aber schon so weit böse, daß er erklärte, man dürfe und könne weder die Auflagen vermindern, noch die Schulden bezahlen. Daher wurde die im Anfange der Regentschaft aufgehobene Abgabe der vier Sous vom Livre wieder eingeführt; von allen seit 1689 neugemachten Bedienungen mußten 25. vom Hundert abgegeben werden, und die Befreiungen bei der Salzsteuer wurden sämmtlich aufgehoben, um den Salzpacht zu erhöhen. Ferner nahm man seine Zuflucht zum Prägen neuer Münzen, die im Gehalt um ⅕ schlechter waren als die alten, und doch den Namenwerth der alten hatten. Damit der König durch diese neue Münze, indem er sie für voll annehmen mußte, nicht Schaden litte, beschloß der

Regent, unvermerkt alles baare Geld an sich zu ziehen und dafür Papiergeld ins Publikum zu bringen. In dieser Absicht beunruhigte man das Publikum über den unsichern Werth des Geldes, und rühmte dagegen die Stetigkeit der Bankzettel und die Aktienscheine der westindischen Compagnie, welcher besondere Vorzüge im Handel bewilligt wurden. Das Parlament setzte sich zwar sehr laut und störrig gegen diese Handlungen des Regenten, es ward aber wie gewöhnlich durch ein Lit de justice zum Gehorsam gebracht und einige seiner Mitglieder exilirt.

Damit war jedoch die Gefahr, in welcher der Regent schwebte, bei weitem noch nicht gehoben. Es gab der Unzufriedenen über seine Regierung, namentlich über seine drückende Finanzoperation, über seine Sittenlosigkeit und Verschwendung, und über manche andere Dinge so viele, daß eine Verschwörung gegen ihn auszubrechen im Begriff war. Die Mißvergnügten fanden ihren Mittelpunkt am Spanischen Hofe, welcher mit der Regentschaft des Herzogs überhaupt, namentlich mit seinem Hange gegen England, der Spanien schadete, unzufrieden war, und von der Herzogin von Maine, welche die Zurücksetzung der legitimirten Prinzen nicht verschmerzen konnte, unaufhörlich angefeuert wurde. An diesem Hofe ward das Projekt festgesetzt, das Königreich gegen den Regenten zu empören, ihn selbst nebst dem König gefangen zu nehmen, und unter dem Vorwande,

daß das Leben des jungen Königs bei einem Verwandten, der bei dem Sterbefalle so nahe interessirt sey, nicht sicher genug wäre; ferner wollte man durch die zusammenberufenen Stände des Königreichs alles aufheben, was gegen Ludwigs XIV. Testament geschehen wäre, so wie die mit England geschlossene Allianz; dann wollte man dem König von Spanien die Regentschaft, und unter ihm dem Herzog von Maine die Regierung übertragen. Sollte Ludwig sterben, so wollte man das Haus Orleans von der Thronfolge ausschliessen und dieselbe einem spanischen Prinzen geben. Dabei versprach man nun die Nation der Revolution günstig zu machen, die Münzen wieder auf den alten Fuß herzustellen, und die Lawsche Bank, von welcher wir bald mehr sagen werden, entweder ganz abzuschaffen, oder sie doch von den königl. Finanzen wieder zu trennen.

Diese Verschwörung war eben am Ausbruch, als sie entdeckt wurde. Der Spanische erste Minister Alberoni hatte nämlich vor der Ausführung des Plans alles, was bisher in Briefen zweydeutig abgehandelt worden war, besonders auch die Namen aller handelnden Personen genau wissen wollen, und dieses von dem Prinzen Cellamare, dem Spanischen Gesandten in Paris, verlangt. Da diese Nachrichten den Schlüssel zur ganzen Verbindung enthielten, so mußten sie einem Menschen anvertrauet werden, der sicher genug wäre und doch dem Cardinal Dubois keinen Verdacht gäbe,

daß er in wichtigen Geschäften nach Spanien reisete. Man fiel auf einen jungen Abbé Portocarrero, der in Paris bloß seinem Vergnügen nachgegangen war, und eben im Begriff stand, mit einem andern jungen Spanier in sein Vaterland zurück zu kehren. Zwey solche Kuriere glaubte man, könnten keinen Verdacht erwecken. Und doch geschahe es.

Ein Secretair des Prinzen Cellamare hatte an dem Tage, da Portocarrero abreiste, eine Zusammenkunft mit einem öffentlichen Weibsbilde, das von einer Kupplerin, deren sich Dubois und der Herzog oft bedienten, unterhalten wurde. Der Secretair war ungewöhnlich spät gekommen und entschuldigte sich gegen gedachte Person damit, daß er Briefe zu expediren gehabt, welche der Prinz Cellamare dem Portocarrero mit gegeben habe. Die Kupplerin, die diese Antwort hörte, entfernte sich gleich und hinterbrachte sie Dubois, welcher gleich auf der Stelle einen Kurier mit den nöthigen Befehlen zur Verhaftnehmung der Reisenden abfertigte. Sie wurden in Poitiers getroffen, ihre Papiere weggenommen und nach Paris gebracht.

Da der Kurier gerade in der Stunde (am 8. Dec. 1718) zu Paris ankam, wo der Herzog in die Oper gieng, so öfnete Dubois das Packet, las alles und schafte beyseite was er nicht für gut fand, lesen zu lassen. Nach geendigter Oper berichtete er dem Herzog über die erhaltenen Nachrichten. Da aber nun die Zeit jener lärmenden

Abendmahlzeit da war, die er nie wegen eines Staatsgeschäfts versäumte, so verschob er auch diese wichtige Sache bis zum nächsten Morgen. Dubois wendete nun die ganze Nacht dazu an, sich von der Verschwörung genau zu unterrichten und nach seinem Vortheil zu züchtigen und loszulassen.

Der Prinz Cellamare, welcher durch einen Kurier von dem, was in Poitiers vorgefallen, unterrichtet worden war, fürchtete keineswegs eine Entdeckung seines Projekts, sondern glaubte, sein Kurier sey nur mit arretirt worden, weil sich ein Banquier bey ihm befand, der eines Bankerots wegen geflüchtet war. Er gieng deswegen gleich am folgenden Tage zu dem Staatssecretair und bat sich die Briefe wieder aus, die er, wie er sagte, gelegentlich dem Abbé Portocarrero mitgegeben. Allein Dubois, der eben beym Staatssecretair war, antwortete ihm, daß man seine Briefe gelesen, und gar nicht geneigt sey, sie ihm zurückzugeben, sondern vielmehr auch alle seine übrigen Papiere zu untersuchen.

Dubois fuhr hierauf mit dem Gesandten und dem Staatssecretair in das Hotel des Cellamare, wo man alles untersuchte und versiegelte. Rachsucht lachte bei dieser Behandlung in Cellamares Herzen, und er suchte dem Abbé Dubois überall seine Verachtung zu beweisen, wogegen er den Staatssecretair sehr höflich behandelte. Als der letztere eine Chatouille aufschließen wollte, worinne Briefe waren, sagte Cellamare zum Staatssecre-

tair: das gehört nicht zu Ihrem Amt, Herr le Blanc, das sind Briefe von Weibern, die der Abbé durchsuchen kann, da er Zeitlebens Kuppler gewesen ist. Nachdem das geschehen war, blieb der Gesandte unter militärischer Aufsicht.

Am Abend ward Rath gehalten und dabei die Verschwörung berührt. Man las Cellamares Briefe vor, der Regent rechtfertigte sich wegen seiner Behandlung des Spanischen Gesandten, der das Völkerrecht verletzt hatte; die Briefe wurden gedruckt und das Manifest, in welchem man das Volk zum Aufstande hatte bewegen wollen, öffentlich bekannt gemacht. Kein fremder Minister nahm sich des Spanischen an, der durch Offiziers an die Spanische Grenze gebracht wurde. Darauf folgten mehrere Verhaftungen in Paris und in den Provinzen, namentlich des Herzogs von Maine nebst seiner Gemalin und allen ihren Hausgenossen. Mehrere retteten sich durch die Flucht; andere, die kein gut Gewissen hatten, trugen die Furcht im Herzen, wie denn auch täglich mehrere arretirt wurden. Indessen gieng es bei diesem Prozesse, wie es, laut der Geschichte, so oft schon gegangen ist, daß die Kleinern büßen mußten, was die Größern verschuldet hatten. Der Herzog und die Herzogin von Maine und andere Große kamen mit einstweiliger Gefangenschaft davon, dahingegen mehrere Edelleute in Bretagne, als Theilnehmer an der Verschwörung, hingerichtet wurden. Diese Opfer der öffentlichen Gerechtigkeit wurden um so mehr bedauert, da sie von dem

ganzen Umfang und Zweck der Verschwörung nicht einmal unterrichtet waren, sondern für die Freiheiten und Vorrechte ihrer Provinz hatten streiten wollen, welche von den Agenten des Regenten sträflich verletzt worden waren, ohne daß sie bei ihren darüber geführten Klagen Gerechtigkeit hatten erhalten können. Damit man indessen dem Herzog von Orleans bei dieser Gelegenheit nicht mehr Hartherzigkeit beilege, als er besaß, so bemerken wir, daß er anfänglich nach seinem guten Herzen alle Verbrecher bloß mit Gefängniß bestrafen wollte, daß man ihn aber überredete, es sey ein Beispiel der Strenge für ähnliche Versuche nöthig. Um die moralische Wahrscheinlichkeit seines edeln Vorsatzes zu erweisen, dürfen wir nur seine Bestrafung des Verfassers eines Gedichts, das unter dem Namen Philippiques berüchtigt ist, hier anführen. In diesem langweiligen Gedicht hatte der Verfasser, la Grange, den ganzen Lebenswandel des Regenten mit den ekelhaftesten und scheußlichsten Farben gemalt, und selbst die infamsten Gerüchte, mit denen sich die Verläumdung trug, als Wahrheiten aufgestellt, namentlich die Vergiftung der königlichen Familie. Der Regent verlangte das Gedicht zu lesen. Als er an die Stelle kam, wo man ihm die Vergiftung der königl. Familie zuschrieb, erblaßte er und konnte die Thränen nicht zurückhalten. „Das ist zu viel! rief er aus. Solchen Abscheulichkeiten unterliege ich.“ Nur langsam erholte er sich. Und was geschahe diesem Dichter? Er ward ar-

retirt und ein paar Jahre auf der Insel Marguerite in Gefangenschaft gehalten; der Regent selbst gab ihm seine Freiheit wieder.

Uebrigens hatte diese Verschwörung eine Kriegserklärung gegen Spanien zur Folge, und eine desto entschiednere Neigung des Regenten gegen England. Zu Anfang des Jahres 1719. wurden französische und spanische Armeen zusammengezogen und die beiderseitigen Flotten ausgerüstet. Die Spanier wurden zu Wasser und zu Lande geschlagen und erlitten einen unersetzlichen Verlust, obgleich dieser Krieg nur ein Jahr dauerte. Denn gleich nachdem der Kardinal Alberoni, als der Urheber der Verschwörung gegen den Regenten und des Kriegs, in Ungnade gefallen war, arbeitete man an dem Frieden.

Drittes Kapitel.

Laws berühmte Finanzoperationen. — Rasende Begierde reich zu werden. — Drollige Auftritte bei dem Aktienhandel. — Einzelne gewinnen ungeheure Summen. — Die Bank sinkt und fällt plötzlich. — Law muß aus Frankreich flüchten.

Dieser Krieg interessirte den Regenten und die französische Nation weit weniger als die Finanzoperationen des berühmten Law, die täglich verwickelter wurden. Diese Operationen sind allzuberühmt geworden (wie sie es denn als eine ganz

Einzige Erscheinung am politischen Horizont wohl verdienen), als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte. Ich habe schon oben erwähnt, daß der Herzog von Orleans die Absicht hatte, die ungeheuren Staatsschulden entweder ganz, oder doch dem größten Theile nach zu tilgen und wieder Ordnung in die Finanzen zu bringen. Das hätte nun freilich wohl nach und nach durch Sparsamkeit, durch Verbesserung des Ackerbaues, durch Ausbreitung des Handels, durch redliche Friedensliebe ꝛc., geschehen können; aber der Regent wollte dem Uebel bald abhelfen und dabei seine verschwenderische Lebensweise, die ihm zum Bedürfniß geworden war, fortsetzen. So schwierig und widersprechend jene Aufgabe in sich zu seyn schien, so fand sich doch ein Mann, der dem Regenten versprach, die Bezahlung der Nationalschuld sehr bald möglich zu machen, ohne ihn in seinem gewohnten Luxus einzuschränken. Der Name dieses Mannes war Johann Law, ein Schottländer, der Sohn eines Goldschmidts aus Edinburg. Von Jugend auf trieb ihn seine Neigung zum Rechnungswesen, und setzte ihn bald in den Stand, den Gang der Lotterien, der Handlungsgesellschaften und Banken zu übersehen, und in die innersten Geheimnisse dieses vielseitigen Zweiges menschlicher Thätigkeit einzudringen. Er studierte besonders die Geheimnisse der Amsterdammer Bank, die damals die weitaussehendsten Geschäfte machte, und arbeitete schon damals an dem künstlichen System, das er späterhin in Frankreich ausführte. Er

mußte aus England entfliehen, weil er eines Mordes beschuldigt wurde, entführte einem Manne seine Frau, mit der er viele Jahre lebte, und kam nach Frankreich, wo er dem Regenten sein Projekt vorlegte. Es bestand in Errichtung einer Generalbank, deren beständiger Fond die königlichen Einkünfte, die zufällig irgend eine wichtige Handelsspekulation wäre. Für den zweyten Fond müßte man Anfangs nur wenige Aktien ausgeben, und den Theilnehmern eine reiche Dividende zukommen lassen. Der ausgezeichnete Vortheil, den die ersten Theilnehmer genössen, würde den Werth der bestehenden Aktien erhöhen; es würden mehrere daran Theil nehmen wollen; man würde neue Aktien anfertigen müssen, und diese könnte man schon zu einer höhern Taxe ansetzen, indem man die ersten aus dem Umlauf brächte. Um auch diese neuen Aktien in starken Umlauf zu bringen, müßte man häufige Veränderungen damit vornehmen, nämlich die Ausbeute bald höher bald niedriger vorspiegeln. Jeder würde im ersten Fall dergleichen zu kaufen, im andern sie los zu werden suchen, wodurch also die Circulation sehr schnell gehen müßte. Wäre die Hoffnung des Publikums stark genug, daß der Werth stiege, so genösse die Bank die Procente; würde man mistrauisch, so würden sie dadurch, daß jeder sie los zu werden suchte, sich nach und nach selbst zerstören. — Die Bank sollte alle ihre Auszahlungen in Banknoten von festem Werth machen, wodurch sie einen Vorzug vor dem baaren Gelde

erhalten würden, dessen Curs stets veränderlich ist. Auf diese Weise würden die Interessen des baaren Geldes fallen, und es würde dem Regenten ein leichtes seyn, baar Geld aufzunehmen. Mit diesem sollte er einen Theil der Staatsgläubiger bezahlen. Da diese aber nicht wissen würden, was sie mit dem Gelde anfangen sollten, so würden sie ihm dasselbe mit geringern Interessen wiederbringen, und froh seyn Banknoten dafür zu erhalten. Er könnte dann dieselbe Summe mit stetem Gewinn mehrmals anbringen. Wollte ja jemand sich für das baare Geld Landgüter oder Waaren ankaufen, so würden diese Dinge im Preise steigen und also mehr Zoll und Accise bringen. Da es nicht fehlen könnte, daß einzelne bei diesem Handel ein großes Glück machten, so würde die Liebe zum Gelde die Theilnehmer stets vermehren, besonders wenn man zur rechten Zeit die Dividende der Aktien etwas erhöhete. Je größer die Zahl der Banknoten wäre, desto mehr müßte jedem an Erhaltung der Bank gelegen seyn, und es wäre nicht zu befürchten, daß sie durch starke Forderungen an baarem Gelde außer Stand gesetzt wäre zu zahlen. Auf diese Weise müßte der Regent in wenig Jahren seine Schulden bezahlt und das meiste Geld seiner Unterthanen, vielleicht auch der Fremden in seiner Casse haben. Was alsdann erfolgen mußte, läßt sich leicht voraussehen, und man thut Laws Projekt nicht zu viel, wenn man es ein höllisches Projekt genennt hat. Law und der Regent mußten die Folgen auch vor-

aussehen, aber Law trachtete blos darnach, sich zu bereichern und berühmt zu machen, und überließ es des Regenten natürlicher Milde, die endlichen Folgen soviel als möglich zu mildern; ein Vorsatz, den wir ihm zu seiner Ehre zutrauen wollen.

Die Sache gieng stufenweise. Im Jahr 1716. hatte Law angefangen eine Bank anzulegen, die man dem Volke als nützlich anprieß, und die auch viel Beyfall fand. Im Jahr 1717. erhielt diese Bank durch einen königl. Befehl noch mehr Credit, indem allen Einnehmern der königlichen Gefälle aufgegeben wurde, die Banknoten unverweigerlich anzunehmen, auch auf Verlangen baar Geld ohne Abzug heraus zu geben. Dadurch ward die Bank zugleich die Niederlage aller königl. Einkünfte, und gab gleich auf 7½ Procent Interessen Anweisung. In demselben Jahre ward auch der zweite Theil von Laws Operation ausgeführt, nemlich die Errichtung der Handlungscompagnie vom Missisippi, deren Entzweck die Anbauung der franz. Colonien in Nordamerika war. Man schilderte diese Ländereien noch goldreicher als Peru, namentlich Louisiana, deren sämmtliche Ländereien der Compagnie gegeben wurden. Der Hunger nach Gold zog In- und Ausländer zur Theilnahme an den Aktien dieser Gesellschaft. Im Jahr 1718. erklärte der König, daß er den bisherigen Aktionairs der Bank die Capitalien, die sie ihm in Staatsbillets gegeben, in baarem Gelde abgezahlt hätte, und daß diese Capitalien in

Aktien der Westindischen Compagnie umgesetzt wären. Der König sey nun Herr der Bank, und Law königl. Bankdirector. Dieser Schritt machte großes Aufsehen. Da der Regent die Staatsbillets, die bisher etwa den halben Namenwerth in baarem Gelde gegolten hatten, den Aktionairs nach dem ganzen Werth im baaren Gelde bezahlte, so schloß man daraus auf die Solidität der Bank, und suchte ihre Noten. Da ferner die Bank die Aktienscheine auf die Missisippigesellschaft lieber als baar Geld anzunehmen schien, so suchte man sich um die Wette dergleichen Scheine zu verschaffen, und es entstand ein furchtbarer Wucher beim Kauf und Verkauf dieser Papiere, welche in kurzer Zeit eine ungeheure Menge baar Geld in die Casse des Regenten brachten.

Bisher hatten sich die Finanzoperationen meist auf Paris eingeschränkt, jetzt (1719) ließ der Regent auch in den Städten Lyon, Rochelle, Tours, Orleans und Amiens, Bankcomtoirs anlegen. Mehrere Städte nahmen sie indeß nicht an, weil der gesunde Verstand lehrte, daß hierbei eine Täuschung vorwalte.

Bisher war noch alles freiwillig gegangen; jetzt griff man, um die Sache mehr zum Ziele zu bringen, zu gewaltsamern Maaßregeln. Man verbot, keine Auszahlung über 600 L. in baarem Gelde zu machen, ja auf dem Markte durfte nicht über 6 L. Scheidemünze ausgegeben und angenommen werden, um dadurch die Bankzettel nothwendig zu machen, und zu vervielfältigen. Bald

darauf fabrizirte man für 100 Millionen Bankbillets, mit der Erklärung, daß diese einen stets bleibenden Werth hätten, und den Vorzug vor den Goldmünzen verdienten, besonders da sie im Lande gemacht werden könnten. Am Schluß des Jahres ward verboten, in Silber keine Zahlung über 10, in Golde keine über 300 L. zu machen. Sehr viele konnten also unter diesen Umständen nichts thun, als ihr Geld in die Bank tragen, und sich Papier dafür holen. Das Gedränge ward mit jedem Tage größer an der Bank; man ließ oft drei bis vier Procent am baaren Gelde fahren, um nur Papier zu erhalten. Da sich bei alledem noch Leute genug fanden, welche ihr baares Geld höher schätzten als das Papier, und die Bankcasse nicht mit der Schnelligkeit anwuchs, als man gedacht, und der Regent für seine beträchtlichen Ausgaben nöthig hatte, so setzte man die Interessen des Geldes bis auf zwei Prozent, ließ den Curs stets steigen und fallen, trieb am Ende die Tyrannei soweit, daß jedermann verboten wurde über 500 L. in baarem Gelde bei sich zu verwahren, und daß man die Auszahlungen im baaren Gelde, bis auf 100 L. herabsetzte. Um Laws Projekte im ganzen Umfange zu erzwingen, ward eine starke Geldstrafe auf die Uebertretung jenes Dekrets gelegt; es fanden sich eine Menge Angeber, und nun wurde besonders vom Mittelstande der größte Theil des baaren Geldes herbeigebracht, so gar alle Deposita wurden in Papier verwandelt.

Noch würde man seinen Entzweck nicht erreicht haben, wenn man die Bankbillets nicht in Aktien von der Westindischen Compagnie verwandelt hätte. Um diese zu heben, hatte man der Compagnie schon 1718. alle Effecten der Compagnie vom Senegal und den Negerhandel gegeben, ihr die Compagnie von Ostindien und China einverleibt, und alle ihre Ländereien und Schiffe überlassen. Sie erhielt ferner die Macht, den Tabak zu verpachten, und viele Vortheile von den Generalpachten; andre kleinere Vortheile nicht gerechnet. Um alle Aktienlustige von dem blühenden Zustand der Compagnie, die jetzt den allgemeinen Namen der Indischen führte, recht zu überzeugen, erklärten die Directoren derselben in einer öffentl. Versammlung, (am 30 Oct. 1719.) daß sich die Dividende der bisherigen Aktieninhaber auf 40 Procent belaufe. Weislich aber erklärten sie zugleich, daß man, der vielen Geschäfte wegen, die Rechnungen noch nicht genau habe abschließen können. Eher bezahlte man natürlich auch die reiche Ausbeute nicht, deren eingebildetes Capital sich über 6000 Millionen belaufen mußte.

Ob man nun gleich bisher das hohe Glück nur gewiesen, nicht gegeben hatte, so spannte doch schon die Hofnung eines reichen Gewinns die Aktienlust bis zur Raserei an. In allen Gesellschaften vom Hofe bis in die elendeste Wohnung des ärmsten Tagelöhners, ward von nichts als von Aktien gesprochen. Kaum dämmerte der Morgen, so strömte eine unübersehliche Menge

in die Straße Quincampoix, wo Law sein Comtoir hatte; in wenig Minuten war sie zum Erdrücken voll. Die zahlreichen Comtoirbedienten konnten sich oft vor der Menge der Begehrenden kaum hin und her bewegen; mehrere, die über die Aktienkisten herfielen, mußten mit Gewalt zurückgetrieben werden. War endlich ein Theil befriediget, so drängte er sich entweder unter den Haufen auf die Straßen und fieng da seinen Handel wieder an, oder man verkaufte sie seinen Bekannten zu Hause mit Gewinn wieder; man kaufte sich andre, und verkaufte sie wieder, und gewann oft in einem Tage erstaunliche Summen. Des Abends, wenn das Comtoir geschlossen werden sollte, ward eine Glocke geläutet, und der Haufe von der Wache fortgetrieben. Es gab mehrere Arme, die gegen einen Livre ihren Rücken darboten, um die Aktienliebhaber darauf schreiben zu lassen, und damit große Summen verdienten, namentlich ein Bucklicher, der in wenig Tagen 250,000 L. einnahm. Um sich die Möglichkeit einer solchen Raserei einigermaaßen zu erklären, muß man bemerken, daß mehrere listige Verkäufer ungeheure Summen gewannen, sich Gold, Edelsteine, Landgüter und Equipagen kauften, und dadurch die übrigen mit sich fortrissen, wie es in jedem Ort geschieht, wo das größte Lotterieloos gewonnen wird. Man bemerke besonders, daß viele unter den gemeinen Leuten, namentlich mehrere Dienstboten ungeheure Summen gewannen, indem ihre Herrn verarmten.

Daß

Daß viele Glückspilze sich nur allmählig an ihren glänzenden Zustand gewöhnen konnten, und darüber mancher närrische Streich vorfallen mußte, läßt sich leicht denken. So erzählt man von einem Bedienten, der sich seine eigne Equipage gekauft hatte, daß er, als er zum erstenmale ausfahren wollte, nach alter Gewohnheit hinten auf die Kutsche sprang. Sein Kutscher sagte höflich zu ihm: „Was machen Sie, mein Herr! die Kutsche gehört ja Ihnen," und der Glückspilz antwortete beschämt: „Ja ja, es ist wahr, ich hatte es vergessen." Laws Kutscher hatte selbst soviel gewonnen, daß er seinem Herrn den Dienst aufsagte. Sein Herr gab ihm den Abschied, mit der Forderung, ihm wieder einen guten Kutscher zu verschaffen. Der Kutscher brachte ihm am nächsten Tage zwei Subjekte und sagte: Sie sind beide gut, wählen Sie; den, welchen Sie nicht wollen, behalte ich für mich. — Einige vornehme Damen sahen eine mit Diamanten schwer bedeckte Dame, die sie nicht kannten, aus einer prächtigen Kutsche steigen, und ließen den Bedienten dieser Person fragen, wer sie wäre? Der Bediente erwiederte lachend: Die Dame hat das Unglück gehabt, aus dem vierten Stockwerk in diese Kutsche zu fallen. — Einer andern angesehenen Frau begegnete mit ihrer vormaligen Köchin ein unangenehmer Vorfall. Sie kam mit ihrer Tochter in die Oper, und bemerkte eine reichgeputzte Person mit einem häßlichen Gesicht. Die

Tochter sagt zur Mutter: wenn mich nicht alles trügt, so ist das unser alte Köchin Marie. — Indem die Mutter der Tochter widerspricht, rufen einige junge Leute, welche sie reden hörten: „Seht die Köchin Marie." Darauf steht die geputzte Dame auf, und sagt zu ihrer vormaligen Herrschaft ganz laut: „Ich bin die Köchin Marie, ich habe in der Straße Quincampoix Geld gewonnen; ich putze mich gern, habe mir schöne Kleider gekauft, und sie baar bezahlt. Wenn doch Ihre Kleider auch bezahlt wären!"

Daß Law bei dieser Aktienraserei Ehre und Geld bis zur Uebersättigung gewonnen haben müsse, ist leicht zu glauben. Die vornehmsten und reichsten Personen bewarben sich um seine Freundschaft; die vornehmsten Damen drängten sich zu ihm; eine Herzogin küßte ihm öffentlich die Hand; jeder hielt es für ein Glück mit ihm zu reden oder von ihm angesehen zu werden, selbst seinen niedrigsten Dienern wurde hofiert. Er kaufte die Grafschaft Taucarville für 200,000 Thaler, das Landgut Lillebonne für 125,000 Thaler, und noch mehrere andere; für einzelne Güter, die ihm gefielen, bot er über eine Million Livres. Einzelne andre Kluge, namentlich der Herzog von Bourbon, kauften sich ebenfalls Landgüter, andre Gold und Edelgesteine.

Indem aber beständig neue Billets zu tausenden ausgegeben wurden, wuchs das Papiergeld in kurzem so ungeheuer an, daß es zwei Drittheile mehr betrug, als alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber im ganzen Königreich.

Bei alle dem nahm die Bank, theils durch verlangte Auszahlungen, theils durch die Verschwendung des Regenten ab, und man that nun den letzten Schritt, über den hinaus keiner mehr möglich war, indem man im Mai 1720. verbot, daß kein Unterthan des Königs, kein Ausländer, kein Kloster oder Gemeinheit weder Gefäße, noch Münzen von Gold oder Silber bei sich haben sollte, bei Strafe der Confiscation, und daß auch keine Münzen mehr geprägt werden sollten.

Ein solcher Schritt, dem man die Verzweiflung ansahe, öfnete endlich auch den Blindesten die Augen, und man beeiferte sich nun in dem Maaße das Papiergeld los zu werden, wie man sich vor kurzem nach dem Besitz desselben gedrängt hatte. Um nicht auf diese Weise mit einemmale alles zu verlieren, fieng man an, den Werth der Papiere herunter zu setzen, und zwar gleich auf die Hälfte. Die Bewegung, welche dieser Befehl des Regenten durch ganz Frankreich hervorbrachte, war fürchterlich, und drohete in einen Aufruhr überzugehen. Tausende von Familien sahen sich auf einmal in das tiefste Elend herabgestürzt; man drohete mit Feuer und mit einer Bluthochzeit. Um einem schrecklichen Unglück zuvorzukommen, zog ein anderes Edict den vollen Werth des Papiergeldes wieder hervor; aber das Zutrauen war weg, und die Bank hörte auf zu zahlen. Um aber doch keine ganz niederschlagende oder empörende Erklärung geben zu müssen, gab

man vor, daß große Unterschleife vorgefallen wären, die untersucht werden müßten. Man versiegelte also die Casse der Bank, und beurlaubte die Bankoffizianten bis zu Austrag der Sache.

Der ganze Unwille des getäuschten Volks fiel nun auf Law, welchen der Regent kaum aus den Händen des Pöbels retten konnte, der ihn zerreissen wollte. Tagelang lauerte ihm eine Menge auf den Straßen auf, und er entgieng einem schrecklichen Ende nur durch die Entschlossenheit seines Kutschers. Das Parlament sowohl als der Regent und die Minister, gaben sich alle Mühe, ein Mittel auszufinden, um die Verwirrung so unschädlich als möglich zu machen. Es fand sich nichts; man mußte das baare Geld wieder in Umlauf bringen; die Schulden Ludwigs XIV. blieben und noch waren für 1800 Mill. Papiergeld unbezahlt. Sittenlosigkeit, Wuchergeist und Mißtrauen waren durch dieses System zu einer fürcherlichen Höhe gestiegen. Law selbst verlor seine Güter, ward im Stillen aus Paris und Frankreich gebracht, und starb endlich zu Venedig in der äußersten Armuth. Das war also das Ende des Mannes, der vor kurzem, außer andern Gütern, 14 Marquisate und Grafschaften besessen hatte.

Nach dem Fall des Lawschen Systems kehrte man soviel möglich zu der alten Ordnung zurück. Die indische Compagnie verlor die Staatseinkünfte; die Generalpachten wurden wieder eingeführt; man setzte eine Commission nieder, die Un-

terschleife der Bank zu untersuchen; man zog reiche Glücksspilze zur Verantwortung; Laws Güter wurden confiscirt, und seine Effecten öffentlich verkauft. Man nahm wieder die Untersuchung der Kronschulden vor, die sich auf 3200 Millionen beliefen, davon der dritte Theil in Aktien bestand, und am Ende ward aller Handel mit Papiergeld verboten. Ob nun gleich die Schulden der Krone durch die Untersuchung wieder um 500 Mill. verringert wurden, so konnte man doch nicht bezahlen, und stellte neue Schuldscheine aus.

Viertes Kapitel.

Ludwig wird krank, und durch den berühmten Helvetius wieder hergestellt. — Freude der Nation über diese Begebenheit. — Man wählt eine Spanische Prinzessin für den jungen König. — Dubois maßt sich die höchste Gewalt an. — Villeroi wird vom Hofe verwiesen. — Krönung des jungen Königs. — Dubois behält seine volle Gewalt. — stirbt aber bald an seinen Ausschweifungen. — Einige sonderbare Züge von ihm. —

Laws verunglückte und verderbliche Finanzoperation hatte den Regenten aufs neue zum Gegenstand des Volkshasses gemacht, und man sehnte sich um so mehr nach Ludwigs Volljährigkeit. Wegen seiner schwächlichen Gesundheit durfte er mit Studieren nicht allzusehr beschwert werden; er zeigte aber doch Lust zur Arbeit, und auch einige Fähigkeit. Am meisten schien ihn die Stern=

kunde und Naturwissenschaft zu interessiren. Auch zu Leibesbewegungen zeigte er Neigung und Geschicklichkeit, und tanzte sehr gut im 10. Jahre in einer Hofkomödie. Um ihm die Lehren der unseligen Kriegskunst praktisch beizubringen, errichtete man eine halbe Stunde von Versailles ein Lager und eine Festung, die eingenommen werden sollte. Der Prinz fand nicht bloß ein Vergnügen daran, zuzusehen, sondern setzte sich auch an die Spitze der Angreifenden, und führte sie mit vieler Hitze an. Doch zum Glück war der Schluß, den man daraus auf seine kriegerischen Neigungen ziehen wollte, ungegründet.

Er mußte seine künftige Würde im zehnten Jahre bei der Audienz eines türkischen Gesandten zeigen, der ihm entweder zum Scheine, oder wirklich die Botschaft brachte, daß der Sultan, aus Achtung für den jungen König, die Christen in Jerusalem in Schutz genommen, und die Kirche zum heiligen Grabe wieder aufzubauen befohlen habe. Man bemerkte, daß sich der Prinz vorzüglich an den Perlen und Diamanten belustigte, womit die Kleider der Muselmänner übersäet waren. Uebrigens wohnte er auch schon im 10. Jahre den Versammlungen des Regierungsraths bei, wo er, zu seiner Ehre, ein aufmerksames und beständiges Stillschweigen beobachtete.

Indem Frankreichs Hofnungen allein an diesem Prinzen hiengen, überfiel denselben am 30 Jul. 1721. ein Fieber mit heftigen Kopfschmerzen, worüber die königlichen Aerzte fast verzweifelnde Er=

klärungen gaben, außer dem jüngsten von ihnen, der einen Aderlaß als das einzige Rettungsmittel vorschlug. Lange war man unentschieden, ob man seinen Rath befolgen sollte, weil ihn die übrigen als höchst schädlich betrachteten. Weil sie aber kein anderes Rettungsmittel angeben konnten, und Helvetius (das war der Name jenes berühmten philosophischen Arztes) mit Zuversicht erklärte, daß der König ohne Aderlaß unwiederbringlich verloren wäre, so ward der Vorschlag angenommen. Gleich nach einer Stunde erfolgte Besserung; in 5 Tagen konnte der Prinz wieder außer dem Bette seyn, und Helvetius ward durch diese Kur der Arzt der Nation. Es giebt kaum Worte die freudige Entzückung von ganz Frankreich auszudrücken. Alle Kirchen, wo das Te deum gesungen wurde, waren gedrängt voll. Auf den Straßen sahe man nichts als Tänze und Gastgebote, die Bürger ließen ihre Mahlzeiten vor ihren Häusern auftragen, und ladeten die vorübergehenden ein Platz zu nehmen, und diese Familienfreude dauerte — über acht Wochen. In den Jubel der Freude, und in die Dankgebete für die Rettung des Prinzen mischten sich tausend Verwünschungen gegen den Regenten, den man aufs neue in Verdacht hatte, durch Gift die Krankheit des Königs verursacht zu haben. Die Feinde des Regenten am Hofe glaubten freilich nicht daran, aber sie fanden ihre Rechnung dabei, es zu scheinen und den Verdacht zu verbreiten; er hingegen freute sich aufrichtig über die Herstellung des Königs

sowohl aus Herzensgüte, als auch, weil die Beschuldigungen seiner Feinde dadurch bei allen Vernünftigen am kräftigsten widerlegt wurden.

Um diese Zeit hatte auch Dubois die Unterhandlungen mit Spanien zu einem glücklichen Ende gebracht, daß der junge König von Frankreich die Spanische Infantin und wieder der Prinz von Asturien die Mademoiselle Montpensier, des Regenten Tochter, heirathen sollte. Am Spanischen Hofe war der erste Vorschlag gut aufgenommen worden; wie aber der junge König ihn aufnehmen würde, wußte man noch nicht, weil die ganze Sache ohne sein Vorwissen betrieben worden war; man konnte sogar daran zweifeln, weil die Prinzessin erst drei Jahr alt war. Als der Herzog dem jungen König im Kabinet die Sache eröfnete, ihm die Vortheile dieser Verbindung aus einander setzte und ihn bat, seine Einwilligung im Regierungsrath zu geben, schwieg derselbe, wie erstaunt, still, und es traten ihm Thränen in die Augen. Fleury und Villeroi redeten ihm zu, aber es dauerte fast eine halbe Viertelstunde, ehe er ein Wort sprach. Fleury ermahnte ihn ganz leise, ohne weitere Schwierigkeiten seine Erklärung im Regierungsrath zu geben, aber das Stillschweigen dauerte fort, bis endlich der kluge Lehrer den wenigen anwesenden Herren erklärte: Se. Maj. würden ins Conseil kommen, Sie brauchten aber etwas Zeit sich dazu anzuschicken, worauf sich der Regent sehr ehrerbietig beurlaubte.

Lange schon hatte der versammelte Regierungsrath gewartet, als endlich der König, begleitet vom Herzog von Bourbon, von Fleury und Villeroi erschien und zwar noch immer mit nassen Augen. Der Regent fragte ihn, ob er für gut fände, daß seine Heirath dem Conseil mitgetheilt würde? und er anwortete mit einem sehr leisen Ja. Der Regent setzte hierauf die Vortheile dieser Verbindung für Frankreich aus einander und sammelte die Stimmen des Conseils, die natürlich alle bejahend waren, die Anmerkung Villerois ausgenommen, welcher bedauerte, daß die Prinzessin noch zu jung wäre. Nachdem diese Cerimonie vorüber war, stattete der Herzog dem König seinen Glückwunsch ab, und vergaß nicht zu bemerken, daß die Zustimmung des Conseils den Willen der Nation bezeichne. Der König blieb auch am folgenden Tage sehr ernsthaft, bis ihn endlich die Glückwünsche und die Vorbereitungen zu den Festen für die Ankunft der Infantin zerstreueten. Vierzehn Tage darauf gab auch der König seine Einwilligung zur Verheirathung der Tochter des Regenten mit dem Prinzen von Asturien. Nach den gewöhnlichen trocknen Handlungen wurden die Prinzessinnen nach Frankreich und Spanien gebracht, welches in Frankreich mit vielen Festlichkeiten geschahe.

In dem Maaße als sich der Regent durch seine Ausschweifungen schwächte und zum Arbeiten unfähig machte, wußte sich Dubois die Regierungsangelegenheiten ganz zuzueignen, und schafte je-

den hinweg, dem er nicht traute. Der Kanzler d'Agesseau, der Graf von Broglio und ein Marquis von Nocé, dessen Vater den Regenten unterrichtet hatte, wurden verwiesen. Als jemand den letztern, einen sehr witzigen Kopf, der besonders Dubois zum Ziel seiner Einfälle machte, über die Ungnade damit trösten wollte, daß sie gewiß nicht lange dauern würde, erwiederte Nocé: was wissen sie davon? Ich weiß es vom Regenten selbst, antwortete der andre. — Und was weiß der Regent davon? sagte Nocé. — Um den Herzog noch sicherer zu beherrschen, ließ Dubois den Hof von Paris nach Versailles verlegen, wo er seitdem immer blieb. Zugleich bediente er sich der List, dem Regenten die Sachen, gegen welche er etwa Einwendungen machen könnte, in den Zeitpunkten vorzulegen, wo derselbe die größte Unlust zu Geschäften bewies, namentlich des Morgens. Er wußte dann mit Gewißheit voraus, daß ihm das Geschäft allein überlassen werden müsse. Je mehr der Kardinal Geschäfte an sich zog, desto weniger konnte er das ausfertigen, was man ihm vortrug, und es entstanden daher Stockungen in den Geschäften, über die man laut schrie, und die dem Regenten zu Ohren gebracht wurden. Ermüdet von diesen Klagen, gieng er mit Dubois darüber zu Rathe, der ihm gerade heraus erklärte, daß Ein Mann alles haben müsse, wenn die Räder der Staatsmaschine sich schnell bewegen sollten. Entweder müsse der Regent alles über sich nehmen, oder ihm alles überlassen. — Lasse ich dir denn

nicht alle Gewalt? sagte der Herzog unwillig — was fehlt dir, um alles zu thun? — Der Titel eines ersten Ministers, antwortete Dubois; habe ich den, so fällt aller Widerstand weg, den ich jetzt noch erfahre.

Lange konnte sich der Regent zu einem Schritte, der auf ihn den Schein des Unvermögens warf, nicht entschließen. Desto mehr gab sich Dubois Mühe, ihn an diese Idee zu gewöhnen. Er machte es allen, welche etwas von ihm erwarteten, zur Pflicht, ihn bei dem Regenten zu loben, und entfernte alle, denen er diesen Vorsatz nicht zutraute, oder suchte sie, wenn sie mächtig waren, durch Ehrerbietung und Diensteifer zu gewinnen. Der Regent merkte es wohl, aber es ermüdete ihn sich darüber heraus zu lassen. Unter andern bediente sich Dubois eines sehr feinen Spitzbuben, des Bischofs von Sisteron, eines Jesuiten, der eben von Rom kam und dem er eine Menge Pfründen versprach, wenn er in der Audienz bei dem Regenten sagen wollte: der röm. Hof sey mit Dubois Talenten äußerst zufrieden und erwarte ihn bald mit dem Titel eines ersten Ministers bekleidet zu sehen, indem gedachter Hof überzeugt sey, daß der Herzog für seine Ruhe und für das Wohl des Staats keine beßre Wahl treffen könnte. — Lafsitau richtete seinen Auftrag aus, aber der Regent, der den Löwen an der Klaue erkannte, unterbrach ihn auffahrend: Zum Teufel, was will dein Kardinal? hat er nicht schon die ganze Gewalt eines ersten Ministers? aber er kann nicht ruhen, bis er

auch den Titel hat. Und wie lange wird er ihn genießen? Die Fr..... haben ihn so mitgenommen, daß er bei lebendigem Leibe verfault; der Chirurg, der ihn untersucht hat, versichert, daß er keine 6 Monat mehr zu leben habe. — Sollte das wahr seyn, gnädiger Herr? erwiederte Laffitau. — Zuverläßig, du sollst es vom Arzt selbst hören. — In diesem Fall würde ich Ihnen rathen ihn bald möglichst zum ersten Minister zu erklären. Bei der sich immer mehr nähernden Majorität des Königs müssen Sie doch darauf denken Sich zu erhalten. Bei so vielen Feinden, die ein Mann Ihres Standes findet, kann es nicht fehlen, daß man den König von Ihnen abwendig zu machen sucht, und es könnte denselben wohl glücken, auch wenn der König Sie wegen ihrer Talente fortführe zu achten. Es würde auffallend seyn, wenn Sie sich nach vollendeter Regentschaft zum ersten Minister ernennen ließen. Ist aber schon einer ernennt, so können Sie nach seinem Tode ohne Aufsehen seine Stelle einnehmen, und man wird Ihre Bescheidenheit wie Ihre Anhänglichkeit an den König rühmen.

Der Regent fand diese Vorstellung nicht ungegründet, und Dubois strahlte von Freude, bald seinen Entzweck zu erreichen. Nur ein Mann stand ihn im Wege, dessen feindselige Gesinnung er kannte, der Marschall von Villeroi, des Königs Gouverneur. Um ihn zu gewinnen, wandte er alle Höflichkeit und Ehrerbietung an, die ihm zu Gebote stand; er war auch einmal dran sich mit ihm

zu versöhnen; allein der Adelstolz, eine böse Krankheit, die sich oft in dem Mark des Menschen verbirgt, wenn die sichtbaren Theile des Körpers ganz frei davon zu seyn scheinen, verdarb die Sache wieder und vermochte Dubois, sich denselben vom Halse zu schaffen, und zwar durch den Regenten, welcher seiner abentheuerlichen Sorgfalt für den jungen König längst überdrüssig war.

Die Gelegenheit fand sich bald. Villeroi hatte nämlich, aus geheimen Haß gegen den Regenten, so oft dieser mit dem jungen König von Regierungsangelegenheiten heimlich sprechen wollte, den Kopf dazwischen gesteckt und gesagt, daß nichts geredet werden dürfe, was er nicht hörte. Der Regent war oft empfindlich darüber gewesen, hatte aber geschwiegen. Jetzt beschloß er zu Villeroi's Nachtheil Gebrauch von seiner Albernheit zu machen.

Er gieng zum König und bat ihn, sich mit ihm in ein Nebenzimmer zu begeben, um ihn ein Wort ohne Zeugen zu sagen. Der Hofmeister widersetzte sich dem Begehren mit der ganzen Autorität seines Amts. Der Herzog erwiederte mit der größten Milde, die ihm zu Gebot stand, daß der Herr Marschall es billig finden müßte, wenn der Reichsverweser den künftigen Regenten nach und nach mit den Geheimnissen des Staats bekannt machte, die keine Zeugen zuließen. Villeroi, welcher diese Milde für Schwäche hielt, erwiederte mit großem Nachdruck, daß er die Pflichten und Rechte seiner

Stelle allzugut kenne, um nicht zu wissen, daß er dem König keinen Augenblick aus den Augen lassen dürfe, und daß derselbe jetzt noch keine Geheimnisse für ihn haben dürfe. Jetzt veränderte der Regent seine freundliche Miene in die der Ueberlegenheit, die ihm als Mann von Verstand im Nothfall sehr wohl anstand, und sagte, Sie vergessen sich, mein Herr, und fühlen die Stärke Ihrer Ausdrücke nicht. Wäre der König nicht gegenwärtig, so würde ich Sie behandeln, wie Sie verdienen. Ohne Villeroi's Antwort zu erwarten, verbeugt er sich gegen den König und geht hinaus. Villeroi folgt ihm, fängt eine Rechtfertigung an, die aber der Regent blos durch einen Blick voll Verachtung erwiedert. Der Muth war ihm dadurch so gefallen, daß er sich gegen jeden, der ihn vorkam, mit seiner Pflicht entschuldigte, und beklagte, daß der Regent seinen Eifer dem Vorsatz, ihn zu beleidigen, zuschreibe. Es läßt sich leicht denken, daß alle Höflinge die strengste Neutralität beobachteten und ihr Gesicht in die nöthigen Falten legten, um zu verbergen, was sie nicht sagen wollten. Endlich faßte Villeroi den herben Entschluß sich zum Regenten zu begeben und um Verzeihung zu bitten. Er ward aber nicht angenommen, sondern arretirt und auf 9 Stunden von Versailles gebracht. Kaum erfuhr dieses Fleury, so entfernte er sich ebenfalls in der Stille, weil beide sich gegenseitig das Versprechen gegeben hatten, daß, wenn einer vom König entfernt würde, der andere sich freiwillig entfernen wellte. Der

König ward äußerst traurig; er weinte, als ihm der Regent die Nachricht brachte und hörte gar nicht auf die Gründe, welche ihm derselbe vorlegte. Als vollends am nächsten Tage auch Fleury nicht erschien, so gieng der junge König von den Thränen zur Verzweiflung über, zerschlug die Fenster, und wollte weder essen, noch trinken, noch schlafen. Man darf sich darüber um so weniger wundern, wenn man bedenkt, daß Villeroi und Fleury den jungen König überredet hatten, er sey überall von Feinden seines Lebens umgeben, und könne nur seine Hofmeister als seine Schutzwehre ansehen.

Der Regent zog nun aufs schleunigste Erkundigungen über den Aufenthalt Fleury's ein, und kam ihm auf die Spur. Es ward sogleich ein Kurier an ihn abgeschickt, der denn auch die Nachricht zurückbrachte, daß er noch an demselben Tage zurückkommen würde. Seine Ankunft heiterte den König wieder auf, weil er ohnehin Fleury weit mehr liebte, als den Marschall Villeroi. Auch Fleury war innerlich froh, statt des stolzen und launigen Villeroi, in dem neuen Gouverneur, dem Herzog von Charost, einen sehr milden Mann über sich zu haben. Gleich darauf ward Dubois zum Premierminister erklärt.

Nachdem Ludwig XV. zu Rheims gekrönt worden, und am 16. Febr. 1723 seine Regierung selbst angetreten hatte, ward Dubois aufs neue in seinem Posten bestätigt, und hatte das Heft der Regierung gänzlich in den Händen. Er besetzte alle wichtige Stellen nach seinem Sinne, suchte

die Staatsschulden zu vermindern und das Parlament in Schranken zu halten. In demselben Jahre wählte ihn die versammelte Geistlichkeit zu ihrem Präsident, und er verlegte den Hof nach Meudon, um desto öfter die Ehre der Präsidenz genießen zu können.

Doch es lag bereits der Keim der nahen Zerstörung schon in den edelsten Theilen seines Körpers. Seine vielen Ausschweifungen hatten ihn Geschwüre in der Blase zugezogen, die ihm besonders in Bewegung fürchterliche Schmerzen verursachten, und von denen die Aerzte behaupteten, daß sie nur durch den Schnitt geheilt werden könnten. Erst nach langem Fluchen und Schelten und bloß auf die Bitte des Regenten entschloß er sich zu dieser grausamen Operation, die in Versailles vorgenommen werden sollte. Als ihm die Aerzte vorschlugen vor der Operation das Abendmal zu nehmen, fieng er aufs neue an, zu schmähen und zu rasen, und man konnte ihn kaum dahin bringen Beichte zu hören. Das Abendmal nahm er nicht, so sehr man ihn bat. Das Abendmal, rief er, das ist bald gesagt. Aber es giebt für die Kardinäle ein großes Cerimoniel; man gehe nach Paris zu Bissy und erkundige sich darnach. Endlich gieng die Operation vor sich. So lange er sich seiner bewußt war, lästerte er auf die Aerzte, bis der heftige Schmerz ihn seiner Sinne beraubte. Er starb am Tage nach der Operation und hinterließ ein sehr großes Mobiliarvermögen. Seine jähr-

jährlichen Einkünfte betrugen eine halbe Million Thaler.

Wir glauben dem Leser einen Gefallen zu thun, wenn wir hier ein paar Züge beifügen, die seinen närrischen Sinn beweisen. Er konnte schlechterdings keinen Widerstand leiden. Geschahe dieses, so ward er so wüthend, daß er auf den Tischen und Sesseln seines Zimmers umhersprang und alle Welt zum Teufel gehen hieß. Daher vermieden seine Leute sowohl als Jedermann, ihm zu widersprechen, wenn er bei übler Laune war. Er pflegte Abends sehr wenig, gewöhnlich nur einen Hühnerflügel zu essen. Eines Abends nahm ein Hund das gebratene Huhn, das man eben auftragen wollte, weg. Man steckte gleich ein zweites an den Spieß; in dem Augenblick aber verlangt der Kardinal sein Huhn. Der Haushofmeister ist in schrecklicher Verlegenheit; er sieht die Wuth des Kardinals voraus, wenn er ihm die Wahrheit sagt, oder zu warten bittet. Er besinnt sich aber und sagt gelassen: Sie haben ja schon gespeist, gnädiger Herr. — Ich gespeist? Das ist doch nicht möglich. — Allerdings, gnädiger Herr, wiewohl nur wenig. Sie schienen in tiefen Gedanken zu seyn. Wenn Sie aber befehlen, so wird man ein andres Huhn auftragen, das wird gar nicht lange dauern. — Indem sich der Kardinal wundert, tritt der Arzt ins Vorzimmer, die Bedienten treten um ihn und bitten ihn, sie zu unterstützen. Der Arzt hat Mitleiden und geht zum Kardinal,

der ihm entgegen ruft, daß seine Leute ihn bereden wollen, er habe gespeist, da er doch nichts davon wisse, und sich noch hungrig fühle. Das ist ein Zeichen von Gesundheit, erwiedert der Arzt. Die Arbeit scheint sie erschöpft und die wenigen Bissen den Hunger gereizt zu haben. Sie können ohne Gefahr noch einmal essen, nur wenig. Tragt auf, ruft er den Bedienten zu, ich will den Herrn Kardinal speisen sehen. Es geschahe; das zweite Huhn nach dem eingebildeten schmeckte ihm vortrefflich, und er war über dieses Zeichen von Gesundheit in der besten Laune von der Welt.

Eines Tages wollte ihm die Marquise von Conslaas, die Gouvernante des Regenten, ihre Aufwartung machen, hatte aber das Unglück, daß er sie nicht kannte und gerade bei übler Laune war. Kaum hatte sie angefangen: Monseigneur, so rief der Kardinal: Was Monseigneur! es geht nicht an. — Die Marquise wollte zeigen, daß sie nichts verlangte und fieng nochmals an: Aber Monseigneur! — Aber! Aber! hier gilt kein Aber! die Sache geht einmal nicht an. Sie fieng noch einmal an und wollte ihm die Ursache ihres Besuchs begreiflich machen. Aber er faßte sie bei den Schultern und drehte sie gegen die Thüre, in der Absicht, ihr das Geleite im eigentlichsten Sinn zu geben. Die Marquise glaubte, er sey toll, entriß sich seinen Händen und rief laut, man müsse ihn einsperren.

Das beste Mittel ihn zu besänftigen, war, einen gewissen Ton der Keckheit anzunehmen,

Einer seiner vertrauten Sekretairs, Namens Venier, arbeitete eines Tages mit ihm. Als sich ein Paket nicht gleich fand, das man nöthig hatte, fieng der Kardinal an zu toben, zu schelten, zu schreien: „Ich bin mit dreißig Commis schlecht „bedient, ich könnte hundert haben, ohne daß es „besser gienge.“ Venier sieht ihn kaltblütig an und schweigt. Dadurch wird der Kardinal noch wilder, faßt Venier beim Arm, schüttelt ihn und schreit: „So antworte doch, Schurke! Ists etwa „nicht wahr?“ — „Gnädiger Herr,“ antwortete Venier gelassen; „Nehmen Sie sich nur noch ei„nen einzigen Menschen an, der für Sie flucht, „dann werden Sie Zeit übrig behalten, und es „wird alles gut gehen.“ Der Kardinal fühlte das Drollige des Vorschlags und lachte drüber.

Fünftes Capitel.

Der Herzog von Orleans stirbt plötzlich. — Urtheile über seine Person und Tod. — Der Herzog von Bourbon erhält die Stelle des ersten Ministers. — Fleury behält sich das Geistliche Departement vor. — Der Herzog von Bourbon wird von seiner Maitresse, der Herzogin von Prie', regiert. — Man schickt die Spanische Prinzessin zurück, um den jungen König mit einer ältern Prinzessin zu vermählen. — Man wählt dazu die Tochter des abgesetzten Pohlnischen Königs, Stanislaus Lescinsky. — Große Freude des unglücklichen Königs über diese Verbesserung seines Schicksals. — Die Marquise von Prie' und der Herzog von Bourbon wollen den

Cardinal Fleury verdrängen, der sie aber überlistet, und den Herzog nebst der Marquise von Versailles entfernt.

Der Herzog von Orleans war sehr froh über den Tod des Cardinals, welcher zuletzt ein lästiges Uebergewicht über ihn erhalten hatte. Er schien sich auch unmittelbar nach diesem Todesfall den Geschäften aufs neue mit Anstrengung widmen zu wollen; allein er fühlte die Zerstörung seiner edelsten Kräfte allzusehr, als daß dieser Vorsatz hätte dauern können. Er überließ also die einzelnen Theile der Geschäfte den Staatssekretairen, und trieb seine Bacchanalien noch höher. Dadurch ward er so sehr geschwächt, daß er den ganzen Vormittag zu keinem Geschäfte mehr taugte. Die Aerzte baten ihn um Einstellung seiner Ausschweifungen, und sagten ihm einen baldigen Schlagfluß voraus, wenn er nicht nachließe, aber er erklärte, daß er gerade diese Todesart jeder andern vorziehe. Sie ward ihm wirklich zu Theil.

Am 2. Decebr. 1723. bemerkte sein Arzt Chirac, daß seine Gesichtsfarbe außerordentlich inflammirt, und seine Augen mit Blut unterlaufen waren. Er redete ihm also zu, gleich zur Ader zu lassen, richtete aber nichts aus. Die so nöthige Operation ward auf einige Tage unter dem Vorwand vieler Geschäfte verschoben. Der Herzog gab an diesem Tage die gewöhnliche Audienz, und nach derselben verfügte er sich in sein Zimmer,

wo eine seiner gefälligen Damen, die Herzogin von Phalaris, seiner wartete. „Ich freue mich Sie hier zu finden, rief er ihr beim Eintritt entgegen. Heitern Sie mich durch Ihre Erzählungen auf, ich habe fürchterliche Kopfschmerzen.“ Sie setzten sich beide neben einander an das Kamin. Kaum hatten sie sich niedergesetzt, so sank der Herzog ohnmächtig in ihre Arme. Sie rief um Hülfe, aber es war kein Diener da, weil man ihn in dieser Stunde gewöhnlich allein lassen mußte. Sie mußte also erst in den Höfen Leute aufsuchen, es kam auch ein Chirurg, der ihm eine Ader schlug, aber das Leben kehrte nicht zurück. So starb der Herzog von Orleans im 49. Jahre seines Alters an den Folgen seiner Laster; einer der besten Menschen, aber auch ein schreckendes Exempel, daß bisweilen der edelste Mensch zur tiefsten Verdorbenheit herabsinken kann.

Sein Tod ward sehr verschieden beurtheilt. Viele Staatsmänner sagten, daß Frankreich einen großen Mann verlöre; seine wenigen Vertrauten beweinten ihn als einen aufrichtigen Freund; die Frommen betrachteten seinen Tod als eine sichtbare Strafe Gottes; die Offiziers hofften, sich künftig besser zu stehen, als sie unter seiner friedliebenden Regierung gestanden hatten. Die Masse der Bürger war zufrieden, daß er nicht mehr herrschte, weil er den öffentlichen Credit zerstört, den Wuchergeist geweckt, das Eigenthum unsicher gemacht, die Sitten von Grund aus verdorben und das Laster emporgehoben hatte.

Das Gute, was sich von seiner Regierung sagen läßt, ist, daß er die blutigen Auftritte des Religionshasses unterdrückte und den Frieden von Aussen erhielt.

Die Nachricht von dem Tode des Herzogs war dem Könige sehr traurig, und der Bischof von Frejus hatte Mühe seine Thränen zu stillen. Bei der großen Anhänglichkeit, welche der junge König bisher gegen seinen Lehrer bewiesen, und die sich von Tag zu Tag verstärkt hatte, wäre es dem Lehrer ein leichtes gewesen, die Stelle eines ersten Ministers für sich zu erhalten, wozu ihm auch seine Freunde riethen. Allein er berechnete weislich, daß ein solcher Schritt der Nation misfallen, und ihm eine Menge Feinde und Neider aus der vornehmsten Classe erwecken mußte; er trug also bei, daß der König den Herzog von Bourbon-Condé zum ersten Minister erwählte, der denn gleich, in der nächsten Stunde nach dem Tode des Regenten, seine Bestallung erhielt.

Der Herzog von Bourbon, ein stolzer und beschränkter Mann, nahm sofort das ganze Aeußere eines Premierministers an, und Fleury bewies ihm alle seinem Stande zukommende Ehrerbietung, aber er wich auch nicht von dem König, wenn der Herzog Staatsgeschäfte mit ihm abhandelte. Da der König dem Fleury fortdauernd wenigstens eben so viel Vertrauen bewies, als dem ersten Minister, und die Minister und Sekretaire sehr gut wußten, daß Fleury

dem Herzog von Bourbon bei weitem überlegen sey, so bewarben sie sich sehr um seine Protektion, und brachten ihm heimlich ihre Portefeuilles zur Durchsicht. Sie erhielten dafür Dank und guten Rath.

Kurz darauf that Fleury auf eine sehr gute Art einen Schritt, der deutlich genug bewies, daß er nicht gesonnen sey dem Herzog für immer die ganze Macht zu lassen. Er stellte dem Herzog vor, daß sein Gewissen ihm nicht erlaube, einen so vielfach beschäftigten Mann auch noch die Angelegenheiten der Kirche verwalten zu lassen, weil diese allein einen Mann erforderten, um gehörig verwaltet zu werden. Er sey also gesonnen ihm diese Last abzunehmen. Entweder kannte der Herzog die damalige Wichtigkeit dieses Fachs nicht, oder er wollte einen Mann von Fleury's Ansehen nicht vor den Kopf stoßen, genug er überließ ihm diesen Theil der Staatsverwaltung, und machte ihn dadurch gleichsam zu seinem Collegen.

Ueberhaupt regierte der Herzog nicht selbst, er war nur eine regierende Figur, welche die Marquise von Prié, seine Maitresse, in Bewegung setzte. Diese Frau, deren Mann einige Zeit den Gesandschaftsposten in Turin bekleidet hatte, war sehr schön und sehr herrschsüchtig. Sie verbarg unter dem Schleyer der Naivität ein falsches Gemüth, kannte die Tugend nur dem Namen nach, und schweifte ohne Bedenklichkeit aus. Sie hatte über den Verstand des Herzogs ein solches Ueber-

gewicht gewonnen, daß sie ihn von allem überredete, was ihr beliebte, selbst von ihrer Treue, die sie vor seinen Augen verletzte, und daß er ohne ihre Bewilligung oder Rath kein wichtiges Geschäft vornahm. Weil sie aber wohl sahe, daß sie allein so vielerley Gegenstände nicht übersehen und beurtheilen konnte, so zog sie die bekannten Paris, vier Brüder, die sich aus niedrigem Stande zu sehr einträglichen Stellen aufgeschwungen hatten, stets zu Rathe, und bildete aus ihnen eine Art von geheimen Rath, wo alles festgesetzt wurde, was der Herzog thun sollte. Darunter gehören die Erneuerungen jener harten Gesetze gegen die Protestanten, welche unter Ludwig XIV. gegeben worden waren, und die Einführung des funfzigsten Pfennigs von allen Gütern auf 12. Jahre.

Der Herzog von Bourbon und die Marquise von Prie dachten jetzt auf nichts so ernstlich, als den möglichen Wechsel ihres Glücks zu verhüten. Dieser Fall mußte eintreten, wenn der schwächliche Ludwig ohne Kinder starb, und die Regierung entweder dem Hause Orleans, oder dem Spanischen Hofe anheim fiel. Und wie lange konnte es noch dauern, ehe der funfzehnjährige König Erben erzeugte, da die Spanische Infantin jetzt erst acht Jahr alt war? Daher beschloß man, den König mit einer Prinzessin zu vermählen, mit welcher er bald das Beilager halten könnte, und die Spanische Prinzessin zurückzuschicken. Das letztere geschahe zum großen

Verdruß des Spanischen Hofes, und am erstern arbeitete man ohne Zeitverlust. Aber es war so leicht nicht, eine Braut für den König zu finden, welche den Absichten der Marquise von Prie, fortzuregieren, entsprach. Anfangs fiel sie auf die Schwester des Herzogs von Bourbon, Mademoiselle de Vermandois; als aber diese allzuviel kindlichen Gehorsam gegen ihre Mutter blicken ließ, welche ebenfalls gern regieren wollte, wußte sie dem Herzog die Sache auszureden. Nachdem man die Qualitäten aller Europäischen Prinzessinnen durchgegangen war, blieb ihre Wahl bey der Prinzessin Lescinska, der Tochter des vertriebenen pohlnischen Königs Stanislaus Lescinsky stehen, der damals einen Zufluchtsort in Frankreich gesucht und gefunden hatte. Nach der Schlacht bei Pultawa war er mit Carl XII. in die Türkey gezogen, und seit der Rückkehr dieses Königs hatte er in Zweibrücken gelebt. Nach Carls XII. Tode, der ihn möglichst unterstützte, war er ohne alles Vermögen und selbst mit Gefahr seines Lebens nach Frankreich gekommen, und hatte von den Regenten die Bewilligung erhalten, sich auf einem Dorfe in der Nähe von Landau niederzulassen. Weil er sich auch hier in Gefahr befand, aufgehoben zu werden, so wieß man ihm anfangs Landau und dann Weißenburg zu seinem Aufenthalt an.

Hier traf ihn der Brief des Herzogs von Bourbon, der seiner Tochter den französischen Königsthron anbot. Er eilte mit demselben in

das Zimmer seiner Gemalin und Tochter und rief beim Eintritt: Fallt mit mir auf die Kniee und dankt Gott! — Ach Vater, sind sie wieder auf den Pohlnischen Thron gesetzt? — rief die Tochter. — Der Himmel ist uns günstiger, erwiederte Stanislaus, du bist Königin von Frankreich. Man kann sich die Freude des Vaters und der Familie denken. Sie, die bis jetzt der Verachtung, der Verfolgung und oft dem Mangel Preis gegeben waren, sahen sich auf einmal außer aller Gefahr und Noth. Stanislaus, der seine geliebte und fromme Tochter schon ein paar Fürsten ohne Erfolg angeboten, der im Begriff war sie einem französischen Obristen aus vornehmen Hause, dem Grafen von Estrée zu geben, sahe sie auf einem der glänzendsten Thronen von Europa steigen.

Er begab sich hierauf mit seiner Familie nach Strasburg, wo die französischen Ambassadeurs förmlich um die Prinzessin anhielten, und wohin zugleich die Hofhaltung der künftigen Königin entgegen geschickt wurde. Der Herzog von Autin, einer von den Ambassadeurs, ließ in der Bewerbunsanrede die Worte einfließen: „der Herzog von Bourbon hätte zwar eine von seinen Schwestern vorziehen können, er habe aber hauptsächlich die Pohlnische Prinzessin wegen ihrer Tugend vorgezogen.“ Dieses empfand eine der anwesenden Schwestern des Herzogs von Bourbon so übel, daß sie den Redner durch die Worte unterbrach: „d' Autin sieht wohl meine Schwestern

„und mich für Huren an." Ob übrigens die Prinzessin nicht lieber den Estrées geheirathet hätte, den sie sehr liebte, wäre wohl eine Frage. Wenigstens antwortete sie auf die Beschreibung, welche man ihr von den körperlichen Vorzügen des Königs machte: das vermehrt nur meine Angst. Sie ward in der Domkirche zu Strasburg dem Herzog von Orleans als Bevollmächtigtem angetraut, und am 4. September 1725. ward die Hochzeit in Fontainebleau gefeiert.

Die neue Königin bewies gegen die Marquise von Prie und den Herzog alle Erkenntlichkeit und Folgsamkeit, welche sie nur fordern konnten. Sie liebte den König pflichtmäßig und strebte sein Herz zu gewinnen, ohne sich weiter um Staatsangelegenheiten zu bekümmern. Der König fieng bereits an die Geschäfte beschwerlich zu finden, und zerstreute sich durch die Jagd und durch Reisen nach Chantilli, Rambouillet und Marly. Der Herzog und seine Maitresse hatten also ganz freie Hand. Denn daß er täglich die Hauptgeschäfte dem König summarisch bekannt machte, oder wie man sich ausdrückte, mit dem König arbeitete, das konnte sie an der Ausführung ihrer Absichten nicht hindern, da sich der König bei seinen noch geringen Erfahrungen und mäßigen Fähigkeiten überall auf ihren Rath verließ.

Und doch war ihr Glück noch nicht vollkommen. Wie die Weiber sich selten zu mäßigen wissen, wenn ihnen eine Art Herrschaft zugestanden

wird, so störte auch die stete Gegenwart Fleury's bei des Herzogs Conferenzen mit dem König die Gemüthsruhe der Marquise dermaßen, daß sie den Herzog überredete sich denselben vom Halse zu schaffen. Ueberdies hatte sie es gleich anfangs verdrossen, daß Fleury die kirchlichen Angelegenheiten über sich genommen hatte, zu deren Verwaltung sie sich als ein schwaches Werkzeug eben so fähig als geneigt fühlte. Um seiner auf eine ungezwungene Weise los zu werden, ließ sie den König durch den Herzog überreden, in den Zimmern der Königin zu arbeiten wie Ludwig XIV. bei der Maintenon gethan hatte. Dahin konnte natürlich Fleury seinen Zögling nicht oft begleiten, und die Marquise war des Vorsatzes, bei diesem geheimen Rathe die dritte Stelle einzunehmen. Der König ließ sich auch nach seiner gewöhnlichen Willfährigkeit überreden. Eines Tages kam Fleury eben, als der König zur Königin gehen wollte, und den Herzog erwartete. Als dieser nicht erschien, gieng der König heraus, ohne ein Wort zu sagen, und gerade zur Königin, wo der Herzog schon war. Fleury blieb die Stunde der Arbeit allein, und als niemand kam, merkte er wohl, daß man ihn nicht mehr haben wollte. Er begab sich darauf in seine Wohnung und schrieb dem König, daß ihn der bewiesene Mangel an Vertrauen sehr schmerze, und daß er beschlossen habe, seine noch übrigen Tage in der Entfernung vom Hofe zuzubringen. Nachdem er den Brief dem ersten Kammerdiener übergeben hatte, reiste

er nach Issy in ein Sulpicianerkloster, wo er sich sonst bisweilen aufgehalten hatte.

Der König ward bis zu Thränen gerührt, als er den Brief las, und verbarg sich in seine innersten Zimmer. Der Kammerdiener meldete es dem Herzog von Mortemar, der gleich herbeieilte, um die Ursache seiner Betrübniß zu erfahren. Es dauerte lange, ehe der König sich erklärte. Kaum aber war es geschehen, so sagte Mortemar voll Verdruß und Eifer, daß es ja nur bei ihm stände, dem Herzog zu befehlen, daß Fleury wieder zurück komme, und erbot sich dem Herzog diesen Befehl selbst zu überbringen. Nach einigem Zögern gab der König seine Einwilligung, und Mortemar hinterbrachte den Befehl in einem Ton, der dem Herzog Gehorsam gebot. Nachdem der Courier abgeschickt war, hielt man bei der Marquise von Prie geheimen Rath, um sich für seine Maaßregeln zu bestimmen, und fiel endlich auf das Auskunftsmittel, den Bischof auf dem Weg von Versailles anhalten, und in eine entferntere Provinz reisen zu lassen, wo man ihm eine lettre de cachet zuschicken, und auf diese Art in Verbannung halten wollte. Dem König konnte man leicht glauben machen, der Bischof möge nicht zurückkommen.

Allein dem Bischof war es mit seiner Entfernung so wenig Ernst gewesen, daß er schon zu Versailles ankam, als jener geheime Rath noch berathschlagte. Der König empfieng ihn wie ei-

nen Vater, der Herzog und die Marquise stellten sich erfreut, und der alte Bischof hüllte sich in eine kluge Höflichkeit, um den ernstlichen Vorsatz, seine Feinde zu entfernen, mit der nöthigen Sicherheit ausführen zu können. Seitdem bewies zwar der Herzog dem Bischof gegen seine Art, viel Hochachtung, die Marquise gab auf, was sie nicht erhalten konnte, und erklärte sogar dem Bischof, daß sie den Herzog nicht mehr für ihren Freund erkenne, weil er ihrem guten Rath nie folge; allein der alte Politiker blieb von der Nothwendigkeit überzeugt, daß seine Feinde entfernt werden müßten. Nicht lange darauf verwieß der König den Herzog und die Marquise auf ihre Güter. Der Herzog ertrug sein Exil als Mann, aber die Marquise grämte sich nach und nach so ab, daß sie 15. Monate nach ihrer Entfernung im 29. Jahre ihres Alters starb. (1726.)

Sechstes Kapitel.

Fleury regiert allein und macht trefliche Anstalten zum Wohl des Reichs — er sucht vorzüglich den Frieden zu erhalten. — Ludwig wählt sich eine kleine Anzahl zu seinen Vertrauten. — Fleury lenkt seine Neigung zur Galanterie, absichtlich auf die Gräfin von Mailly — macht mehrere trefliche Anstalten.

Fleury regierte nun allein, und es hat im ganzen 18. Jahrhunderte für Frankreich keinen bessern

Zustand gegeben als unter seiner Regierung. Indem man nach der Verbannung des Herzogs von Bourbon erwartete, daß er sich zum Premierminister würde ernennen lassen, rieth er dem König diesen gefährlichen Titel abzuschaffen, und begnügte sich mit dem Wesen der Gewalt. Die meisten Creaturen oder Angestellten des Herzogs von Bourbon wurden entfernt, und andere, die sich durch Einsichten, Redlichkeit und Friedfertigkeit auszeichneten, an ihre Stelle gesetzt. Er machte dem Volk die Freude, den funfzigsten Pfennig abzuschaffen, beschnitt denen, die sich unter den vorigen Ministern unrechtmäßig bereichert hatten, die Flügel, hielt auf strenge Ordnung in den Finanzen, sparte, wo etwas zu ersparen war, und lebte selbst nach den Grundsätzen, die er Andern vorschrieb. Seine Einnahme, seine Tafel, seine ganze Haushaltung war mäßig. Er ließ die Abgaben mit Menschlichkeit herbeischaffen, und darum wurden sie williger und richtiger bezahlt. Schon dadurch allein erwarb er sich die Liebe der arbeitenden Classe, und konnte desto ruhiger den Tadel derjenigen übersehen, die ihm vorwarfen, sein Geist sey nicht fähig die Dinge im Großen zu sehen, die immer von der Ehre des Königs und der Nation sprachen, ohne zu wissen, daß das Wohl der Nation die höchste Ehre des Königs sey. Dabei bestrebte er sich mit seinen mächtigen Nachbarn Frieden zu erhalten, und dadurch Handel und Ackerbau sich ungestört erheben zu lassen. Es gelang ihm durch das Vertrauen, welches

man in seine edeln Absichten setzte, Oesterreich, Spanien, England und Frankreich auf eine Zeit zu vereinigen. Gegen Spanien, welches, wegen der Zurücksendung der Infantin, noch immer auf Frankreich erbittert war, ließ Fleury den König von Frankreich einen Schritt thun, den andere als herabwürdigend betrachtet haben würden. Er veranlaßte denselben, bei der Geburt eines spanischen Infanten dem König von Spanien Glück zu wünschen, und vertilgte dadurch den Groll aus dem Herzen des Königs. Die Königin von Spanien war freilich nicht so leicht zu befriedigen. Sie verlangte, daß der französische Gesandte bei der Privataudienz, die beide Majestäten ihm geben würden, auf den Knien bäte, die Beleidigungen des vorigen Ministeriums zu vergessen. Auch diesen Schritt ließ Fleury aus Liebe zum Frieden thun. Der französische Gesandte mußte sich bei seinem Eintritt zu dieser demüthigenden Stellung bequemen. Die Königin, welche ihre Eitelkeit einige Augenblicke kitzeln wollte, schien es nicht zu bemerken; aber der König ließ ihn gleich wieder aufstehen, stellte ihn der Königin vor, und bat, sie möchte künftig in dem Könige von Frankreich blos den Neffen vor Augen haben, und die nöthige Eintracht zwischen beiden Reichen zu erhalten suchen.

Bei diesen wirklich edeln Absichten war Fleury (der im Jahr 1727. die Cardinalswürde erhalten hatte) emsig bemüht, alle Personen vom

König

König zu entfernen, die ihm gefährlich werden konnten, und ihn mit solchen zu umgeben, die ihm Verbindlichkeiten schuldig wären, oder von denen er nichts zu fürchten hätte. Zum Glück fiel die Neigung des Königs selbst vorzüglich auf den Grafen von Clermont, der mit ihm erzogen war, und sich nur mit seinem Vergnügen beschäftigte, und auf den Grafen von Toulouse, der wegen seiner Redlichkeit allgemein geschätzt wurde. Seine weiblichen Freundinnen, mit denen er einen vertrauten Umgang unterhielt, waren die Gräfin von Toulouse und Mademoiselle de Charolois.*) Dieser Umgang war damals ganz unschuldig, weil der König seine Gemalin sehr liebte, und diese ihn durch ihre Frömmigkeit in den Schranken der ehelichen Treue zu erhalten suchte.

Die vorzüglichste Erholung gewährte dem König die Jagd zu Rambouillet, bei dem Grafen von Toulouse. Hier entkleidete er sich gänzlich des lästigen Glanzes, lebte als Mensch und Freund der Natur und Liebe, und wählte nur eine kleine

*) Diese Charolois war übrigens kein Muster der Tugend. Sie hatte von Jugend auf mehrere Liebhaber und fast jährlich ein Kind gehabt. Sie gab sich zur Zeit der Niederkunft auf 6. Wochen für krank aus, und der Hof erkundigte sich dann nach ihrem Befinden als einer gewöhnlichen Kranken. Ein ehrlicher Schweizer, der noch nicht recht auf die gebräuchliche Antwort abgerichtet war, erklärte einst auf eine solche Erkundigung: Die Prinzessin befindet sich den Umständen nach wohl, und ihr Kind auch.

ausgesuchte Begleitung zu seiner Gesellschaft. Der Tag wurde gewöhnlich mit der Jagd der wilden Thiere zugebracht, deren es in dem weitläuftigen Thiergarten eine große Menge gab. Diese Beschäftigung stärkte unvermerkt und wohlthätig die bis dahin schwache Gesundheit des Königs, und zerstreute die Melancholie, zu welcher er durch die Beschaffenheit seines Körpers und seine bisherige Lage sehr geneigt war. Des Abends genoß er nach reichlicher Ermüdung eine ausgesuchte Mahlzeit, und man war aufgeräumten Muths bis in die späte Nacht.

Der Cardinal Fleury kam nicht zu diesen Festlichkeiten, aber er erfuhr alles, was dabei vorgieng, namentlich daß die Prinzessinnen bisweilen ein wenig interloquirten, und daß mancher von diesem Aufenthalt aus, seinen Abschied erhielt. Weil aber die Personen, die es betraf, nicht sehr wichtig waren, und der Cardinal von allem, was geschehen sollte, Nachricht erhielt, so ließ er es hingehen. Wahrscheinlich war es die muntere Laune der Gesellschafterinnen, welche in dem König an diesem Ort zuerst den Hang zur Galanterie oder zu Ausschweifungen erweckte, die ihn späterhin so verhaßt, und seine Regierung so unglücklich für Frankreich gemacht haben. Der Cardinal sahe schon damals voraus, daß Vorstellungen diese Neigung nicht aufhalten würden; er ersparte sie also, und suchte die erste Neigung des Königs durch die Wahl der Gräfin von Mailly, einer gutmüthigen Person, so unschädlich als möglich zu machen. Sie

mußte das Versprechen ablegen, daß sie sich mit der Galanterie begnügen, und nichts gegen die Personen unternehmen wollte, welche das Vertrauen und die Achtung des Königs besäßen.

Indem der Cardinal diese aufkeimende Neigung des Königs sorgfältig beobachtete, arbeitete er unablässig an dem Wohl des Staats. Er ließ die abgebrannte Stadt St. Menehould wieder aufbauen, errichtete 6 Compagnien Cadets, welche von geschickten Offizieren in der Kriegskunst unterwiesen wurden; er dotirte den Militairorden mit neuen Renten; er ließ Lustlager zur Uebung der Truppen halten; er züchtigte die Seeräuber von Tripoli, das er zusammenschießen ließ, und die Genueser, welche die französische Flagge nicht respektirt hatten; er errichtete einen königlichen Handelsrath, der alle vierzehn Tage in Gegenwart des Königs arbeiten mußte; er ließ an einem Canal in der Pikardie arbeiten; er stiftete in Constantinopel ein Collegium, die türkischen Bücher zu übersetzen; er vermehrte die königliche Bibliothek mit mehrern tausenden morgenländischen Handschriften, und ließ mit großen Kosten für den botanischen Garten Gewächse und Sämereien ankaufen; er schickte eine Anzahl Gelehrter unter den Aequator und an den Nordpol, um durch astronomische Messungen die Figur der Erde genauer zu bestimmen.

Siebentes Kapitel.

Fleury wird wegen der pohlnischen Königswahl in einen Krieg verwickelt. — List, durch welche Stanislaus nach Pohlen kommt — ist nicht glücklich und muß entfliehen. — Die Franzosen führen den Krieg in Italien mit Glück nnd nöhigen den Kaiser zum Frieden.

Ungeachtet seiner Friedensliebe ward der Cardinal doch bald genug in einen Krieg verwickelt. Am 1. Febr. 1733. war der bisherige König von Pohlen August II. gestorben. Das franz. Kabinet fand für gut, oder hielt es für die Ehre seines Königs nothwendig, auf die Pohlnische Krone für den Vater der regierenden Königinn, Stanislaus Lescinsky, Anspruch zu machen. Da der Sohn des Churfürsten von Sachsen ebenfalls auf diese Krone Anspruch machte, und sich vornehmlich um Oesterreichs und Rußlands Beistand bewarb, so war ein Krieg unvermeidlich. Frankreich suchte indessen so viel Vorsprung zu gewinnen, als möglich war. Fleury wendete die Kabinetskünste der Ueberredung und Bestechung in Pohlen an, und brachte den größten Theil der Pohlnischen Magnaten auf seine Seite. Weil man glaubte, die Gegenwart des Stanislaus, dem seine persönliche Rechtschaffenheit schon bei seiner ersten Thronbesteigung viele Freunde verschaft hatte, würde

ihm von großem Nutzen seyn, und doch sehr zu befürchten war, daß er von den Russen, die bereits in Pohlen standen, aufgehoben werden könnte, so bediente man sich folgender List, um ihn nach Pohlen zu bringen. Er nahm öffentlich von der königl. Familie zu Versailles Abschied mit dem Vorgeben, daß er sich zu Brest einschiffen und nach Pohlen gehen wolle. Unterwegs kehrte er zu Perni bei dem Cardinal Bissy ein, wo das Geheimniß der Reise sich entwickelte. Hierher hatte man einen Malteserritter Namens Thiauge beschieden, der dem König von Pohlen an Alter und Gestalt ziemlich gleich war, und den man in den König von Pohlen umkleidete. Nachdem es dunkel geworden war, stieg dieser angekleidete König in Stanislaus Kutsche und ward von den wenigen Personen, welche ihn begleiteten, für den König gehalten, besonders da er sich selten sehen ließ und wenig redete. Auf diese Weise langte er bei der Flotte an, die bei Lemany lag und ihn mit dem Donner der Kanonen empfieng. Er schiffte sich ein, ertheilte unterwegens als König von Pohlen mehrern Bittenden Gnadenbezeugungen, und kam am 21. Sept. vor Kopenhagen an, wo die Komödie ihr Ende erreichte. Der wahre Stanislaus war unter dem Titel eines Kaufmannsdieners, in Begleitung seines Herrn, eines Ritters Solignac, zu Lande über Berlin nach Pohlen gereiset, und schon vor dem 12. Sept. als dem Wahltage in Warschau angekommen. Er ward fast einstimmig zum König gewählt. Man ist der Meinung,

daß er sich behauptet haben würde, wenn er sich gleich nach seiner Wahl an die Spitze des ihm ergebenen Adels gesetzt, und seine Gegner aus einander getrieben hätte. Allein wenn dieses schon an sich nicht wahrscheinlich ist, so lag es nicht in seinem Charakter, sich den Weg zum Throne über Leichen zu bahnen. Er blieb also unthätig. Seine Gegner verstärkten sich, schreckten die Pohlen durch Drohungen, rückten in Warschau ein, trieben den Reichstag aus einander, und nöthigten Stanislaus, sich mit einem Theil seiner Anhänger nach Danzig zu flüchten. Bald darauf ward der Churfürst von Sachsen mit Gewalt der Waffen zum König von Pohlen erwählt, ein Preis auf den Kopf des Stanislaus gesetzt und Danzig durch die Russen belagert (vom 2. März 1734. an). Die wenigen Truppen, welche Fleury dem geängstigten König über das Meer zu Hülfe schickte, waren nicht im Stande Danzig zu befreien, so tapfern Widerstand die Bürger auch leisteten. Man sahe den Fall der Stadt als nahe an, und Stanislaus entflohe in Fischerkleidung aus der Stadt, durchstreifte unter mancher andern Verkleidung die Russische Armee, und kam, nach vielen Mühseligkeiten und Gefahren, endlich nach Königsberg in Preußen, von da er nach einiger Zeit wieder nach Frankreich zurückkehrte.

Die Beschimpfung des Stanislaus machte wenigstens einen Scheinkrieg nöthig. Um sicher zu gehen, bewarb sich Fleury um Englands und Hollands Neutralität, die ihm zu Theil ward, und

der auch Venedig beitrat. Mit Spanien und Sardinien schloß er eine Allianz und griff den Kaiser in Italien und am Rhein zugleich an. Der Plan gieng dahin, daß Frankreich das teutsche Reich angreifen, den König von Sardinien in den Angriffen auf die Lombardei unterstützen, und daß Spanien für sich Neapel und Sicilien erobern sollte. Die Franzosen nahmen unter Berwyk, dem Marschall von Sachsen, Asfeld und Noailles, Kehl und Philippsburg ein, (1734) wurden aber durch die Klugheit des Prinzen Eugens an weitern Fortschritten gehindert. In Italien hatten die Franzosen unter Villars leichteres Spiel. Mehrere Städte der Lombardei fielen ohne Widerstand in ihre Gewalt, und sie schlugen auch die kaiserliche Armee unter Mercy bei Parma und bei Guastalla unter Königseck. Noch glücklicher waren die Spanier unter dem Infanten Don Carlos in Neapel. Die Hauptstadt unterwarf sich ihnen ohne Schwerdstreich, und huldigte Don Carlos als König; die kleine Oesterreichische Armee ward bei Bitonto geschlagen. Nicht mehr Schwierigkeiten fand Don Carlos in Sicilien, das sich ihm willig unterwarf, und er ward schon im Jul. 1735 von Frankreich als König beider Sicilien anerkannt.

So viel Unglück zwang den Kaiser zum Frieden. Die Furcht noch mehr zu verlieren, bewog ihn, das Verlorne aufzuopfern. Die Präliminarien wurden am 3. Oct. 1735. zu Wien geschlossen. Spanien behielt für den Prinzen Carl bei-

de Sicilien; Sardinien bekam die zum Mailändischen gehörigen Landschaften Novarese und Tortona; der Kaiser als Ersatz Parma und Piacenza; Stanislaus bekommt die Herzogthümer Lothringen und Bar, welche der Herzog abtrat, und dafür die Anwartschaft auf Toscana erhielt. Frankreich gab dem Herzog von Lothringen eine Summe Geld und eine halbe Million Thaler Pension bis zur Besitznehmung von Toscana, wofür aber beide Herzogthümer nach dem Tode des Stanislaus an Frankreich fallen sollten. Ueberdieß behielt Stanislaus den Pohlnischen Königstitel.

Fleury hatte den Krieg ungern angefangen und endigte ihn mit Freuden. Er zeigte seine fortdauernden friedliebenden Gesinnungen durch die Vermittlung zwischen Oesterreich und der Pforte, durch den Subsidientractat mit Schweden, durch Tilgung der innern Unruhen in Genf, durch die Unterwerfung der rebellischen Corsen unter Genua's Herrschaft, obgleich die letztere Unternehmung nicht zu den glänzendsten gehört, die man ihm nachrühmen kann. Die Ruhe, welche Frankreich genoß, gab ihm die nöthige Muße, für das Wohl des Landes zu sorgen, und seine Aufmerksamkeit auf alle Zweige der Staatsverwaltung zu wenden. Er suchte den Gang der Processe zu verkürzen, über den Bevölkerungszustand von Frankreich genaue Nachricht zu erhalten, den Aufwand der Offiziers im Felde einzuschränken ꝛc.

Achtes Kapitel.

Man trennt den jungen König von seiner Gemalin und giebt ihm eine Maitresse. — Ausschweifende Abendgelage in Rambouillet. — Der Cardinal Fleury beherrscht den König und wird von zwei Vertrauten beherrscht. — Man entfernt den König von der Theilnahme an den Regierungsgeschäften. — Seine Religiosität. — Ludwig verheirathet seine älteste Tochter an einen Spanischen Prinzen und wird darüber mit England in Krieg verwickelt und bald darauf in den Oesterreichischen Erbfolgekrieg. — Die Franzosen sind in diesem Kriege sehr unglücklich. — Fleury stirbt. — Schilderung seiner Fähigkeiten und seines Charakters.

Wir haben schon oben gedacht, daß der König in seinen Gesellschaften einen Hang zur Galanterie zeigte, und daß der Cardinal und diejenigen, die bei ihm in Ansehen stunden, besonders seine erklärte Freundin, die Prinzessin von Carignan, diesen Hang zu benutzen suchte, um sich bei ihrer Herrschaft über den König zu erhalten. Wir haben auch bereits erwähnt, daß Fleury die Gräfin von Mailly, als ein schickliches Werkzeug, die Lüste des Königs ohne Schaden seiner Oberherrschaft zu befriedigen, gefunden habe. Aber wir müssen hier anmerken, daß es damals dem Cardinal Fleury sehr wohl möglich gewesen, die Leidenschaft des Königs durch Vorstellungen zu bezähmen, und die Ausbrüche derselben weiter hinaus

zu schieben, wenigstens mußte er, als redlicher Mann, einen ernsthaften Versuch machen, die traurigen Folgen zu verhüten, welche Ausschweifungen bei dem Regenten in weit höherm Grade nach sich ziehen als bei jedem andern. Er konnte wissen, daß besonders religiöse Vorstellungen über das Herz des Königs viel vermochten, er wußte auch, daß der König einigen Höflingen, die ihn auf Schönheiten des Hofes aufmerksam machen wollten, die Antwort gegeben hatte: in meinen Augen ist die Königin die schönste. Allein die leidigen höhern Gesichtspunkte der Politik, die den schwachen abhängigen Monarchen so schlecht kleiden, und schon so viel Unglück gestiftet haben, bewogen den Cardinal, den Fall nicht abzuwarten, daß er der Königin überdrüssig würde, und seine Neigung auf einen andern Gegenstand lenkte, sondern ihn herbei zu führen. Man wird mit Abscheu den Gang dieser Verhandlungen lesen, und den guten Ludwig bedauern, der sich zwischen Geschöpfen ohne Ehre und Tugend befand, die sich vorsetzten, die Tugend aus seinem Herzen zu reißen, und dadurch ihre Herrschaft zu sichern, daß sie dasselbe zum Wohnsitz des Lasters machten. Zuerst wendete man sich an den Beichtvater der Königin, einen Jesuiten, um der Königin vorzustellen, daß sie ein sehr verdienstliches Werk thun würde, wenn sie sich, nachdem sie einen Kronerben und mehrere Prinzessinnen geboren, den fernern Umarmungen des Königs entzöge, und ihr Leben bloß der Andacht widmete. Diese Vorstellung rührte die

fromme Königin, die ohnehin wenig Neigung zur Wollust besaß, und sie setzte dem Verlangen des Königs eine standhafte Weigerung entgegen.

Ein solcher Empfang, dessen wahre Quelle der König nicht zu erklären wußte, setzte ihn in Wuth, und er schwur, sich einem solchen Versuch nicht zum zweitenmal auszusetzen. Kaum erfuhren die Verführer diesen Vorgang, so ward der Herzog Richelieu, ein Mann ohne Tugend und Sitten, der aber das besondere Vertrauen des Königs besaß, abgeschickt, um den zweiten Schritt zu thun. Er machte den König auf die wenige Befriedigung aufmerksam, die er bei seiner Gemalin fände, auf die Leere, die er oft in seinem Herzen würde gespürt haben, und stellte den Genuß sinnlicher Vergnügungen als das höchste Glück der Sterblichen, und als die einzige reelle Erholung für Fürsten vor, welche täglich die Last der Regierungssorgen zu tragen hätten. Auf diese Art brachte er den König dahin, die schon genannte Gräfin von Mailly insgeheim zu sehen. Man schildert diese Person keineswegs als schön; sie war 35 Jahr alt, hatte eine männliche Stimme und einen frechen Gang, und verstand sehr gut, was ihr an Schönheit abgieng, durch Putz zu ersetzen. Ihr wollüstiger Sinn bildete sich in ihren starren Augen ab. Dabei schreibt man ihr aber ein mitleidiges Herz, und eine stets heitre Laune zu. Es wäre ekelhaft, sich bei den Kunstgriffen aufzuhalten, durch welche sie sich des Königs bei den beiden ersten Zusammenkünften bemächtigte. Es

reicht hin, zu sagen, daß sie sich wie die frechste Buhlerin benahm, und auf die niedrigste Weise von dem gelungenen Unternehmen ihren Committenten Bericht abstattete. Seitdem überließ sich ihr der König ohne alle Schaam und Zurückhaltung, anfangs noch heimlich, bald aber wußte der ganze Hof davon; ja der Marquis von Mailly erhielt Befehl, sich von seiner Frau für immer abzusondern.

Die Königin erfuhr sehr bald die Untreue ihres Gemals, aber sie beklagte dieselbe im Stillen und machte ihm keinen Vorwurf. Der Cardinal hingegen, um den Verdacht des Mitwissens in den Augen des Volks von sich abzuwälzen, trieb die Heuchelei so weit, daß er dem König Vorstellungen machte. Er erhielt die Antwort, daß der König ihm die Führung seines Reichs überlasse, dagegen aber erwarte, daß man ihn für sein Vergnügen seinen Weg selbst wählen lassen werde. Der Cardinal wusch also öffentlich seine Hände in Unschuld, freute sich heimlich über des Königs Entschlossenheit, und ließ die erhaltene Antwort überall ausbreiten. Die Pariser machten Satiren und Spottgedichte, und die Frommen sahen den Liebeshandel des Königs als eine Handlung an, welche über lang oder kurz den Zorn des Himmels über das Land bringen würde.

Es schien, als ob der König die traurige Leidenschaft der Wollust bisher nur mit Mühe unterdrückt hätte, so sehr ließ er ihr, nachdem die Schranken einmal durchbrochen waren, den Zü-

gel schießen. Er warf seine Gunst auf die Schwester der Mailly, die ebenfalls verheirathet war, und ihre Nebenbuhlerin sehr bald zu verdrängen wußte. Ihr Hochmuth, ihr Neid, ihre Rachsucht, ihre Herrschbegierde und ihr Eigennutz, waren vielen unerträglich. Zum Glück starb sie bald im Kindbette, und wie man vermuthete, an Gift; eine Meinung, die man damals unter den Großen stets hegte, wenn jemand schnell starb, oder die Aerzte für eine Krankheit den rechten Namen nicht wußten. Sie hinterließ Ludwig einen Sohn, den Grafen de Luc, der ihm ganz ähnlich gesehen haben soll. Der König tröstete sich indessen sehr bald, und setzte den Umgang mit der ältern Schwester wieder fort.

Diese, unterstützt von der Charolois und der Gräfin von Toulouse, suchte sich jetzt der Sinnen des Königs ganz zu bemächtigen, und der Cardinal Fleury war es sehr zufrieden, daß der König sich um die Regierungsangelegenheiten gar nicht bekümmerte. Welch eine verderbliche Selbstsucht von einem achtzigjährigen Greise, der doch wissen mußte, wohin nach seinem Tode die Sinnlichkeit den König und sein Reich führen würde! Die herrschsüchtigen Weiber bestrebten sich um die Wette, ihn zu steten Jagdpartbien und Reisen zu überreden, und erfanden eine Art wollüstiger Abendmahlzeiten, zu denen lauter Vertraute geladen wurden. Man hielt dieselben in kleinen niedlichen Zimmern, die mit allem geschmückt waren, was den Sinnen schmeicheln und zur Wollust reizen konnte; die delikatesten Weine und Speisen wurden aufgesetzt;

die letztern wurden sogar bisweilen vom König selbst gekocht. Die Gesellschaften, die in diesen Zimmern zusammen kamen, waren in zwei Klassen getheilt, die man den weitern und engern Ausschuß nennen könnte. Zu dem erstern gehörten mehrere Personen, welche wenigstens äußerlich auf Sittsamkeit Anspruch machten. So lange diese zugegen waren, ward nur gespeist, und bis zur Lustigkeit getrunken, und die Unterhaltung drehete sich um witzige oder boshafte Einfälle und Galanterien. Hatten sich aber diese entfernt, so trat der enge Ausschuß zusammen, und nun war erlaubt, was sich die Zunge und der Körper erlauben kann, besonders ward Champagner getrunken, bis die Gäste einer nach dem andern einschliefen, oder unter den Tisch fielen. Die Mailly, welche den Champagner über alles liebte, hatte besonders auch dem König Geschmack daran beigebracht.

Im Anfange mischten sich jene Personen von der engen Vertraulichkeit nicht in politische Angelegenheiten; in dem Maaße aber, als ihre Gesellschaft dem König unentbehrlich ward, machten Hofkabalen ebenfalls einen Theil der Unterhaltung aus. Mancher bisher geschätzte Mann ward in Rambouillet dem Monarchen verdächtig gemacht, und mancher Taugenichts ihm empfohlen. Es bildeten sich zum großen Nachtheil der Regierung zwei Partheien, die der Mailly und die des Herzogs von Bourbon, welche einander auf alle Weise zu schaden suchten, und den König in seinem Urtheil zweifelhaft machten. Es ward sogar ein Versuch gemacht,

den Cardinal zu stürzen, der aber fehlschlug. Er befestigte sich vielmehr noch in der Gunst des Königs, welcher seiner Meynung in allen Stücken folgte.

Mit jedem Jahre wurde dem Cardinal die ungeheure Last der Regierungssorgen schwerer, und man bestärkte sich jetzt immer mehr in der Meynung, daß auch er sich in vielen Stücken leiten lasse. Außer der Prinzessin von Carignan, seiner Freundin, werden zwei Personen genennt, die einen großen Einfluß über ihn behaupteten, ein Abbe' Couturieur und Barjac, sein Kammerdiener. Die erste bekümmerte sich vorzüglich um die Vergebung der geistlichen Pfründen, und war aus diesem Grunde von den vornehmsten Familien des Reichs gesucht, und von den Jesuiten geschmeichelt, deren Interesse er nach Kräften besorgte. Der zweite hatte das Departement der noch möglichen Vergnügungen, und wußte den Cardinal in dem Maaße zu handhaben, daß er durch ihn handelte, indem jener durch sich selbst zu handeln schien. Er vergab immer durch seine Empfehlungen, die Stellen im Finanzfache, die, indem sie ihre Besitzer reichlich lohnten, für ihn auch ein beträchtliches abwarfen. Indessen kann man sagen, daß dabei keine allzugroße Unbilligkeit vorgieng.

Der König drehete sich unterdessen in dem Cirkel, welchen ihn der Cardinal vorgeschrieben hatte, und wohnte nur den wichtigsten Berathschlagungen im Staatsrath bei, bei welchen er jederzeit viel Achtsamkeit auf die Gründe erfahrener Staatsmänner,

und eine für einen König rühmliche Bescheidenheit bewies, ungeachtet seine Urtheile, wenn er einmal seine Meinung sagte, sehr richtig waren. Außer diesem regte man die Lust, an den Staatsgeschäften mehrern Antheil zu nehmen, eben nicht auf; man pries ihm vielmehr die Jagd unaufhörlich als eine wahrhaft königliche Beschäftigung an, und die Mailly ließ sichs angelegen seyn, ihn an Leib und Seele zu schwächen. Da indessen jeder Mensch sich nach Arbeit sehnt, so pflegte Ludwig bisweilen zu kochen, bisweilen zu drechseln. Er sprach gerne mit Leuten, welche in der Physik, Botanik und Astronomie Kenntnisse hatten; ja er fand sogar ein Vergnügen darin, mit Geistlichen über kirchliche Angelegenheiten und Lehren zu sprechen und zu streiten. Alle Religionsgebräuche und Ceremonien beobachtete er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit. Wenn er den Abend und einen Theil der Nacht in zügellosen Ausschweifungen durchwacht hatte, so betete er doch sein Abend- und Morgengebet mit großer Ruhe. So wie er täglich in die Messe gieng, betete er auch während derselben alle Kirchengebete wörtlich her, und verwendete kein Auge von seinem Gebetbuche. Allen Predigten und Vorübungen, denen einst Ludwig XIV. beigewohnt hatte, wohnte auch er bei, und er verlangte, daß jedermann den Dienern der Religion eben die Achtung bewiese, die er selbst für sie hegte. Selbst die witzigsten Religionsspötter, wie Voltaire, verabscheute er.

Seit

Seit dem Tode des Grafen von Toulouse (1738.) kaufte er das Schloß Choisi und bauete es. In demselben beschäftigte die Aufmerksamkeit des Hofes vorzüglich ein kleines Zimmer für die Maitresse des Königs, welches gerade über seinem Zimmer war, und durch eine geheime Treppe mit demselben zusammenhieng. Was man damals, als noch überladene geschnörkelte Zierrathen mode waren, zur äußersten Eleganz rechnete, war darin verschwendet und alle Bequemlichkeiten zu gewissen Absichten angebracht. Um hier so wenig als möglich Zeugen seiner geheimen Vergnügungen zu haben, setzte er einen seiner Vertrauten zum Castellan ein. Bald darauf bauete er noch ein kleineres Gebäude, das kleine Schloß genannt, das ebenfalls ein Schauplatz seiner geheimsten Vergnügungen wurde. Um daselbst die Freuden der Tafel genießen zu können, ohne einen einzigen Diener nöthig zu haben, war der Boden durchbrochen. Durch eine leichtbewegliche Maschinerie, sank mit einem Druck die Tafel hinab, ward mit neuen Gerichten besetzt, und wieder hinauf geschoben. Den Gästen zur Seite standen Weintischchen, die ebenfalls hinunter gelassen, und wieder herauf geschoben werden konnten. Auf jedem derselben lag Papier und Bleistift; man schrieb auf, was man verlangte, und erhielt es in einem Augenblick. — Er ließ auch zu Choisi ein kleines Theater anlegen, verbot aber die Stücke, welche zu klare Wahrheit gegen seine Sitten oder Regierung enthielten.

Im Jahre 1739. verheirathete Ludwig seine dreizehnjährige Tochter an den Infanten von Spanien, wodurch die vormalige Zurücksendung der spanischen Prinzessin wieder vergütet wurde. Frankreich wurde aber auch nun wegen Spanien in einen Krieg verwickelt, den Fleury bisher mit großer Kunst, und selbst auf Kosten der franz. Marine, welche er, um den Engländern keine Veranlassung zu Mißtrauen und Eifersucht zu geben, in schwachem Stande erhielt, verhindert hatte.

Seit dem Utrechter Frieden hatten die Engländer ausschließlich die Sklavenlieferungen für die Spanischen Kolonien. Der Handel war auf 4800 gesetzt, und die Spanische Regierung erhielt für jeden Kopf 33 Piaster Zoll. Da verlangten die Engländer, daß nur die runde Zahl gerechnet werden, und die 800 frei gehen sollten. — Ferner hatte die Gesellschaft de l'Assiento, welche die Sklaven einführte, die Erlaubniß, jährlich ein Schiff von 500 Tonnen nach Mexico zu schicken. Späterhin wurden die 500 Tonnen auf 800 Tonnen gesteigert, und die Engländer bedienten sich noch überdies der List, daß das bedungene Schiff im Hafen blieb, und unaufhörlich kaufte und verkaufte. Eine Fregatte gieng unter dem Vorwande, dem Schiffe Lebensmittel zuzubringen, stets ab und zu, und füllte das erste Schiff wieder mit Waaren an, so daß der Traktat dem Buchstaben nach erfüllt wurde. Es entstanden darüber Streitigkeiten zwischen den Unterthanen beider Regierungen, und nach und nach wurden von beiden Theilen die abscheulichsten

Grausamkeiten verübt und die Englischen Schiffe weggenommen. Die beiden Regierungen suchten sich zwar im Jahr 1739. durch den Traktat von Prado zu verständigen; allein die Erbitterung war bereits zu tief eingewurzelt, als daß man eine gütliche Ausgleichung hätte erwarten dürfen. Der Krieg brach in der Mitte des genannten Jahres zur See aus. Die Engländer nahmen am 1. Dec. Portobello weg, und glaubten bald das ganze Spanische Amerika erobern zu können.

Wenn dem Friedliebenden Cardinal schon dieser Krieg viel traurige Stunden verursachte, so ward sein Schmerz noch vermehrt, als er sich auch im Jahr 1740. in den österreichischen Erfolgekrieg verwickelt sahe. Es ist bereits an einem andern Orte *) die Entstehung dieses Krieges erzählt worden, nemlich die Ansprüche, welche mehere Mächte, namentlich Preussen und Bayern, an die Ländererbschaft der Kaiserin Maria Theresia machten, und wir beschränken uns hier blos auf den Antheil, den Frankreich daran nahm. Der Cardinal weigerte sich lange die pragmatische Sanktion umzustoßen; aber er war alt und schwach; die kriegerische Hofparthei warf ihm vor, er arbeite daran, Oesterreich wieder empor zu bringen, reizte dadurch seinen Ehrgeiß, und machte ihn wanken. Der Graf von Belleisle, einer von den fähigen und unruhi-

*) Geschichte der merkwürd. Begebenh. des 18. Jahrh. Th. I.

gen Köpfen, die immer etwas zu thun haben, und sich einen großen Namen machen wollen, also eine von den ewigen Geisseln der schwachen Menschheit, wußte dem Cardinal vorzüglich zweierlei begreiflich zu machen: 1) daß jetzt der Zeitpunkt da sey, Oesterreich einen tödlichen Streich zu versetzen, indem man ihm einen Theil seiner schönen Länder nähme, und ihn dem, zum Kaiser zu wählenden, Churfürsten von Bayern gäbe, wodurch zwei minder mächtige Nebenbuhler entstünden, mit denen Frankreich leichteres Spiel hätte; 2) daß dieser Krieg, wenn man nur den Anfang kräftig genug machte, schnell geendigt seyn würde. Der Cardinal fand beide Propositionen wahr; er nahm also den Krieg auf, und Belleisle erhielt vors erste den Auftrag, die deutschen Churfürsten zu gewinnen; was ihm auch bei den meisten gelang. Der Churfürst von Baiern ward am 4. Jan. 1742. zum Kaiser erwählt.

Zu Führung des Krieges verlangte Belleisle 140,000 Mann, nehmlich 90,000 von Frankreich, und 50,000 von Bayern, doch so, daß Frankreich sie besoldete. Aber der Cardinal brach schon in der Zusage ab, und war im Stillen des Vorsatzes, noch mehr abzubrechen, und einen Versuch zu machen, ob sich mit wenigem viel ausrichten ließe. Der Krieg fieng an, und man war glücklich, bald aber siegten die Oesterreichischen Armeen. Der König von Preussen war zufrieden mit seinen Eroberungen, und dachte auf den Frieden, den England, mit Schadenfreude über Frankreichs

Unglück, bereitwillig vermittelte. Das Schicksal der franz. Armee nach diesem Frieden, besonders in Prag, ist bekannt; sie ward eingeschlossen, und stand lieber die fürchterlichsten Mühseligkeiten aus, ehe sie sich, wie die Oesterreicher verlangten, auf schimpfliche Bedingungen ergeben wollte.

Der Cardinal Fleury hatte bisher die wahre Lage der Sachen dem König verschwiegen; die Nachricht, die er von dem Zustande der franz. Armee in Prag erhielt, machte es gefährlich, ein solches Stillschweigen länger beizubehalten. Um nicht selbst Ueberbringer einer so fatalen Nachricht zu seyn, veranstaltete er, daß ein Brief an die Gräfin von Mailly geschrieben wurde, worin die Lage der Sachen der Wahrheit nach berichtet war. Diesen Brief mußte die Gräfin zu der Zeit, wenn der König zu kommen pflegte, wie aus Versehen auf dem Tische liegen lassen. Alles gieng wie man wollte. Der Brief ward aufgenommen und gelesen; der König erschrack, aber er wagte es nicht dem Cardinal seinen Unwillen merken zu lassen. Er versammelte den geheimen Rath und ließ abstimmen, ob man die Truppen in Prag befreien, oder sie ihrem Schicksale überlassen sollte? Der Cardinal war für das letztere, indem er anführte, daß ihre Befreiung die bisher unnütz verschwendeten Kosten um vieles vergrößern würde. Die übrigen Minister hingegen behaupteten, daß die Ehre des Königs und der Nation durchaus erfordere, nicht nur jene braven Truppen zu befreien, sondern auch den neugewählten Kaiser ferner zu unterstützen. Es ward daher

beschlossen, die Armee am Niederrhein unter Maillebois, nach Böhmen marschiren zu lassen, und ihn beträchtlich zu verstärken. Er kam auch bis an die Gränze, hatte aber nicht den Muth vorwärts zu rücken, und zog gegen die Donau, um eine Diversion zu machen, die zu nichts diente, und die Prager Armee dem traurigsten Schicksale Preis gab. Er fiel in Ungnade, nnd ward zurückberufen, und Belleisle verließ mit dem größten Theile seiner Armee Prag heimlich, und zog sich nach Eger.

Während dieser mißlichen Umstände nahm die Gesundheit des Cardinals Fleury zusehends ab. Man suchte bei ihm die Hofnung zum Leben zu erhalten, daß man in die Zeitungen wahre und erdichtete Angaben von mehr als hundertjährigen Greisen aufnahm, und ihm überallher Männer mit Wundarzneien empfahl, welche das Leben der ältesten Menschen beträchtlich verlängerten. Um sich selbst zu schonen, nahm er, auf Anrathen der Aerzte, einige Zeit wenig Antheil an den öffentlichen Geschäften und hielt sich auf dem Lustschlosse Issy, zwei Stunden von Paris, auf, wohin die Minister ihm täglich die wichtigsten Berichte zukommen ließen. Nichts desto weniger nahmen seine Kräfte schnell ab. Der König besuchte ihn auf seinem Krankenlager ein paarmal, und erhielt die nöthigen Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand seines Reichs, und über die Personen, welchen er etwa sein Vertrauen schenken könnte. Er brachte auch den Dauphin mit. Da ihn die Hofleute von dem

Krankenbette entfernt hielten, bat der Cardinal, daß man ihn möchte näher treten lassen, weil es gut sey sich zeitig mit dem Tode bekannt zu machen. Er hatte viel Schmerzen auszustehen, ertrug sie aber geduldig, und starb mit völliger Ruhe des Geistes am 29 Jan. 1743. Es wird dem Leser nicht unangenehm seyn, einige Züge von diesem merkwürdigen Manne, aus der Feder eines sehr wohlunterrichteten, und in den meisten Stücken ziemlich unpartheiischen Geschichtschreibers *) zu lesen. Er stellte ausgezeichnete und sehr thätige Köpfe nicht gern an die wichtigsten Stellen. Von den erstern behauptete er, daß sie sich allzuleicht in weit aussehende Projekte verwickelten, die entweder unausführbar oder unsicher waren; von den andern, daß sie, um etwas zu thun zu haben, oft nicht die Nützlichkeit ihrer Thätigkeit zu Rathe zögen, daß folglich beide oft dem Staate unübersehlichen Schaden zufügten. Er pflegte zum Beweis dieses Satzes den Staat mit einer Haushaltung zu vergleichen, wo nicht oft die geschicktesten Leute die besten Hausväter wären. Alles komme beim häuslichen wie beim öffentlichen Glück vornehmlich auf Ordnung und Sparsamkeit, auf Sanftmuth und Geduld, auf reine Sitten und Ehrlichkeit an. Hätten die Staatsbeamten diese Eigenschaften, so würden sie den Staat auch bei mittelmäßigen Fähigkeiten glücklich machen. Nach diesen Grundsätzen han-

*) Vie privée de Louis XV. Teutsch, Berlin bei Nicolai. 1783. 8.

delte er fast beständig, und durch sie hatte er sich das Vertrauen aller Europäischen Mächte erworben.

Seine sanfte Gemüthsart und seine Begierde zu gefallen, machten ihn allgemein beliebt. Er wußte gegen jeden eine Art Aufrichtigkeit zu beweisen, der man gern traute, ob sie es gleich nicht allemal war. Indessen war sie auch nicht jene Art Falschheit, welche die Miene der Ehrlichkeit annimmt, um zu betrügen, sondern die Klugheit, keinen weiter sehen zu lassen als er wollte, um den Pflichten seiner Stelle Gnüge zu leisten. Daher stand er auch bei Auswärtigen in solchem Ruf der Ehrlichkeit, daß mehrere Fürsten, selbst Carl VI., ihn in ihren Briefen Vater nannten.

Sein Verstand war lebhaft und durchdringend; er sprach sehr leicht und angenehm, und wußte seine Unterhaltung durch sonderbare Anekdoten sehr interessant zu machen. Er besaß ein überaus glückliches Gedächtniß, das ihn in jedem Augenblick das schicklichste darbot; seine Einfälle waren rasch und witzig, und was ihm wahre Ehre bringt, und bei Beurtheilung seines Herzens und seiner Handlungen nicht übersehen werden darf, niemals beleidigend. Er liebte und ehrte die Wissenschaften und die Gelehrten; er beurtheilte ihre Arbeiten sehr richtig, und schrieb selbst sehr leicht und rein. Ob er gleich eine gewisse theologische Parthei ausschließend begünstigte, so litt er doch keine gehässigen oder blutigen Verfolgungen, und es gereicht ihm zum Ruhm, daß er das be-

kannte Schauspiel von Voltaire, den Mahomed, in welchem der Fanatismus in seiner grausamsten Gestalt gezeigt wird, aufführen ließ, ob er gleich dem Verfasser rieth, es zurückzunehmen, um den Verfolgungen der bigotten Parthei zu entgehen.

Er war zwar nicht frei von dem Hange zur Wollust, aber er mäßigte sich darin eben so, als in Speise und Trank. Dieser Lebensart und seiner natürlich guten Constitution hatte er es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß er bis zum 90. Jahr fast nie krank gewesen war, und in diesem hohen Alter noch mit Leichtigkeit arbeiten konnte. Er trank selbst im härtesten Winter von Eis.

Man hat ihn des Geitzes beschuldigt, weil er ein Feind aller Verschwendung war, namentlich des abscheulichen Luxus, der von den Großen des Reichs getrieben wurde; man hätte ihn sparsam nennen sollen. Er verzehrte, als die höchste Person im Staat nach dem König, welcher doch zu einem gewissen Aufwande genöthigt ist, nicht mehr jährlich als 25,000 Thlr.; er hinterließ gar kein baares Vermögen, und seine Mobilien waren nicht zwei tausend Thaler werth. Ein Beweis, daß ein Mann, der sich durch seine Einsichten und Handlungen ehrwürdig zu machen weiß, nicht nöthig hat, durch große Pracht die Völker zu blenden, um sich Gehorsam und Achtung zu erzwingen. Kaum sollte man glauben, daß noch in unsern Tagen selbst einsichtsvolle Männer sich zu der thörichten Meinung bekennten, welche durch

tausend Beispiele aus der alten und neuen Geschichte widerlegt wird, daß ohne einen gewissen Grad von Pracht, keine vollkommne Achtung der Völker gegen den Regenten statt finden könne. Er bereicherte auch seine Verwandten nicht auf Kosten des Staats, er versorgte sie aber alle sehr gut, und das wird ihm keiner verargen, dem die Bande des Bluts noch nicht gleichgültig geworden sind.

Von seinen Verwandten, Bedienten, Clienten, und vom König selbst ward er aufrichtig, von dem letztern wie ein Vater betrauert. Ludwig XV. ließ ihm ein Hochamt halten, wie es nur regierenden Häuptern gehalten wird, und befahl, ihm ein prächtiges Denkmal in der St. Ludwigskirche in Louvre zu setzen. Aber hierbei verdient ein Zug angemerkt zu werden, der auf die damalige Gemüthsbeschaffenheit des Königs kein günstiges Licht wirft. Er fragte nicht wieder nach dem Denkmal; seine Familie mußte es auf ihre Unkosten vollenden lassen.

Neuntes Kapitel.

Ludwig wählt die Herzogin von Chateauroux zur Maitresse. — Er erklärt ohne Premierminister selbst regieren zu wollen. — Seine Minister. — In dem Maaße als die franz. Armeen leiden, bewirbt man sich um Bundesgenossen. — Man unterstützt den Englischen Prätendenten, Carl Eduard. — Der König macht

den Feldzug von 1744 persönlich mit. Er wird zu Metz tödlich krank. — Seine Maitresse wird entfernt. — Theilnahme der französischen Nation an den Leiden des Königs. — Freude bei seiner Genesung.

Der Tod des Cardinals war für den König und für das Land ein unersetzlicher Verlust. Alle Verständige sahen voraus, daß der König, bei seiner Neigung zur Wollust, bald das Opfer intriguanter Maitressen und habsüchtiger Höflinge werden würde. Schon während der Krankheit des Cardinals hatte sich Ludwig einer Schwester der Gräfin von Mailly, der Marquise de la Tournelle, ganz hingegeben. Das war die vierte dieser Schwestern, welche das Bette des Königs theilte. Sie war schön von Gesicht und gut gewachsen, verstand es die Sinnen des Königs zu reizen, und war äußerst ehrgeitzig und habsüchtig. Sie stand unter dem Einflusse des Herzogs von Richelieu, von dem man sagte, daß er schon bei Lebzeiten des Marquis de la Tournelle Umgang mit ihr gehabt, ihrer aber überdrüssig geworden sey, und sich jetzt durch sie in der königlichen Gnade festsetzen, oder gar die oberste Stelle im Reich ersteigen wolle. Sie folgte Schritt vor Schritt seiner Leitung.

Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß der König ohne sie für jetzt nicht leben könne, schien sie die Spröde spielen zu wollen, und schrieb Ludwig die Bedingungen vor, unter welchen sie sich ergeben wollte, namentlich daß ihre Schwester öffentlich abgesetzt werden sollte; sie verlangte fer-

ner für sich, den Namen einer Herzogin von Chateauroux, nebst allen den damit verbundenen Ehrenbezeigungen, und endlich, daß ihr eine ansehnliche Summe ausgesetzt werden sollte, um ihrem Range gemäß zu leben, wenn der König ihrer überdrüssig würde. Ludwig gieng alles ein und machte einen ungeheuern Aufwand, um alle Launen seiner neuen Maitresse zu befriedigen.

Ihre Schwester empfieng die Nachricht von ihrer Ungnade mit tiefer Betrübniß, weil sie den König als Menschen liebte, aber mit Ergebung, und sie faßte den Entschluß, ihre noch übrigen Lebenstage, nach damaligem Gebrauch, der Andacht zu widmen. Sie kleidete sich einfach, besuchte stets die Kirchen, nahm ihren Sitz unter dem gemeinen Frauenzimmer, und zerfloß in Thränen über ihre begangenen Sünden. Sie ertrug die Beschimpfungen des Pöbels, der ihr einen Theil des Unglücks zuschrieb, was Frankreich betroffen hatte, mit Geduld. Als sie eines Tages in eine Kirche kam, wo der Prediger schon auf der Kanzel stand, und ihretwegen ein kleines Geräusch entstand, um sie an ihren Platz zu lassen, sagte jemand: Macht doch nicht so viel Umstände um eine Hure! Sie antwortete aber gelassen: Mein Freund, wenn ihr sie kennet, so betet für sie. Sie ward gleich nach ihrer Ungnade aus der Zahl der Hofdamen ausgeschlossen, und ihre begünstigte Schwester an ihre Stelle gesetzt. Indessen verstand sich der König in der Folge dazu, ihr einen Jahrgehalt von 10,000 Thlrn. zu

geben und ihre Schulden zu bezahlen, welche sich an 200,000 L. beliefen.

Indem man sich in Muthmaßungen erschöpfte, wer dem Cardinal in seiner ersten Ministerstelle folgen würde, erklärte der König, daß er ferner keinen Premierminister haben, sondern die Regierung selbst übernehmen würde, wozu er, wie man sagt, erst durch Fleury und dann durch die Marquise de Tournelle vermocht wurde. Es schien auch, als ob er wirklich Anstalten zur Selbstregierung machen wollte, er ließ sich alles vorzeigen, und bestimmte den Ministern die Stunden, wo sie mit ihm arbeiten sollten. Allein diejenigen, welche ihn genauer kannten, wußten voraus, daß die erste Hitze bald verrauchen würde, und glaubten, daß der verbannte Minister, de Chauvelin, der unter Fleury einst die Siegel und das Departement der auswärtigen Angelegenheiten gehabt hatte, zurückberufen werden würde. Dieser Minister glaubte es selbst, und um das zu vollenden, was etwa der Entschließung des Königs noch abgienge, setzte er ein sehr gründliches Memoire auf, worinne er die Regierung des Cardinals Punkt für Punkt durchgieng, und alles tadelte; es ward dem König durch die Freunde des Verbannten in die Hände gespielt, aber von demselben so ungnädig aufgenommen, daß er nie wieder von Chauvelin sprechen hören wollte. Dieser Zug gereicht dem Herzen des Königs eben so sehr zur Ehre, als er Chauvelin von Seiten der Unklugheit und Indiscretion in Schatten stellt.

Staatssekretairs wurden Amelot, Maurepas, St. Florentin und Argenson. Noch hatte der Marschall de Noailles und der Generalcontrolleur Orry durch die Marquise großen Einfluß auf den König. Von diesem letztern verdient hier ein Zug angeführt zu werden, der ihn als den König charakterisirt. Orry war ein rauher Mann, der die Gelder mit Strenge eintrieb, immer auf Vorrath hielt, und diejenigen, welche Geldforderungen machten, sehr hart anließ. Da die Marquise das Schloß Choisy vorzüglich liebte, und der König sich ihr gefällig machen wollte, so wendete er ungeheure Summen auf die Verschönerung dieses Schlosses. Sie beliefen sich auf 1 Million und zweihundert tausend Livres. Der König getraute sich, nach seiner natürlich schüchternen Gemüthsart, dem rauhen Orry die Rechnung nicht selbst in die Hände zu geben. Als Orry eines Tages weggegangen war, nachdem er mit ihm gearbeitet hatte, schickte ihm der König den Aufsatz nach, als ob er ihn vergessen hätte. Orry liest ihn, geht zurück und sagt lächelnd zum Monarchen: Ich wundre mich, daß die Summe nicht größer ist, ich hatte wenigstens auf anderthalb Millionen Livres gerechnet und sie zurückgelegt. Der König nahm diese Artigkeit sehr gnädig auf, erzählte sie der Marquise und diese nahm nun Orry in ihre besondre Gunst.

Uebrigens konnten den König die Nachrichten von seinen Armeen nicht erheitern. Sie wurden überall durch die Uneinigkeit oder Unfähigkeit

ihrer Generals geschlagen; der größte Theil der Truppen war von Hunger, Kälte und Strapazen aufgerieben, und der Rest zog sich, den Frieden wünschend, an den Rhein zurück, um den Oesterreichern das Eindringen in Frankreich zu verwehren. In dem Maaße als sich die Siege der Oesterreicher vermehrten, verminderten sich ihre Feinde, deren einer nach dem andern Frieden schloß. Rußland war im Begriff sich der Kaiserin anzunehmen, und es schien, als wenn die ganze Last des Kriegs allein auf Frankreich fallen würde, woran England eifrig arbeitete.

Man nahm in dieser Verlegenheit zu dem gewöhnlichen Manöuvre, Unfrieden zu stiften, seine Zuflucht, und fieng bei dem König von Preußen an, der es nicht gern sahe, daß Maria Theresia allzuviele Freunde hätte, weil ihm seine Schlesischen Eroberungen noch nicht sicher genug dünkten. Er sagte zu, sich aufs neue zu erheben, wenn man Verschwiegenheit genug beobachte; Neapel und Genua waren ebenfalls Frankreich geneigt; man machte also neuerdings große Anstalten zu Wasser und zu Lande.

An den Engländern suchte man sich dadurch zu rächen, daß man den Prätendenten Eduard in Schottland landen, und zu seinen Gunsten eine Thronrevolution in England veranstalten oder vorspiegeln wollte. Dieser Prätendent, Carl Eduard, der Enkel Jakobs des Zweiten, (der im Jahre 1688 die Englische Krone verlor und nach Frankreich flüchtete) war in Rom 1720 geboren,

und hatte keinen heissern Wunsch, als wieder König von England zu werden. Er hielt sich in Rom auf, wo sein königlicher Vater wegen seines Eifers für die katholische Religion einen Zufluchtsort gefunden hatte, und empfieng mit Entzücken die Nachricht, daß Frankreich ihm zu Gunsten etwas thun wollte.

Am 9. Jan. 1744. reist er, ohne seinem Vater oder Bruder etwas zu sagen, unter dem Titel eines Spanischen Couriers von Rom nach Genua, schifft sich zu Antibes ein, und kommt schnell in Paris an. Hier hat er eine geheime Unterredung mit Ludwig, und begiebt sich sodann nach Dünkirchen, als den Ort der Einschiffung. Während der Reise waren zu Brest und Rochefort eine beträchtliche Anzahl Linienschiffe ausgerüstet, und 12,000 Mann zur Landung drauf gebracht worden. Nach der Ankunft des Prätendenten segelte diese Flotte mit dem Prinzen ab, wurde aber durch einen Sturm wieder an die französischen Küsten zurückgeworfen. Der Prinz wollte aufs neue absegeln, allein man versparte dies bis späterhin, und er kehrte einstweilen nach Paris zurück, wo er ausgezeichnete Ehre genoß.

Um die Operationen zu Lande zu beleben, und zugleich das Verhaßte ihrer Rolle bei der Nation zu bedecken, wußte die Marquise Tournelle, nunmehrige Herzogin von Chateauroux, den König zu bereden, daß er persönlich mit zu Felde zöge.

Der Kriegsminister d'Argenson handelte darin einstimmig mit ihr und Ludwig entschloß sich dazu. Nach vorhergegangener Kriegserklärung am 26. April 1744. machte er seinen Entschluß bekannt, die Armee in Flandern, als die wahrscheinlich siegreichste, zu commandiren. Durch diesen Beweis von Thätigkeit und Muth gewann er die Liebe der Nation wieder, die ihre Fürsten sehr oft blos nach ihrer Kriegslust schätzt. Der Entschluß Ludwigs vermochte auch den Dauphin zu der Bitte, seinen erlauchten Vater in dem Feldzuge begleiten zu dürfen. Sie ward ihm aber abgeschlagen, theils weil es wirklich unbesonnen gewesen wäre, zwei, Frankreich so theure Häupter, der Gefahr des Krieges zugleich auszusetzen, theils auch des Wohlstandes wegen. Die Chateauroux sollte den König begleiten, und da würde es dem Thronerben zum Anstoß gereicht haben, seinen Vater in einer Verbindung zu sehen, die für ihn bisher ein Geheimniß gewesen war, so weit sie dieß seyn mußte und konnte.

Am 3. Mai reiste der König von Paris ab, und seit dem 16. fiengen die Operationen durch die Belagerung und Eroberung der Festung Menin an, wobei der König eine unerwartete Unerschrockenheit zeigte. Bald darauf fiel Ypern, Knoke und Fournes. Während dieser Fortschritte war der Prinz Carl im Elsaß eingefallen, und der König eilte mit der Armee dahin, das Land zu befreien. Metz war zum Sammelplatz der marschirenden Corps be-

stimmt; man vernahm, daß der König von Preussen mit 80,000 Mann in Böhmen eingefallen war, daß die Sachen in Italien sich gut anließen, und die Franzosen fochten mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit, die Hofnung auf ihre verlorne Ehre wieder hergestellt zu sehen.

Doch beinahe hätte der Tod des Königs ihre hochfliegenden Entwürfe vereitelt. Er bekam zu Metz am 8. Aug. ein schweres Fieber. Man schrieb dasselbe theils dem unmäßigen Gebrauche des Weins seit einigen Jahren, theils seinen ununterbrochnen Ausschweifungen in der Wollust, theils auch den ganz ungewohnten Strapazen des Feldzugs in den heißen Sommermonaten zu. Es ward gleich in den ersten Tagen ungemein heftig, und verwandelte sich in ein gefährliches Faulfieber. Der Königin hatte man die Gefahr, in welcher ihr erlauchter Gemahl schwebte, verheelt; als sie aber zu groß ward, gab man ihr Nachricht davon. Sie würde nach ihrer Treue gegen ihren Gemahl auf der Stelle abgereist seyn, wenn es ihr nicht an Geld gefehlt hätte. Erst nachdem sie 1000 Louisd'or aufgenommen hatte, reiste sie ab, woraus man sich ohngefähr einen Begrif von ihrer Lage machen kann.

Indem sie auf der Reise war, ward die Krankheit des Königs mit jeder Stunde gefährlicher, und die Aerzte riethen, ihm die Sakramente zu reichen. Damit dieses geschehen könnte, mußte der König seine bisherigen Sünden bereuen, und

vor allen den Hauptgegenstand derselben, die Marquise von Chateauroux, von sich zu entfernen. Aber wer sollte diese unangenehme Nachricht dem Kranken ankündigen? Man muthete es dem Herzog von Richelieu zu, der es aber nicht blos abschlug, sondern auch, so lange es möglich war, jeden abhielt, der ihm etwa die Nachricht hinterbringen wollte. Endlich treibt den Herzog von Chartres sein Eifer, sie zu verkündigen, und er will gerade ins Zimmer des Königs. Richelieu hält ihn zurück. Wie! ruft der Prinz aus, ein Knecht wie du, will dem nächsten Verwandten seines Herrn sich widersetzen? Mit diesen Worten tritt er die Thür auf, und benachrichtigt Ludwig, unter bittern Klagen über Richelieu, von seinem gefährlichen Zustand. Bald darauf läßt sich auch der Bischof von Soisson, der erste Almosenier des Königs, in dem Vorzimmer sehen. Aus solchen Erscheinungen schloß die Herzogin von Chateauroux, welche den König Tag und Nacht nicht verlassen, und von ihm tausend Betheurungen der Zärtlichkeit bis in den Tod, erhalten hatte, daß sie sich würde entfernen müssen.

Als sie fort war, setzte der Bischof die ganze Strenge seines Amts in Bewegung. Er verlangte von dem König, ehe er ihm das Abendmal reichen könnte, daß er mit aufrichtigem Herzen dem abgegangenen Gegenstand seiner Lüste entsagen, und Gott wegen des gegebnen Aergernisses, in Gegenwart aller Anwesenden, Abbitte thun

müßte. Der Kranke folgte diesem Gesetze mit bußfertigem Gehorsam, und gab, in Gegenwart aller Anwesenden, dem Grafen Argenson den Befehl, die Herzogin unverzüglich abreisen zu lassen.

Sie empfieng den Befehl, der ihr mit Härte gebracht wurde, mit Standhaftigkeit, und reiste in Begleitung ihrer Schwester, der Herzogin von Lauragais, ab. Kaum erfuhr man in der Stadt den Befehl des Königs, so ward diese bisher niedrig geschmeichelte Maitresse ein Gegenstand des Spottes und der Verwünschungen, insbesondre, weil sie durch ihre Wollust den König früh ins Grab brächte. Auf der Reise gieng es ihr nicht besser. Die Bauern riefen ihr den weniger feinen Titel nach, und droheten ihr den Tod. Wenn sie sich einer Poststation näherte, so mußte sie eine halbe Stunde davon stille halten, und die frischen Pferde entgegen holen lassen, und wohl Schleifwege zu Hülfe nehmen. In dieser Furcht schwebte sie bis Paris, wo das Volk sich weniger um sie, als um den Gesundheitszustand des Königs bekümmerte. Da alle Prinzen aus Paris nach Metz gereist waren, so glich Versailles und Paris einer Einöde. Bei dieser Gelegenheit gaben die Pariser ihre Liebe zu dem König auf eine glänzende Weise zu erkennen. Sie liefen täglich mehrmals nach dem Schlosse, nach der Post, und den Häusern der Vornehmen, um zu erfahren, wie sich der König befinde? und wenn sie keine günstige Antwort erhielten, so eilten sie in die Kirchen, um die Gnade des Himmels für ihren König, dem sie bei

dieser Gelegenheit den Namen des Vielgeliebten beilegten, zu erflehen.

Unterdessen war auch die Königin gerade in dem schlimmsten Zeitpunkte eingetroffen. Ungeachtet der wiederholten Untreue ihres Gemahls, pflegte sie ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt, und suchte ihn durch tausend Beweise von Liebe sein Krankenlager erträglich zu machen. Alle Anwesende achteten die christliche Tugend dieser rechtschafnen Gattin, ja der König selbst war so gerührt, daß er ihr schwur, sie sollte von jetzt an seine ganze Liebe genießen. Aber Ludwig war schon zu sehr geschwächt, als daß er einen solchen Vorsatz hätte durchführen mögen. Auch der Dauphin kam den Vater zu sehen, ohnerachtet ihm derselbe bei der Nachricht von seiner Ankunft den gemeßnen Befehl entgegen geschickt hatte, wieder umzukehren. Ludwig erblickte mit Widerwillen in ihm seinen Nachfolger, und schickte ihn in einigen Tagen zurück. Der Gouverneur des Dauphins fiel in Ungnade, weil er den Prinzen nicht zurückgehalten, ja, wie man sagte, schon als König begrüßt hatte. Der König behielt diesen Widerwillen so gut im Gedächtniß, daß er einige Jahre nachher an einem gewissen Tage einen Höfling fragte, ob er sich erinnere, was heute vor 4 Jahren an diesem Tage vorgefallen sey? Der Höfling, der sich alles aufzuschreiben pflegte, konnte sich nicht besinnen. Darauf sagte der König zu ihm: „Sehen Sie nur Ihr Taschenbuch nach, „Sie werden die Verbannung des Herzogs von

„Chatillon, (des gedachten Gouverneurs) finden. „Der Mensch glaubte wahrhaftig schon, der „nächste nach dem König zu seyn.“

Durch die sorgfältige Bemühung der Aerzte fieng der König wieder an zu genesen, und diese frohe Nachricht flog von einem Ende des Reichs zum andern. Paris zeichnete sich durch die lautesten Freudensbezeigungen aus. „Paris,“ schreibt ein Augenzeuge, „schien ein Tollhaus zu seyn. „Der erste Courier, der die Nachricht von der „erfolgenden Besserung brachte, ward vom Volke „umringt, und fast mit Liebkosung erdrückt. Man „küßte sein Pferd und seine Stiefeln, und führte „ihn im Triumph. Leute, die einander nie ge„kannt hatten, riefen einander von weitem zu: der „König bessert sich, und umarmten sich. Es gab „keine Zunft oder Handwerk, die nicht ein Te deum „veranstaltet hätte, und diese Lustbarkeiten dauerten „zwei Monat, und kosteten entsetzlich viel Geld. „Die Dichter besonders erschöpften sich in Versen „nach damaliger Art; einer besang sogar die Aus„leerung, welcher Ludwig die Rettung seines Le„bens zu verdanken hatte.“

Daß der König über diese Nationalfreude gerührt war, bezeugt sein Ausruf: „Wie süß ist „es, sich so geliebt zu sehen! und womit habe „ich so viel Liebe verdient?“ — Zu seiner schnellern Wiedergenesung trugen die angenehmen Nachrichten viel bei, welche er von den glücklichen Unternehmungen des Königs von Preußen

und der Französischen Armeen am Rhein und in Italien erhielt. Seine letzte Unternehmung in diesem Feldzuge war die Belagerung von Freiburg, die unter seinen Augen angefangen wurde. Nachdem er sie angeordnet hatte, reiste er nach Paris, wo sein Aufzug einem Triumph ähnlich war. Er blieb drei Tage in dem Pallast der Thuillerien, wo jedermann die Erlaubniß erhielt, ihn zu sehen; auch that er der Stadt die Ehre an, auf dem Rathhause zu speisen.

Mit seinen rückkehrenden Kräften erwachte auch die vorige Zuneigung zur Chateauroux wieder. Er warf sichs selbst vor, den Befehl zur Abreise allzueilig gegeben zu haben, und misbilligte die Zudringlichkeit des Bischofs, der es verlangt hatte. Allein die Königin hatte zu viel für ihn gethan, und er zu viel versprochen, als daß er gleich zur Erneuerung jenes Umgangs hätte schreiten können, besonders da sich die Königin jetzt mehr als jemals in zärtlichen Bemühungen erschöpfte, ihn wieder an sich zu ziehen. Er theilte seine geheime Sehnsucht, und seine Bedenklichkeiten dem Herzog von Richelieu mit, der nie ein anderes Gesetz gekannt hatte, als seine Lüste. Dieser fand die Zweifel des Königs unbedeutend, und verschafte ihm Gelegenheit, auf Jagden seine Geliebte in geheim zu sprechen. Der bekannte Ausdruck, daß alte Liebe nicht rostet, bestätigte sich hier aufs neue. Sie gewann durch die Abwesenheit mehr Einfluß über ihn, als sie verloren hatte. Sie beredete den König sich öffentlich zu

schweren, daß man seinen schwachen Zustand gemisbraucht, und ihn genöthigt hätte, eine Person schimpflich fortzuschicken, der man kein anderes Verbrechen zuschreiben könnte, als die Liebe zu ihm. Er gab dem Bischof von Soissons Befehl, sich in seinen Sprengel zu begeben, und forderte ihr eine Liste ab von den Personen, welche sie bestraft wissen wollte. Indem aber mehrere Personen vom Hofe ihre Rachsucht fürchteten, starb sie plötzlich, ohne daß man die Veranlassung wußte. Einige glauben an Gift, andere an den Erschütterungen der Freude, noch andere schreiben ihren Tod einer weiblichen Unvorsichtigkeit zu. Welches auch die wahre Ursach seyn mag, so versetzte ihr Tod den König in eine tiefe Betrübniß, und verleidete ihm die Lust zu Staatsgeschäften mehr als jemals. Zwar zerstreuten ihn die Lustbarkeiten ein wenig, welche bei der Vermählung des Dauphins mit einer Spanischen Prinzessin am 23. Februar 1745. vorkamen, aber sein Herz blieb leer, und sein Kopf düster. Vergebens hatten sich die schönsten Damen am Hofe Mühe gegeben, in die Stelle der Chateauroux zu treten, besonders die Herzogin von Rochechouart, eine junge sehr schöne Wittwe. Der König war ihr sehr gewogen, empfand aber keine Liebe für sie. Sie gab aus Verdruß ihrem zweiten Manne, dem Grafen von Brionne, ihre Hand, und starb 18. Monat nachher.

Zehntes Capitel.

Die Marquise von Pompadour wird des Königs Maitresse. — Ihr Ursprung, Erziehung und Verheirathung. — Sie giebt sich Mühe vom König bemerkt zu werden. — Anfangs gefällt sie dem König nicht. — Beim zweiten Besuch findet er sie liebenswürdig, und zieht sie nach Versailles. — Ihr Mann geräth bei dieser Nachricht in Verzweiflung, wird exilirt und lebt liederlich. — Sie gewinnt mit jedem Tage mehr Einfluß über den König. — Anfangs spottet man am Hofe über ihre bürgerlichen Manieren. — Sie rächt sich dafür.

Die düstre Laune des Königs vermehrte sich mit jedem Tage; nichts mochte ihn zerstreuen und aufheitern, was man auch angab; selbst die schönsten Damen, die man ihm des Abends vorstellte, und die zum Theil sein Bette theilten, waren nicht im Stande ihn zu fesseln oder zu unterhalten. Einst klagte er auch des Abends gegen seinen Kammerdiener Binet über Lebensüberdruß und Unbehaglichkeit, und erhielt von diesem treuen Diener den Rath, sich nach einer Gesellschafterin umzusehen, welche Verstand und Reize genug besäße, um den Wünschen seines erhabenen Herrn zu entsprechen, und sein von Regierungssorgen belastetes Gemüth zu erheitern. Auf die Frage des Königs, ob er etwa eine solche Person kenne? nannte Binet ihm die so berühmte Marquise von Pompadour, damals Frau von Estiolés, von deren Ursprung wir das beibringen wollen, was

unter der großen Verschiedenheit der Nachrichten das Wahrscheinlichste ist.

Ihr Vater war nach einigen Nachrichten ein Schlachtviehhändler, nach andern ein Unterbedienter im Finanzfache, der ein beträchtliches Vermögen zusammen gebracht hatte, und von einigen als Trunkenbold, von andern als ein Mann geschildert wird, der wegen Unterschleife dem Galgen schon nahe gekommen war. Auf alle Fälle also kein respektabler Vater, so wenig als die Mutter, welche sich der Wollust Preis gab. Sie hatte besonders zwei Liebhaber, Namens Paris vom Montmartel und le Normand de Tourneau. Mit einem dieser beiden Herren erzeugte sie die berühmte Marquise von Pompadour. Le Normand schien sich das größte Recht über das Daseyn dieses Kindes zueignen zu können, wenigstens suchte er ihm mit einem beträchtlichen Aufwande eine galante Erziehung zu geben, und es von geschickten Lehrern im Tanz, in der Musik, Gesang und Mahlen unterrichten zu lassen. Das Kind zeigte einen sehr fähigen Geist und viel Witz, und versprach große körperliche Schönheit. Daher geschahe es, daß viele junge und alte Thoren, welche nicht wissen, wie gefährlich es ist, ein Kind sehr zu loben, der kleinen Poisson eine Menge Schmeicheleien sagten, und sie auf diese Weise schon früh durch und durch vereitelten. Ihr Pflegvater und ihre ausschweifende Mutter standen an der Spitze dieser Thoren und beteten sie an, wie man sich im Französischen ausdrückt.

Kein Wunder, wenn das Kind sich schon in den Jahren als eigensinnige Kokette zeigte, wo andre Kinder kaum bemerkt wurden, und daß sie auf diese Weise, am Herzen durchaus verwahrloset, aufwuchs.

Späterhin versammelte sie einen regelmäßigen kleinen Hof von Anbetern um sich, die alle nach ihrem Besitz strebten, und die sie alle durch ihre Koketterie fest zu halten wußte, bis es ihr gefiel einen zu wählen. Unter ihnen war auch ein Neffe le Normands, Namens le Normand d'Estioles, klein von Person und übel gebildet, aber ernsthaft und reich, und der auch künftig noch sichre Hofnung auf die reiche Erbschaft seines Onkels hatte. Dieser bewarb sich durch seinen Onkel um die Hand der Poisson, und erhielt sie. Der Mann, der eine unbegränzte Liebe gegen seine Frau hegte, ließ ihr, wie er ihr versprochen, allen Willen, und befriedigte alle Launen, die bisweilen sehr weit giengen. Ihr Haus ward der Versammlungsort vieler galanten jungen Männer, witziger Köpfe und schöner Geister, unter denen sich namentlich Voltaire, Fontanelle und Montesquieu u. a. befanden. Die Dichter, die sie hegte, besangen ihre Reize, Einfälle und Fähigkeiten, wie damals gewöhnlich war. Der bekannte Abbé Bernis zeichnete sich darunter besonders aus, und schien, so wie mehrere andere, nicht blos bei den geistigen Vergnügungen stehen bleiben zu wollen. Allein ihre Anträge wurden höflich abgewiesen, und sie soll schon damals wie

im prophetischen Geiste erklärt haben: Nur die Liebe des Königs könne sie zu einer Untreue gegen ihren Mann bringen. Schwerlich würde sie auch bei einem andern mehr Nachgiebigkeit gefunden haben, als bei diesem, der sich durch die Huldigungen, die man seiner Frau brachte, stets geschmeichelt fand.

Die Idee, dem König zu gefallen, des Königs Maitresse zu heißen, war seit Ludwigs XIV. schönen Zeiten, so tief in die Köpfe der Pariser Damen von gewöhnlichem Schlage gedrungen, daß man sich nicht wundern darf, wenn die junge Frau, die man von Kindheit auf so ausgezeichnet hatte, die Ausführung dieser Idee für ihr höchstes Erdenglück hielt. Sie ergrif das Mittel, sich dem Könige auf seinen Jagden bemerkbar zu machen; er bemerkte sie auch mit großem Wohlgefallen, und erkundigte sich nach ihr. Dafür aber erhielt sie von der Herzogin von Chateauroux die ernstliche Weisung, sich bei den Jagdpartien des Königs ferner nicht blicken zu lassen.

Wenn sie auf diesem Wege ihren Entzweck nicht erreicht hatte, so gab sie doch den Vorsatz keineswegs auf. Sie unterhielt mit dem obengedachten Kammerdiener des Königs, Binet, der ihr Verwandter und ein verschlagener Kopf war, eine vertraute Freundschaft; erkundigte sich bei ihm nach den innern Verhältnissen des Hofes, und erhielt von ihm das Versprechen, daß er sich alle Mühe geben wolle, sie zum Ziel ihrer Wünsche zu

bringen. Er bauete auf diese Bemühung sein eignes Glück.

Der plötzliche Tod der Herzogin von Chateauroux hatte den König, wie schon gedacht, in die tiefste Melancholie und Langeweile versenkt, die mit jedem Tage zunahm. Um so ernstlicher lag die Estioles dem Binet an, sie dem König vorzuschlagen, besonders von der Seite einer angenehmen Unterhaltung. Er that es, wie bereits gedacht; der König erinnerte sich der Person von den Jagdparthien her, uud verlangte sie zu sehen. Ihre Eitelkeit war entzückt über diese Nachricht, die ihr Binet sofort brachte; sie glaubte den König beim ersten Gespräch zu fesseln. Sie schmückte sich mit allem, was ihre Schönheit nur erhöhen konnte, brachte einen Abend mit dem König zu, und ward am andern Morgen ohne eine zweite Einladung entlassen.

Welch eine Kränkung für ihre Eitelkeit! Schaam und Verdruß quälte sie wechselsweise, und ihr Mann hatte von ihren Launen zu leiden, ohne die Quelle derselben auch nur zu ahnden. Sie drang in Binet, ihr aufrichtig zu sagen, was dem König misfallen haben könnte? Er konnte aber nichts weiter sagen, als daß der König ihrer auch nicht mit einem Worte erwähnt habe. Sie bat und beschwor ihn, sie nicht auf eine so schimpfliche Weise endigen zu lassen, den König auszuforschen, und sie aufs neue zu empfehlen. Er versprach es und hielt Wort; er erwähnte ihren

Namen und ließ Winke fallen; aber der König nahm sie nicht auf. Dieses dauerte vier Wochen.

Eines Tages fragte der König ohne alle Veranlassung den Binet wieder: was seine Muhme mache? was sie von ihm denke? So unerwartet dem Kammerdiener diese Frage kam, so schnell ergriff er seine Parthie. Er bat den Monarchen sie für eine Person zu halten, welche ihn unaussprechlich liebe, und zu glauben, daß tiefer Kummer ihr Herz zernage, weil sie das Glück nicht gehabt, ihm zu gefallen. Ihre traurige Lage werde noch durch die Eifersucht ihres Mannes verschlimmert, welcher, allem Anschein nach, von ihrer geheimen Zusammenkunft mit dem König unterrichtet sey, und sie dafür mißhandle. Bloß die Hofnung, daß der König sich vielleicht ihrer wieder erinnern werde, habe sie von gänzlicher Verzweiflung abgehalten. Der König hielt das alles für Wahrheit, und gestand, daß ihm zwar ihr Aeußres und ihre witzige Unterhaltung gefallen, daß sie ihm aber kalt geschienen habe. Im Fall, daß sie ihn, wie er hier, wirklich liebe, wünsche er sie bald wieder zu sehen.

Sie leistete diesem Wunsche des Königs schon am nächsten Abend Folge, und diesmal fand er sie so liebenswürdig, daß er ihr versprach, sie gegen den Zorn ihres Mannes zu schützen, und ihr Zimmer in Versailles einzuräumen. Bis alles angeordnet wäre, um sie öffentlich zur Maitresse zu erklären, ward Verschwiegenheit verlangt. Sie theilte ihr Glück sogleich ihrem Pflegevater

le Normand mit, und dieser übernahm die saubere Rolle, den Herrn von Estioles an dem Tage zu entfernen, an welchem seine Frau, als Maitresse, in Versailles einzöge. Dies geschahe am Osterfeste 1745. Le Normand ladete d'Estioles zu einer Landparthie ein, und machte ihn auf dem Rückwege mit dem bekannt, was unterdessen geschehen sey. Um den ersten Eindruck zu schwächen, stellte er ihm die Erhebung seiner Frau, als ehrenvoll für ihn, und als vortheilhaft für die ganze Familie vor, und rieth ihn sich vorsichtig zu benehmen.

D'Estioles, der seine Frau äußerst zärtlich liebte, und nicht den entferntesten Gedanken an eine Untreue gehegt hatte, war außer sich. Lange Zeit schwieg er, endlich brach seine Wuth in Verwünschungen gegen den König, und noch mehr gegen sein treuloses Weib aus; sein Betragen gränzte an Verrücktheit. Bald drohete er sich das Leben zu nehmen, bald wollte er nach Versailles, um seine Frau den Händen des Königs zu entreißen. Nachdem sich der erste Aufruhr seiner Leidenschaft gelegt hatte, entschloß er sich, seiner Frau einen zärtlichen Brief zu schreiben und sie zu bitten, daß sie zu ihm und zu ihrer Pflicht zurückkehrte. Le Normand überbrachte denselben. Aber welche Wirkung brachte er hervor? Nicht einmal Schaamröthe oder eine Thräne. Sie las den Brief dem König auf eine lustige Weise vor, und begleitete ihn mit spöttischen Anmerkungen. Wahrscheinlich hatte die ihr erzeigte Ehre ihr Ge-

Hirn in dem Maaße zerrüttet, daß sie die Niederträchtigkeit eines solchen Betragens nicht fühlte. Der König fühlte es sehr wohl und sagte ernsthaft: Madame! Sie haben einen edeldenkenden Mann! aber er behielt das Weib am Hofe.

Ihr Mann machte jetzt, wahrscheinlich unterrichtet, wie sein Brief vorgelesen worden, seinen Klagen öffentlich Luft und schrie über Ungerechtigkeit. Das Publikum, welches ihn bisher als einen rechtschaffenen Mann gekannt hatte, gab ihm Beifall und verabscheute seine Frau. Es ward von nichts als von dieser Geschichte gesprochen. Daher fand es die Frau von Estiolles für nöthig, ihrem Mann durch Vertraute Vorstellungen zu thun, und ihnen durch große Versprechungen und Drohungen Nachdruck zu geben. Es erfolgte aber das Gegentheil; er wurde noch lauter und derber, und drohete Rache an ihr zu nehmen. Das bewog endlich den König, ihn auf ihre Bitte nach Avignon zu verweisen. Hier stürzte ihn der schreckliche Gemüthszustand, in welchem er sich mehrere Wochen lang befunden hatte, in ein hitziges Fieber, das ihn an den Rand des Grabes brachte.

Er ward indessen wieder hergestellt, und fieng an seine Frau zu verachten. Um ihr das in der Nähe zu zeigen, bat er um seine Zurückberufung, und erhielt sie gegen das Versprechen, alle seine Ansprüche an sie aufzugeben. Bei seiner Zurückkunft vermehrte man, um ihn bei guter Laune zu

erhal-

erhalten, seine ohnehin beträchtlichen Einkünfte und erlaubte ihm, sich seine Protektion bei wichtigen Aemtern abkaufen zu lassen, was für ihn eine unerschöpfliche Quelle von Reichthum werden mußte. Von dieser Zeit an führte er ein liederliches, ausschweifendes Leben, das ihn um Gesundheit und Ehre brachte, und zu nichts diente, als ihn in den Verdacht zu setzen, daß er wohl nie viel werth gewesen sey, weil er sich nicht auf eine edlere Weise zu rächen wisse.

Die Maitresse des Königs, die nun den Namen einer Marquise von Pompadour bekam, wußte sich sehr bald des Gemüths ihres königlichen Liebhabers so zu bemeistern, daß er ohne sie nicht leben konnte. Sie brachte wieder Heiterkeit in seine Gesellschaften und in sein düstres Herz, und nöthigte die Höflinge, sich vor ihr zu demüthigen. Dabei vermochte sie den König zu einer Freigebigkeit, oder vielmehr Verschwendung gegen sich, dergleichen man noch nicht gesehen hatte. Sie besaß bald mehrere Landgüter und an 50,000 Thlr. Einkünfte. Ihr Titularvater Poisson ward reichlich versorgt, ihr Bruder in den Adelstand erhoben und mit einem Marquisat beschenkt. Der König selbst gab ihr eine Menge Brillanten, und kaufte ihr jedes Landgut und Haus, was sie wünschte. Dabei ward keine wichtige Stelle ohne ihre Einwilligung vergeben, und diese ließ sie sich theuer bezahlen.

Bei alle dem konnte sie so wenig dem Hasse des Hofes als dem Spott entgehen. Diejenigen vor-

nehmen Hofdamen, welche sich an ihre Stelle gewünscht hatten, und das waren die meisten, die nur einigermaßen noch auf Schönheit Anspruch machen konnten, fanden es erniedrigend, daß eine Frau bürgerlichen Standes eine solche Ehrenstelle bekleide, die überdies nicht einmal die Sitten der feinen Welt in ihrer Gewalt hätte. Man spottete und lachte im Rücken, wenn sie in den Hofzirkeln erschien, man ahmte ihre Mienen und Complimente nach, und machte sogar den König auf diesen bedeutenden Mangel seiner Maitresse aufmerksam. Allein es hatten bereits zu wesentliche Eigenschaften seinen Geist und seine Sinne gefesselt, als daß dieser Tadel Abneigung bei ihm hätte hervorbringen können; er antwortete daher, daß ihr zwar noch etwas am guten Ton fehle, daß er aber dieses Geschäft selbst übernehmen wolle. Da die Pompadour sehr gelehrig war, so konnte es nicht fehlen, daß sie in kurzer Zeit das ganze Benehmen der Hofdamen inne hatte, und dadurch nicht mehr von ihnen unterschieden werden konnte. Und nun war es auch natürlich, daß sie sich für die Sottisen, die sie im Anfange empfangen hatte, durch witzige und boshafte Repliken zu entschädigen suchte, was Ludwig oft nicht wenig belustigte.

Eilftes Kapitel.

Ludwig wünscht den Frieden, den England zu verhindern sucht. Er wohnt der Schlacht bei Fontenai bei. — Betragen des Königs und des Dauphins dabei. — Die Pompadour veranstaltet allerlei Festlichkeiten für den König und erhebt ihren Bruder. — Zweite verunglückte Landung des Prätendenten in Schottland.

Bei aller Erheiterung, welche die Pompadour dem König machte, und bei aller Entfernung von Geschäften, konnte ihm die innere Lage von Frankreich weder unbekannt bleiben, noch Beruhigung gewähren. Der Churfürst von Baiern, Kaiser Carl VII., war gestorben; Maria Theresia brachte mehrere Fürsten des deutschen Reiches, namentlich den König von Pohlen und Churfürsten von Sachsen dahin, daß sie ihrem Gemal Franz die Kaiserkrone zusagten; der Standhaftigkeit des Königs von Preußen bei dem Bündnisse war nicht zu trauen, die Last des Krieges fiel also fast allein auf Frankreich. Und wie schwer war es, ihn fortzusetzen, bei dem Mangel an Geld und Menschen. Man dachte daher sehr ernstlich an den Frieden; er war aber noch nicht zu erlangen. Die Engländer, welche an Oesterreich und andere ungeheure Summen als Subsidien gegeben, und keine Hoff-

nung hatten, von Oesterreich ihre Auslagen wieder zu erhalten, setzten sich hartnäckig gegen den Frieden, und fachten das Feuer des Krieges unaufhörlich an, um durch Zernichtung der französischen Marine, und den dadurch erlangten Alleinhandel, sich zu entschädigen.

Nachdem der Feldzug nach Nothdurft eingerichtet war, gieng der König in Person in die Niederlande, während daß eine Armee unter Conti am Rhein, und eine andre in Italien die Oesterreicher beschäftigte. Der Dauphin erhielt Erlaubniß, den Feldzug mitzumachen. Der Marschall von Sachsen commandirte die Armee bis zur Ankunft des Königs, und belagerte Dornik. Kaum war Ludwig am 7. Mai im Lager angekommen, so erhielt er die Nachricht, daß die feindliche Armee sich nähere. Am folgenden Morgen recognoscirte er, in Begleitung des Dauphin, die feindliche Armee, und empfieng die aufrichtige Begrüßung der Armee, welche den letztern noch nicht gesehen hatte, und ihn ganz nach ihrem Sinne fand. Er hatte ein gesundes und verständiges Ansehen, war wohl gewachsen und freundlich gegen die Truppen, die ihn mit jedem Tage lieber gewannen. Am 11. Mai rückte die Englisch-Holländische Armee so weit vorwärts, daß man schloß, sie sey geneigt zu schlagen. Der König und der Dauphin begaben sich an diesem Tage nach Fontenai zur Hauptarmee und nahmen sie in Augenschein. Als dieses geschehen war, ersuchte der Marschall von Sachsen beide, über die Schelde

zurück zu gehen und sich der Gefahr nicht auszusetzen; allein beide wollten an dem Treffen Theil nehmen und blieben an einem Platz, wo sie nicht ganz außer Gefahr waren. Gegen sechs Uhr fiengen die Armeen an sich zu kanonieren, und bedeckten den Boden mit Leichen. Es schien, als ob es beide Theile dabei wollten bewenden lassen, die Offiziers hatten einander bekomplimentirt, ja der Capitain der Englischen Garde war vor die Fronte gegangen und hatte zum Lieutenant der Franz. Garde, der ihm entgegen kam, gesagt: Ihr Herren von der Garde schießt doch; und der Franzos hatte geantwortet: Nein, wir schießen nicht zuerst. Endlich rückten doch die Engländer vor und griffen an, und zwar mit vieler Ordnung und in gemeßnem Schritt, und gaben Salven, welche viel Leute niederwarfen. Die Franzosen wichen zurück, und es gewann das Ansehen, als wenn sie das Feld sehr schnell räumen wollten. Ludwig stand mit dem Dauphin und mehrern Generalen auf einer Anhöhe und gab seine Befehle. Als der Marschall von Sachsen sich die Befehle des Königs ausbat, sagte dieser: er sey bei diesem Treffen nicht da, um zu commandiren, sondern sich und seinen Sohn zu unterrichten. Indem wurden die Franzosen immer mehr zurückgedrängt und der Marschall ließ den König bitten, daß er sich der herannahenden Gefahr nicht mehr aussetzen, sondern über die Brücke zurück gehen möchte, er wolle schon suchen der Unordnung abzuhelfen. „Davon bin ich überzeugt," antwortete

Ludwig, „aber ich will bleiben wo ich bin.“ Den Dauphin riß der Anblick der Schlacht, und die Niederlage der Seinigen so hin, daß er den Degen zog, und an der Spitze der königl. Haustruppen einbrechen wollte. Man hielt ihn aber, wie billig, zurück, und stellte ihm vor, daß sein Leben allzu kostbar sey; worauf er antwortete, daß am Tage der Schlacht es nicht auf sein, sondern auf des commandirenden Generals Leben ankomme.

Es war nun so weit gekommen, daß die Engländer nicht mehr an dem Siege zweifelten. Ein neuer Versuch, den die königl. Haustruppen und die Karabinier's machten, und der eben so wenig fruchtete, brachte Unordnung in die ganze Armee; man hielt alles für verloren, und beschwor den König sich zurück zu begeben. Er weigerte sich aber, und der Marschall von Sachsen, der wohl wußte, daß nach der Entfernung des Königs nichts die Truppen zum Stehen bringen würde, rieth ihm ebenfalls mit Feuer, zu bleiben, weil noch nicht alles verloren sey. Es geschahe also noch ein herzhafter Angriff, der wider alle Erwartung gelang. Die franz. Regimenter brachen nach einander in die dichte englische Colonne, und stießen alles nieder, ohne Pardon zu geben, und so ergriff die Englisch-Holländische Armee in wenig Minuten die Flucht. Das Gemetzel war entsetzlich blutig gewesen.

Nach der Schlacht führte der König den Dauphin auf dem Schlachtfelde umher, um ihm die

Schrecken des Krieges zu zeigen. Welch ein Anblick für einen Prinzen, der, zum erstenmal dem Glanz des Hofes entrissen, den Schauplatz des höchsten menschlichen Elendes betrat! Das Feld schwamm weit umher vom Blute; statt der treflichen Mannschaft, die kurz vorher auf demselben gestanden hatte, waren Haufen von Leichen aufgethürmt, aus denen sich die Lebenden hervorzuarbeiten suchten; eine Menge abgehauener und zerschmetterter Glieder lagen zerstreut umher; überall krümmten sich Sterbende betend oder fluchend in ihrem Blute, und wünschten sich den Tod; einzelne Verwundete von Freund und Feind, verbanden sich gegenseitig die Wunden. Mehrere, die schon mit dem Tode rangen, richteten ihr Haupt empor, als der König und der Dauphin vorbeiritt, und riefen: es lebe der König und der Dauphin! Der Dauphin war noch zu jung und unverdorben, als daß ihn dieser Anblick nicht hätte erschüttern sollen. „Lerne daraus, sagte der König, der es bemerkte, wie kostbar und schrecklich der Krieg ist." Als man ihn fragte, wie er die verwundeten Engländer behandelt wissen wollte? antwortete er: wie die unsrigen, denn jetzt sind sie nicht mehr Feinde. Sie wurden auch sehr gut behandelt. Nach dieser Schlacht eroberte man mehrere Städte in den Niederlanden, und es schien, als ob sich Frankreich wieder erholen wollte.

Wenn auch der glückliche Erfolg dieses Feldzugs weder den Dispositionen, noch der persönli-

chen Tapferkeit des Königs zuzuschreiben war, so hatte doch seine Gegenwart die Truppen zu ungewöhnlicher Anstrengung ermuntert, und bei der Nation den Glauben wieder hergestellt, daß ihr König kein Weichling sey, der die Beschwerden des Krieges scheue. Die kleinere Anzahl der Vernünftigen achtete ihn, weil er vor der Schlacht keine Poltronnerie, und nach derselben keinen Stolz oder keine Kriegslust hatte blicken lassen. Man verzieh es ihm daher gern, daß er die Pompadour mit ins Feld genommen hatte. Auch das gefiel, daß dieselbe sich sehr eingezogen hatte halten müssen, so daß viele gar nicht wußten, daß sie bei der Armee war.

Der Winter von 1745. bis 1746. ward mit Lustbarkeiten aller Art, meist von der Erfindung der Pompadour zugebracht, die darin mehrere Jahre unerschöpflich war. Voltaire mußte eine Oper verfertigen, die den Titel: der Tempel des Ruhms, führte, und am Hofe von Herren und Damen des Hofs aufgeführt wurde. Ludwig wurde unter dem Namen Trajans aufgeführt, und von der Göttin des Ruhms (der Marquise von Pompadour) als Sieger und Mensch gekrönt. Bei dieser Vorstellung begegnete Voltaire eine Begebenheit, die ihn dem Gelächter des Hofes aussetzte. Als das Stück beinahe geendigt, und der König alle für ihn bestimmte Schmeicheleien des berühmten Dichters, der sehr gut schmeicheln konnte, angehört hatte, erhebt sich Voltaire unerwartet, schließt den König sehr zärtlich in seine

Arme, und ruft liebreich: Nun mein lieber Trajan! erkennen Sie sich in dieser Schilderung? Die Wache, welche diesen dichterischen Angriff für respektwidrig hielt, legte sich auf der Stelle ins Mittel und verhaftete Voltaire, aber der König vergab den Fehler sehr gerne.

Da dergleichen Lustbarkeiten, deren die Marquise noch viele im Sinne hatte, große Summen kosteten, und der Generalkontrolleur Orry viel Schwierigkeiten machte, immer Geld herzugeben, so dachte die Marquise darauf, sich an seine Stelle einen Mann zu wählen, der gefälliger wäre, und brachte den König dahin, daß Orry entlassen wurde. An seine Stelle ward Machault d'Arnonville gesetzt, und die Stelle des Generalbaudirektors, welche Orry zugleich bekleidet hatte, dem Bruder der Marquise bestimmt. Dieser unwissende Poltron war zu dem Range eines Marquis de Vandiere erhoben worden. Sein absurdes Betragen zog ihm aber den Spott der Höflinge zu, die ihn wegen der Gleichheit im Ton den Marquis d'Avant-hier, oder den Marquis von vorgestern, nannten. Um dieser Lächerlichkeit ein Ende zu machen, veränderte der König diesen Namen, und nannte ihn Marquis von Marygni. Der König selbst hatte durch sein gefälliges Betragen gegen den Marquis den Grund zu seiner unbegränzten Eitelkeit gelegt. Als er noch nicht lange am Hofe war, sollte er eines Tages mit seiner Schwester der Marquise allein speisen. Indem man sich eben setzen wollte, kam der König. Die Marquise wollte das Gedeck

des Bruders aus Respekt für den Monarchen wegnehmen, und ihn auf einen andern Tag bescheiden. Aber Ludwig sagte sehr freundlich: Nein! nein! Ihr Bruder gehört auch mit zur Familie. Lassen Sie noch ein Gedeck auflegen; wir wollen alle drei zusammen speisen. — Er ward auch bald zu den kleinen Abendtafeln gezogen, und der König nannte ihn oft seinen kleinen Bruder.

Ludwig wünschte den Frieden, und that überall Anträge, aber man trauete ihm nicht, und die Engländer suchten den Frieden auch jetzt noch nicht. Sie waren vielmehr erbitterter als je über Frankreich, weil dasselbe dem Prätendenten aufs neue zu einer Landung in Schottland Vorschub gethan hatte. Dieser Prinz war von dem Projekt, sich auf den Englischen Thron zu erheben, so eingenommen, daß er dem französischen Hofe unaufhörlich anlag, zu seinen Gunsten einen neuen Versuch zu machen, welches aber die franz. Regierung unter den gegenwärtigen Umständen weder konnte noch wollte. Man half ihm unterdessen zu so viel Gelde, daß er eine Fregatte von 18 Kanonen erkaufen, und mit 150. bewafneten Leuten besetzen konnte. Mit dieser Fregatte segelte er in Begleitung einiger treuen und kundigen Schottländer und Irländer, am 14. Jul. 1745. aus Frankreich ab. Unterwegs stieß ein französisches Kriegsschiff von 64 Kanonen zu ihm, das ihn bedecken sollte. Der Wind war ihm günstig und er kam, nachdem sein Linienschiff sich mit Englischen Schiffen herumgeschlagen hatte, glücklich nach Schottland.

Seine Begleiter machten seine Ankunft bekannt, und versprachen ungemeine Vortheile, wenn man ihn unterstützte. Sie hatten das Vergnügen, daß sich einige tausend Küstenbewohner und Bergschotten um sie versammelten, und daß die Zahl wuchs, je tiefer sie ins Land kamen. Nun wurden Manifeste erlassen, und Frankreichs Unterstützung als gewiß zugesichert; dadurch vermehrte sich die Zahl seiner Anhänger, zu denen bald mehrere mißvergnügte Große sich schlugen. Weil diese Armee weder die nöthige Kleidung, noch Lebensmittel hatte, so mußte sie schnell vorrücken, und es gelang auch dem ersten Ungestüm, einige wichtige Päsße zu erobern, und Englische Detaschements zu schlagen. Am Ende des Septembers rückte der Prinz vor Edinburg, das sich ihm ergab, und wo er den Titel als Regent von England, Schottland und Irland, annahm.

In London verursachte die Nachricht von der Ankunft und den Fortschritten des Prinzen eine unbeschreibliche Erschütterung der Gemüther, besonders weil Georg II. sich gerade jetzt bei der Armee in Deutschland befand. Indessen traf man doch schnell die nöthigen Gegenanstalten; das Parlament erklärte Eduard für einen Hochverräther, und setzte 30,000 Pf. auf seinen Kopf; man gab dem König Nachricht, und beorderte mehrere tausend Truppen vom festen Lande herüber; alle Katholiken wurden aus London entfernt, und starke Observationsflotten gegen französischen Beistand ausgeschickt.

Unterdessen hatte sich Eduard durch seine Popularität eine Menge Freunde erworben, die alles für ihn zu wagen versprachen, und auch die Engländer bei Edinburg schlugen, wodurch Furcht und Schrecken, Freude und Hofnung über ganz England verbreitet wurden. Wäre der Prinz bei dem ersten Schrecken rasch genug vorwärts gedrungen, so hätte er sich dem regierenden König schon furchtbar genug machen können, wenn ihm auch sein Entzweck nicht ganz gelungen wäre, was sich nicht wohl denken läßt. Er wollte diesen Schritt thun; allein seine Freunde riethen ihm, erst seine Armee gehörig zu kleiden und zu bewafnen, und sich mit mehr Glanz zu umgeben, um durch seinen Aufzug die Gegner zu schrecken. Das geschahe. Er bildete eine Art Hofstaat und einen Generalstaab, so gut sichs thun ließ; ein paar französische Schiffe brachten ihm Artillerie und Munition, seine Armee verstärkte sich bis an 10,000 Mann, und nun rückte er in der Mitte des Novembers vor. Es gelang ihm über Englands Gränze zu dringen, und Carlisle zu erobern; viele Engländer schlugen sich zu ihm, viele flüchteten.

Aber es waren auch schon Gegenanstalten getroffen, die er so leicht nicht fruchtlos machen konnte. Nicht nur hatte man in den Protestantischen Kirchen für die Erhaltung des rechtmäßigen Königs und Vertilgung der Rebellen brünstige Gebete angeordnet, sondern auch eine Menge Truppen zusammengezogen, welche die Armee Eduards an Zahl und Disciplin weit übertrafen.

Mehrere Landschaften und Privatleute lieferten freiwillig beträchtliche Geldbeiträge; viele Große warben Truppen auf ihre Kosten. Bei Manchester traf die Englische Armee von 16,000 Mann, von dem Herzog von Cumberland angeführt, auf die Rebellen, welche nach einem kurzen Widerstande die Flucht ergriffen, und den Engländern Raum gaben, Carlisle wieder einzunehmen. Auch Edinburg ward wieder genommen. Bei Fallkirch kam es neuerlich wieder zu einem Treffen, wo die Rebellen siegten. Ohngeachtet dieses glücklichen Streichs fieng Eduard an zu zweifeln, ob er sich werde halten können; er sahe wohl ein, daß die franz. Regierung nicht im Ernst an eine Landung denke und bemerkte auch, daß sich bei seiner Armee die Kriegslust verliere. Er nahm indessen noch Inverneß ein.

Der Herzog von Cumberland hatte sich mittlerweile beträchtlich verstärkt, besonders durch Artillerie, woran es Eduard vorzüglich fehlte und so kam es am 27. April 1746. zu der berühmten Schlacht bei Culloden, wo Eduard in wenig Stunden die Früchte aller seiner Bemühungen verlor, und in Gefahr kam, seinen Kopf auf dem Blutgerüste zu verlieren. Er entfloh mit Mühe, und viele seiner Anhänger wurden hingerichtet.

Von diesem Augenblick an war Eduard nur ein Gegenstand des Mitleidens. Da man ihm überall Detaschements nachschickte, so flüchtete er sich in den nördlichsten Theil von Schottland. Er verkleidete sich als Bettler, irrte Tage und

Nächte allein umher, vermied alle Wohnungen und verbarg sich in den Höhlen oder auf den Gipfeln der Bäume. Des Nachts gieng er auf die Felder und an die Quellen, um Hunger und Durst zu stillen. Doch fand er oft gar nichts, und einmal war er gezwungen, in dem Hause eines Landedelmannes einzukehren, der bei der entgegengesetzten Parthei hielt. Beim Eintritt sagte er mit der Demuth, welche das Unglück erhebt: Der Sohn eures Königs bittet euch um ein Stück Brod und um ein Hemd; ob ihr gleich zur Gegenparthei gehört, so traut er euch doch Menschlichkeit genug zu, daß ihr ihn nicht verrathen werdet. Der Edelmann gab ihm beides und ließ ihn gehen. Er fand bei seiner traurigen Wanderung noch mehrere treue Freunde. Einer davon wagte sich mit ihm auf eine Insel an die Nordküste von Schottland. Es standen Englische Truppen da; man blieb des Nachts am Ufer in einem Sumpfe und fuhr am Morgen wieder ab. Auf der Fahrt begegneten ihm Englische Schiffe, sie zogen ihr Schiff hinter einen Felsen, bis jene vorüber waren, und fuhren an verschiedne andre Inseln, waren aber nirgends sicher.

Durch Mangel und Strapazen aufs äußerste gebracht, fiel Eduard in eine gefährliche Krankheit, aber auch da fand er in einer schottischen Familie, die selbst hatte flüchten müssen, Wartung und Pflege. Nachdem er wieder hergestellt war, verkleidete er sich als Frauenzimmer, und reiste mit der Tochter des Hauses, Lady Macdonal, unter

dem Titel ihres Kammermädchens. Sie wollten nach der Englischen Insel Sky fahren, wurden aber von Englischen Schiffen verfolgt, und mußten wieder zurück. Sie kehrten bei Anverwandten der Lady ein, die den vertriebnen Prinzen mit der größten Zärtlichkeit aufnahmen. Hier erhielt Eduard einen männlichen Begleiter, und vertauschte bald seine weibliche Kleidung wieder mit der männlichen, weil seine große Figur und weiten Schritte mehrere Personen auf den Verdacht brachten, daß er der überall gesuchte Prinz seyn könnte.

Im Fortgange der traurigen Wanderung gesellten sich einige Vertraute zu ihm, und man war glücklich genug auf die Insel Sky zu kommen, wo Eduard sich einige Zeit in einer Hütte aufhielt, während daß seine Freunde Schildwacht hielten. Dann irrte er unter der Kleidung eines Bedienten wieder umher, bis er das Glück hatte, auf eine der Fregatten zu kommen, welche die französische Regierung, von der Gefahr unterrichtet, in welcher sein Leben schwebte, abgeschickt hatte ihn aufzusuchen. Er bestieg dieselbe in zerrißnem Anzug und entstellt, und landete am 10. Oct. 1746. mit traurigem Herzen wieder in Frankreich.

Er ward vom König Ludwig sehr gut empfangen und erhielt 200,000 Thlr. zu seiner ersten Einrichtung. In der Folge brachte er die Pompadour dahin, daß er und sein Bruder eine ansehnliche jährliche Pension bekamen.

Zwölftes Kapitel.

Die Gemalin des Dauphin stirbt. — Er vermählt sich mit einer sächsischen Prinzessin. — Beweise von deren vortrefflichem Charakter. — Ludwig erlangt endlich den Frieden 1748. — Schicksal des Englischen Prätendenten. —

Der Marschall von Sachsen, Frankreichs berühmtester General in dieser Periode, eröfnete den Feldzug von 1746 sehr zeitig durch die Eroberung von Brüssel. Der König von Frankreich beschloß auch diesen Feldzug mitzumachen, und die Pompadour wieder mitzunehmen. Um den Dauphin nicht zum Zeugen seines freien Umgangs mit seiner Maitresse zu haben, ward ihm die Beiwohnung des Feldzugs unter dem doppelten Vorwand abgeschlagen, daß seine Gemalin schwanger sey, besonders aber, daß man von der kriegerischen Hitze, die er bei Fontenai bewiesen, für sein Leben zu fürchten habe, wenn er sich noch mehr an die kriegerischen Auftritte gewöhne. Es wurden in diesem Feldzuge noch mehrere niederländische Festungen unter den Augen des Königs erorbert, welcher schon im Junius nach Versailles zurückgieng, weil sich die Niederkunft der Dauphine näherte.

Lud-

Ludwig hatte dem Dauphin unwissend einen Dienst geleistet, daß er ihm den Feldzug abschlug. Der Prinz sollte seine Gemalin nicht lange mehr besitzen, denn sie starb am 22. Jul. an den Folgen der Entbindung. Der Prinz war tief gerührt, aber die Höflinge, als ob es Pflicht sey, aus dem Herzen der Regenten alle ernsthafte Betrachtungen zu vertilgen, schritten gleich zu Vorschlägen zu einer neuen Heirath. Die Wahl fiel auf eine sächsische Prinzessin, wozu wohl der Einfluß des Marschalls von Sachsen das meiste beitrug. Der Vorschlag ward angenommen, die Scheintrauung vom Päbstlichen Nuntius verrichtet. Dem Herzog von Richelieu, der dieß Geschäft machte, zu Ehren wurden viel Lustbarkeiten gegeben, und die Prinzessin am Rhein an Frankreich übergeben.

Das alles war etwas gewöhnliches; aber was ich jetzt schreibe, ist etwas ungewöhnliches an Höfen, ich meine das vortreffliche häusliche Betragen der Sächsischen Prinzessin an einem so verdorbnen Hofe, als der französische war. Ich werde mich bloß der Worte des Franzosen bedienen, dem ich bei dieser Erzählung vorzüglich folge. Der Dauphin sah am ersten Abend, als er in das Zimmer seiner zweiten Gemalin kam, verschiedene Dinge, deren sich die erste Gemalin bedient hatte, und ließ einige Thränen fallen. Die Dauphine bemerkte, daß er sie verbergen wollte und sagte: Lassen Sie ihre Thränen ungehindert fließen, und fürchten sie nicht mir dadurch weh zu thun. Ihre

Thränen zeigen mir, was ich einst von Ihnen zu hoffen habe, wenn ich glücklich genug bin, Ihre Hochachtung zu verdienen. Der Prinz mußte sie wegen einer solchen Aeußerung achten; sie konnte aber nie seine Liebe in dem Maaße erwerben, als die erste, welches wohl überhaupt bei einer zweiten Ehe der Fall selten ist, wenn die erste glücklich war. — Sie hatte übrigens viel Verstand und mancherlei Kenntnisse, die sie auch fortwährend zu erweitern strebte. Voltaire, der sich immer seines Nutzens wegen bei Mächtigen einzuschmeicheln suchte, richtete ein philosophisches Gedicht an sie, worin er das thätige Leben der Dauphine mit dem unthätigen, zum Theil allzufrommen Leben der Königin, und natürlich zum Nachtheil der letztern verglich. Statt des Beifalls, den er dafür einzuärndten gedachte, ließ ihn die Dauphine merken, daß sie sehr unwillig sey, daß er sie für fähig gehalten, auf Unkosten der Königin gelobt zu werden, und veranlaßte ihn zu läugnen, daß er Verfasser des Gedichts sey.

Allerdings war sie in einer sehr unangenehmen Lage gegen die Königin, wenn sie sich erinnerte, daß ihr Vater es gewesen, der den Vater der Königin verhindert habe, den pohlnischen Thron wieder zu besteigen, und daß die Königin deswegen schwerlich eine aufrichtige Zuneigung gegen Augusts III. Tochter fassen werde. Sie that indessen alles, was ihr Klugheit und Gutherzigkeit eingab, den Unwillen derselben zu mildern. Am dritten Tage nach dem Beilager sollte

sie, dem Gebrauch nach, das Bildniß ihres Vaters im Armbande tragen, und man hatte bereits erklärt, daß man es ohne Bitterkeit aufnehmen werde. Aber sie fand ein Mittel, das scheinbar Böse zum Guten zu wenden. Noch hatte niemand von den Hofleuten gewagt, das Armband pflichtschuldigst zu bewundern, als die Königin des Nachmittags den bittern Schritt that und sagte: das ist also das Bildniß Ihres Vaters? meine Tochter. — Ja Mama, antwortete die Dauphine, indem sie ihr den Arm hinreichte, sehen Sie nur, wie wohl es getroffen ist. Indem die Königin es genau betrachten will, erblickt sie das Bild des Königs Stanislaus, ihres Vaters. Das Zarte, welches in dieser Artigkeit lag, ward von der königl. Familie ganz gefühlt; man nahm sie von jetzt an mit wahrer Liebe auf, und sie wußte dieselbe immer mehr zu verdienen *). Daß diese Vermählung durch unermeßliche Lustbarkeiten gefeiert worden sey, läßt sich, nach der damaligen Sitte, leicht denken. Wir beschreiben sie nicht,

---

*) Der französische Geschichtschreiber, dem ich hier folge, sagt: an dieser Handlung habe das Herz mehr Antheil gehabt als der Verstand. Dem Himmel sey Dank, daß diese Anmerkung ausländisch ist. Und noch sollte es dem guten Franzosen schwer fallen zu beweisen, ob der Verstand nicht eben so viel Antheil daran gehabt haben könne als das Herz, wenn die Sache scharf beurtheilt werden sollte.

da ihre Form bekannt genug ist, sondern bemerken nur zwei Züge, die drollig genug sind, um hier angeführt zu werden. Bei dem Ball, der in Versailles gegeben ward, waren außer den Tanzenden auch vornehme Bürgerliche eingeladen, um die Herrlichkeiten des Adels mit anzusehen. Auf einer Seite des Saals saßen die bürgerlichen Frauenzimmer, auf der andern die Mannspersonen. Unter den letztern befand sich ein Mann, der sich auf einen Platz setzen wollte, welcher schon für einen andern bestimmt war. Der Gardeoffizier, dem das Arrangement übertragen war, hieß ihn nach damaliger Form kurzhin aufstehen. Der Mann weigert sich; der Offizier wird derber, und besteht darauf. Endlich wird der Bürgerlich-gekleidete ungeduldig und ruft ganz laut: Ich .... und wenn Ihnen das nicht ansteht, so bin ich der und der, Obrist vom Regiment Champagne. Kurz drauf wollte man ein Frauenzimmer von ihrem Platz wegweisen; sie weigerte sich dessen, und als der Offizier darauf bestand, antwortete sie: Sie können thun was sie wollen, aber ich bin vom Regiment Champagne. Dieser Ausdruck ward in der Folge zum Sprichwort, um eine gewisse Grobheit höflich auszudrücken.

Bei dem maskirten Balle wurden an einem großen reichbesetzten Schenktisch den Masken Erfrischungen aller Art im Ueberfluß gereicht. Unter andern erschien eine gelbe Maske, die eine große Menge Speisen und Getränke zu sich nahm. Kaum waren einige Minuten vorüber, so erschien

dieselbe große Figur wieder und verzehrte wieder so viel, als zum erstenmal. Von Viertelstunde zu Viertelstunde kehrte sie zurück, und aß und trank, als ob sie noch nichts genossen hätte. Nach und nach wurde man auf diesen ungeheuern Esser aufmerksam; man meldete es dem König, welcher befahl der Maske nachzufolgen. Da entdeckte sichs denn, daß die hundert Schweitzer, allesamt von gleicher Größe und Stärke, sich eine gemeinschaftliche Kleidung angeschaft, und einer nach dem andern hinauf gegangen war, sich an dem Schenktisch zu laben. Es wird nicht berichtet, ob der König Befehl oder Erlaubniß gegeben habe, den noch übrigen ein gleiches Maaß Erfrischungen zukommen zu lassen.

Während daß am Frieden vergeblich gearbeitet wurde, machte Ludwig 1747 seinen dritten Feldzug in den Niederlanden. Er gewann die Schlacht bei Laffelden, oder vielmehr der Marschall von Sachsen in Ludwigs Anwesenheit, und der Graf Löwendahl eroberte Bergenopzoom. Bei dieser Gelegenheit sagte Ludwig, daß es für ihn und für Frankreich doch demüthigend sey, daß seine beiden größten Generals Ausländer wären. — „Ohnstreitig kommt es daher, antwortete der Prinz von Conti, weil unsre Weiber mit Laquaien Galanterie treiben.“ Bei allem Waffenglück sehnte sich Frankreich nach dem Frieden, und bot viele Opfer dar. Ludwig liebte den Krieg nicht; die Offiziers waren eifersüchtig auf den Ruhm des Marschalls von Sachsen; die Pompadour hatte

an den Feldzügen Ekel gefunden, weil ihr da als Maitresse manches Unangenehme begegnet war; die Flotte verringerte sich alljährlich, und die Gelder reichten zu den Ausgaben nicht mehr hin. Aber erst im October 1748. konnte es den Frieden erlangen. Er ward am 18ten dieses Monats zu Aachen geschlossen*).

Bei diesem Frieden ward auch das Schicksal des Prätendenten Eduard bestimmt. Es ward nämlich ausbedungen, daß demselben von den Friedeschließenden Mächten kein fernerer Aufenthalt in ihren Landen, noch Schutz gewährt würde. Es war allerdings schlimm für den Prinzen, daß Frankreich diesen Punkt eingehen mußte, da es ihn vorher durch glänzende Versprechungen an sich gezogen, und zu einer Unternehmung verleitet hatte, welche ihm in ganz Europa den Namen eines abentheuerlichen Prinzen erwarb. Jener Friedenspunkt machte ihn aber erst recht eigentlich zum Abentheurer. Als er die Nachricht davon erfuhr, verfiel er in eine Art Unsinn, der das Mitleiden der Pompadour in dem Maaße erregte, daß sie den König angieng diesen Punkt zu verweigern. Sie richtete aber nichts aus. Der König antwortete ihr, daß ihr eigner Verstand sie lehren würde, daß es unverantwortlich wäre, den Krieg mit ganz Europa fortzusetzen, um die Wünsche des Prinzen zu befriedigen, die, richtig beurtheilt, übertrieben wären.

---

*) Die Bedingungen s. I. Th. der Geschichte.

Der König bewies indessen die äußerste Schonung, als er dem Prinzen die Nachricht geben ließ, seine Staaten zu verlassen. Er ließ ihm zu erkennen geben, daß ihn ein solcher Schritt schmerze, daß der König nicht als Landesherr oder König befähle, sondern als Freund und Bundesgenoß bitte, seine Staaten zu verlassen. Er antwortete nur durch Weigerung; er zog ein Pistol aus der Tasche, und drohete jeden vor den Kopf zu schießen, der ihn verhaften wollte. Darauf ward der päbstliche Nuntius und der Erzbischof von Paris an ihn geschickt, um ihm im Namen der Religion zu zeigen, daß seine Pflicht sey, der Bitte des Königs Gehör zu geben. Allein er achtete so wenig auf ihre Vorstellungen, als auf die Bitte seines Vaters, zu ihm nach Rom zu kommen. So sahe sich Ludwig endlich genöthigt Gewalt zu brauchen; denn die Engländer drangen vor Allem auf die Erfüllung dieses Punkts. Der Herzog von Vaudreil erhielt den schwierigen Auftrag, sich des Prinzen, der stets einige Pistolen in der Tasche führte, ohne Blutvergießen zu bemächtigen, bei Verlust seines Kopfs; und noch so wenig als möglich den Respekt zu verletzen, den man ihm schuldig sey. Der Offizier, der dieses schwierige Geschäft überkam, wählte die Zeit der Oper zur Ausführung der Sache. Alle Zugänge zum Opernhause und der Straße waren mit Soldaten besetzt. Als der Prinz ausgestiegen war, zeigte ihm Vaudreil den Verhaftsbefehl vor, und bat um die Erlaubniß, seine

Taschen zu durchsuchen. Der Prinz weigerte sich, und versicherte auf Ehre, keine Pistolen bei sich zu haben. Sogleich drängten sich einige Grenadiers um ihn, und hielten ihn, während daß Vaudreil die Taschen durchsuchte und einige Pistolen herausnahm. Man setzte ihn darauf in eine Kutsche, und brachte ihn erst nach Vincennes, und dann über die Gränze nach Italien. Bei Durchsuchung seiner Wohnung fand man, daß er eine Menge Gewehre verborgen hatte, um sich aufs äußerste zu wehren; auch fand man ein Faß Pulver, durch welches er wahrscheinlich sich und die Angreifenden in die Luft sprengen wollte.

Er begab sich nun nach Rom, wo er mit vieler Auszeichnung lebte, bis sein Vater 1766. starb. Von der Zeit an führte er den Titel eines Grafen von Albany, machte aber dem römischen Hof durch seinen Stolz viel zu schaffen, und begab sich sogar nach Florenz. Pabst Pius VI. nöthigte ihn indessen unter der Drohung, seine Pension einzuziehen, wenn er sie nicht in Rom verzehrte, zur Rückkehr. Hier ergab er sich aus Langerweile dem Trunk, der die Düsterheit seines Kopfs, welcher schon in Paris durch Ausschweifungen anderer Art zerrüttet war, noch vermehrte. Im Jahr 1778. vermählte er sich, auf den Rath der Anhänger des Hauses Stuart, mit einer Gräfin von Stolberg-Geudern, um sein Geschlecht fortzupflanzen. Diese Ehe war natürlich bei der Ungleichheit des Alters und den tollen Gesinnungen des Prinzen nicht glücklich, und ward im Jahr 1784.

wieder getrennt. Drei Jahre vor seinem Tode ließ er seine natürliche Tochter aus Paris kommen, machte sie zu seiner Erbin und zur Gräfin von Albany, und zwar dem Patent zufolge aus eigner königlicher Macht. Diese Person erheiterte durch Liebe und Klugheit seine letzten Tage noch. Er starb in ihren Armen am 31. Jan. 1788. im 68 Jahre, und erhielt ein königliches Begräbniß.

Dreizehntes Kapitel.

Die Pompadour gewinnt das entschiedenste Uebergewicht über den König; sie wird gehaßt und zeigt Rachsucht. — Sie läßt sich zur Hofdame wählen, wobei ihr aber von dem Dauphin eine Kränkung wiederfährt. — Er wird deshalb vom Hofe entfernt und muß Abbitte thun. — Sie bittet zum Schein ihren Mann, sie wieder anzunehmen, kommt durch seine abschlägliche Antwort aus dem Kirchenbanne, und wird Dame du Palais. — Sie will ihre Tochter in ein fürstliches Haus bringen; diese stirbt aber. — Ihr Vater stirbt. — Pockenkrankheit des Dauphins. — Die Pompadour wird Ludwigs Kupplerin. — Der Hirschgarten. — Sie besetzt alle wichtige Stellen mit ihren Kreaturen.

Die Marquise von Pompadour wußte sich immer fester beim König zu setzen, der sie in den wichtigsten Stücken fast schalten ließ wie sie wollte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich das Beispiel der Maintenon als Muster vorbehalten, und nach eben dem Zweck gestrebt habe, wenigstens

zeigen fast alle ihre Schritte einen unbegränzten Ehrgeiz. Sie verlangte Geld aus dem öffentlichen Schatze, wie und wenn es ihr gefiel; sie gab Stellen und setzte ab, wen sie wollte; alles was mit dem König zu verhandeln war, mußte durch sie gehen. Dabei zerstreute sie ihn unaufhörlich durch Lustbarkeiten, und hielt ihn ab, sich um Regierungssachen zu bekümmern. In dem Maaße aber, als der König sich ihr überließ und sie liebte, stieg der Haß des Hofs und der Nation gegen sie, und es erschienen mehrere Satyren auf sie, die sie äußerst erbitterten. Sie ließ die strengsten Nachforschungen gegen die Verfasser derselben halten, und einige Dichter in die Bastille und andre Gefängnisse setzen. Einen Herrn Desforges, der das schlimmste Gedicht gemacht hatte, ließ sie in den berühmten eisernen Käfig zu St. Michael sperren, in welchem man weder stehen noch liegen konnte, und worin er einige Jahre bleiben mußte. Der Seeminister Maurepas mußte wegen einiger Spottverse, die man ihm zuschrieb, alle seine Aemter niederlegen. Nichts destoweniger giengen die Spöttereien fort.

Sie wußte den König, den eine schreckliche Langeweile drückte, beständig mit neuen Gegenständen zu unterhalten, und wählte dazu bald gute bald schlechte, wenn sie nur den Zweck erreichten. Unter die erstern gehört die Errichtung einer Porzellanfabrik zur Nachahmung der Sächsischen in Vinçennes, die nachher nach Seves verlegt, und unter diesem Namen sehr berühmt ge-

worden ist. Sie lieferte auch bald prächtige Stücke, welche an zierlicher Form die Sächsischen übertrafen, und der König gab sich große Mühe sie in Flor zu bringen. Die Pompadour unterhielt auch bei dem König die Neigung zum Bauen, wodurch freilich viel Geld verschwendet, aber auch manche nützliche Idee ausgeführt wurde. Bisweilen vermochte sie ihn zu Reisen, die viel Gutes hätten bewirken können, wenn es auf etwas anders als auf bloße Zerstreuungen abgesehen gewesen wäre. Allein es war selten, daß die Idee zu nützen ihre Erfindungen leitete. Das meiste, was sie that, bestand in wahren Spielereien, denen sie eine Art von Wichtigkeit beizulegen wußte, namentlich in Opern und Komödien, die ungeheure Summen kosteten. Ja sie nahm wohl gar bisweilen ihre Zuflucht zur Erzählung ekelhafter Stadtgeschichten, welche sie sich von dem Polizeilieutenant geben ließ. Dabei war sie unaufhörlich bemüht, das Ministerium mit ihren Freunden anzufüllen, worunter der Graf St. Florentin und Rouillé gehörten, um immer freie Hand zu haben, und alles zu können, was ihre Verschwendungssucht ihr eingab.

Wie sich ihre Parthei am Hofe vergrößerte, stiegen auch ihre Anmaßungen. Sie hätte allzugern das Andenken an ihre niedrige Geburt ganz vertilgt, und sie suchte wenigstens von äußerlichem Glanz an sich zu ziehen was sie konnte. Ihre Forderung gieng dahin, unter die Ehrendamen der Königin aufgenommen zu werden, wie weiland

die Marquise Montespan. Eine solche Stelle, welche bisher nur die Gemalinnen der Prinzen und Pairs bekleidet hatten, brachte das Vorrecht, daß die zu wählende bei der ersten öffentlichen Vorstellung von der Königin umarmt wurde, und sich in ihrer Gegenwart auf einem Armstuhle niederlassen durfte. Der König, welcher durch die Wollust bereits so geschwächt war, daß er der Maitresse nichts mehr abschlagen konnte, versprach es ihr, und ließ der Königin den Antrag thun. Sie schlug es nach ihrem sanften und furchtsamen Sinn nicht ab. An dem bestimmten Tage erschien die Marquise mit dem größten Pomp, und ward von der Prinzessin Conty, unter dem Zusammenfluß einer Menge Höflinge, eingeführt. Sie schritt frech einher; die Königin kam ihr bescheiden entgegen und umarmte sie freundlich. Nicht so der Dauphin, dem sie nachher, dem Gebrauch zu Folge, zugeführt wurde. Zwar reichte er ihr mit vieler Artigkeit seine Wange zum Kusse, aber er steckte, indem sie ihn küßte, die Zunge über ihre Schulter heraus und winkte mit den Augen.

Ein labender Anblick für die Höflinge! Noch größer war ihre Befriedigung, als sie mit verstelltem Eifer ihr das Geschehene hinterbrachten, und die Marquise ihren Zorn nicht zurückhalten konnte. Sie lief halb wüthend zum König, klagte in den bittersten Ausdrücken über die Grobheit des Dauphins, und drohete sich vom Hofe zu entfernen, wenn ihr nicht eine völlige Genugthuung für diesen Schimpf zu Theil würde. Der

König, welcher ohnehin den Dauphin nicht liebte, versprach ihr völlige und öffentliche Genugthuung, exilirte den Dauphin, troz aller Fürbitte nach Meudon, und ließ ihn nicht eher zurückkehren, bis er versprach, der Marquise öffentlich Abbitte zu thun. Indessen war die Abbitte doch noch schonend eingerichtet, und sagte nicht viel. Der Dauphin erklärte, daß er das nicht gethan habe, was man ihr hinterbracht, und die Marquise antwortete, daß sie es nicht geglaubt habe. So gieng dieser Akt vorüber, der die Marquise, statt sie zu ehren, bei dem Hof und bei dem Volke verächtlicher und verhaßter machte, als sie bisher gewesen war, und den König zugleich in ein sehr ungünstiges Licht stellte.

Sie gieng aber noch weiter, sie wollte die Stelle einer Dame dů Palois haben, welche bloß Personen vom allerhöchsten Range erhielten, den nie eine deklarirte Maitresse besessen hatte. Auch das sagte ihr der König zu. Die Königin hingegen konnte sich nicht dazu entschließen. Um indessen den König nicht zu beleidigen, bezeigte sie sich bereitwillig, äußerte aber die Bedenklichkeit, daß die Pompadour als Ehebrecherin unter dem Kirchenbann stehe, folglich nicht zu der feierlichen Osterkommunion zugelassen werden könne, was doch in ihrer Stelle geschehen müßte. Dagegen konnte nun freilich der König nichts einwenden, wenn er nicht alle seine Religionsgrundsätze mit Füßen treten wollte, und die Pompadour mußte ihm recht geben.

Und doch wußte sie ihren Vorsatz auszuführen. Weil sie wegen eines körperlichen Fehlers schon seit geraumer Zeit den König blos als Gesellschafterin und Freundin diente, folglich nicht mehr in einem der strafbaren Verhältnisse mit ihm war, um deswillen sie ihren Mann gegen seinen Willen verlassen hatte, so stellte sie sich vor, daß sie völlig gereinigt sey, wenn ihr Mann sie, auf ihr Anerbieten, nicht wieder zu sich nehmen wollte. Sie schrieb deswegen, nach Art der ungesitteten Magdalenen vom Hofe, einen sehr reumüthigen Brief an ihren Mann, bat ihn das Vergangene zu vergessen, versprach alles Unrecht wieder gut zu machen, und ersuchte ihn, sie wieder aufzunehmen, weil sie nicht ruhig leben könnte, ohne ihren Fehler wieder gut gemacht zu haben.

Um aber recht gewiß zu seyn, daß es ihrem Ehemann nicht etwa einfiele, sie aus Schadenfreude wieder anzunehmen, ward der Prinz von Soubise vorausgeschickt, um ihn vorzubereiten. Derselbe erklärte, daß es allerdings bei ihm stünde, sie wieder anzunehmen, daß er sich aber damit bei dem König einen schlechten Dienst erweisen werde, indem der König über den Entschluß seiner Frau äußerst unruhig sey, und eine abschlägliche Antwort von seiner Seite sehr vergnügt aufnehmen werde. Und um auch das letzte zu thun, zeigte er dem Herrn von Estioles an, daß der König auf den Fall der Weigerung

ihm einige beträchtliche Geldvortheile bewilligen werde.

D'Estioles hörte den letztern Antrag mit Vergnügen, und erklärte, daß er nicht den geringsten Wunsch hege, mit seiner liederlichen Frau den Ehestand noch einmal anzufangen, und dem König hierin gern gefällig seyn wollte. Nach dieser Vorbereitung schickte die Pompadour den Scheinbrief, und erhielt eine höfliche ablehnende Antwort. Diese machte sie am ganzen Hofe bekannt, als ob ein einziger Mensch hätte glauben können, es sey ihr ein Ernst gewesen. Insbesondere mußte ihr der Brief bei der Geistlichkeit zur Rechtfertigung dienen, sie als eine reuige Sünderin, als eine verlaßne Person darzustellen, welche von ihrem Manne zurückgewiesen, bei dem König eine Zuflucht suchen müsse, und also ferner nicht unter dem Bann der Kirche stehen könnte. Die Geistlichkeit mußte natürlich die Sache buchstäblich nehmen, und sie zur Kommunion zulassen, wodurch sie sich denn vollends zur Dame du Palais qualifizirte. Von jetzt an äfte sie der Montespan und Maintenon auch darinnen nach, daß sie nur einen Stuhl in ihrem Zimmer hatte, in welchem sie sitzend Audienz den Stehenden ertheilte. Waren Prinzen von Geblüt da, so stand jedermann und sie selbst. Blos dem König ward ein Stuhl gesetzt. Diese Komödie, die der Hof zu Ludwigs XIV. Zeiten mit einer Art Ehrfurcht betrachtet hatte, konnte jetzt, da sie wiederholt wurde, blos Spott und Lachen erzeugen. Eben

diese Empfindung erregte ihr Haushofmeister mit dem Ludwigsorden hinter ihrem Stuhle, den sie zum Rechnungsführer des Ordens hatte machen lassen, damit er mit dem Kreuz hinter ihrem Stuhle stehen könnte.

Doch ihr Hochmuth offenbarte sich noch deutlicher in den Absichten, welche sie mit ihrer von le Normand erzeugten Tochter, Alexandrine, vorhatte. Dieses Mädchen ward vom König mit eben der Güte und Zärtlichkeit behandelt, wie des Königs eigne Kinder, mit jungen Mädchen aus den vornehmsten Häusern erzogen und in allem unterrichtet, was man damals zu einer vornehmen Erziehung rechnete. Das vielfältig geschmeichelte Kind wuchs zur Freude der stolzen Mutter heran, und ward ihr am Körper und Geist ähnlich. Auf den Betrieb der Mutter hatte der König versprochen, sie mit einem der vornehmsten Häuser zu verbinden, und zu dieser Absicht den Sohn des Herzogs von Richelieu ausersehen. Der König eröfnete, als ob es von ihm selbst käme, dem Herzog seinen Wunsch, diese Verheirathung zu stiften. Der Herzog nahm den Schein an, als ob er von dem Vertrauen des Königs gerührt sey, meinte aber doch, er müsse erst das Haus Lothringen, von welchem er durch seine Mutter abstammte, deshalb befragen. Der König verstand den Wink und erwähnte nichts weiter von der Sache. Die Pompadour verschluckte die Demüthigung, und warf ihre Augen auf einen teutschen

Fürsten,

Fürsten, von denen man damals in Frankreich glaubte, daß sie sich durch Verbindungen mit Französinnen sehr geehrt fänden. Der Gewählte stammte aus dem Nassauischen Hause. Ehe aber der Sache näher getreten werden konnte, starb Alexandrine, und mit ihr die hochfliegenden Plane der Mutter, die freilich von der andern Seite erniedrigend waren, wenn es wahr ist, daß sie ihre Tochter einst als Maitresse und Beherrscherin an ihre Stelle bei dem König habe bringen wollen.

Durch den Tod ihres Titular-Vaters, des alten Poisson, welcher bald nach dem Tode der geliebten Tochter erfolgte, fand sich die Marquise sehr erleichtert. Dieser Mann, der auch in seinem nunmehrigen Wohlstande nicht von seinen ehemaligen rohen Sitten abwich, und alle Leute wie seines gleichen behandelte, machte der Marquise von Pompadour viel bittre Stunden. Ob er gleich ihre Macht und ihren Einfluß kannte, und sie an ihrem Theile alle Mühe anwendete, ihm gefällig zu seyn, so behandelte er sie doch, als ob sie noch in seinem Hause wohnte. Er kam und gieng, wie es ihm einfiel, und kam auch nicht, wenn es ihm nicht gefiel. Einst hatte die Marquise einen neuen Bedienten angenommen, der ihn noch nicht kannte, und ihn nicht einlassen wollte, als er seine Schritte gerade auf das Zimmer der Marquise richtete. Du Schlingel, sagte Poisson, mußt wissen, daß ich der Vater von der H.... des Königs bin. Und nun machte der Bediente keine Schwierigkeiten. — Ob-

gleich sein Sohn Marquis *) geworden war, ob ihn gleich der Monarch sehr freundschaftlich behandelte, und die Hofleute sich tief vor ihm bückten, so schonte er ihn doch nicht. Das ist ein Hasenfuß, sagte er öffentlich von seinem Sohne, ein dummer Junge, aus dem ich nichts gescheutes habe machen können, und aus dem auch nichts werden wird. Eben so wenig schonte er andre, und es verdient hier ein Zug erzählt zu werden, der bei aller Grobheit drollig genug ist. Er war einst zu einem sehr reichen Finanzier geladen, wo sich eine Menge anderer reicher Finanzpächter befand, welche sämmtlich sich den Adel gekauft hatten, und einen erstaunlichen Aufwand machten, so daß viele Fremde sie für Prinzen hielten. Nachdem Poisson bei dem Gastmal eine reichliche Portion Essen und Wein, ohne viel zu reden, zu sich genommen hatte, sahe er auf einmal die Gesellschaft der Reihe nach an, und lachte aus vollem Halse. — Man sahe ihn verwundert an, und bat ihn die Ursache anzugeben. Das will ich euch sagen, antwortete er. Ich lachte über euch und über mich. Ein Fremder, der hier herein käme, müßte uns nach unserm Anzuge und nach der Herrlichkeit, die uns umgiebt, für Prinzen halten. Aber wer sind wir? Der Herr von Montmartel da ein Gastwirthssohn — der Herr

*) Dieser Marquis von Vandiere, nachher von Marygni, pflegte in seinem Stolz zu sagen: Er dürfe bei Hofe nur sein Schnupftuch fallen lassen, so bückten sich zehn Ordensritter es aufzuheben.

de Savalette eines Essigbrauers Sohn — der Herr von Bouret eines Bedienten Sohn, und ich? nun ja, das weiß die ganze Welt.

Fast wäre die Pompadour zu der Zeit auch noch von einer Person befreiet worden, deren Achtung sie nicht gewinnen konnte. Dieß war der Dauphin, der im Jahre 1752. die Kinderblattern bekam, die sehr gefährliche Zufälle hervorbrachten. Bei dieser Krankheit ließ die Gemalin desselben wieder das vortrefliche Herz blicken, von dem wir weiter oben schon ein paar Züge bemerkt haben. Da sie wußte, daß er sich für der Pockenkrankheit stets sehr gefürchtet hatte, so ließ sie während derselben, eine eigne Zeitung drucken, worinne sein Zustand jeden Tag sehr treu beschrieben, aber die Krankheit nicht genannt wurde. Diese Zeitung las er täglich. Den ganzen Tag hindurch war sie in seinem Zimmer, und verrichtete alles, was nur sein Zustand erforderte oder was er verlangte. Ein berühmter Arzt, der sonst nicht am Hofe angestellt war, jezt aber gerufen wurde, und die Dauphine nicht kannte, war so zufrieden mit ihrer Sorgfalt, daß er ausrief: Wahrlich eine solche Krankenwärterin ist nicht mit Golde zu bezahlen! wie heißt die Frau? Als man ihm sagte, es sey die Dauphine, bat er sehr um Verzeihung, daß er ihr die schuldige Ehrfurcht nicht bewiesen habe, und sezte hinzu, daß er künftig die Pariser Damen in die Enge treiben wollte, die sich weigerten, ihre kranken Männer zu warten; er werde sie zu ihr in die Schule schicken. Der Dau-

phin war auch so gerührt über diesen Beweis von treuer Liebe, daß er alles that, was er glaubte, das ihr gefallen könnte. Seine Genesung ward mit allerlei Festen gefeiert, besonders auch von der Pompadour, doch weder er, noch seine Gemalin wohnten dem prächtigen Feuerwerke bei, das sie gab; im Gegentheil suchte er ihr bei jeder Gelegenheit seine Verachtung zu beweisen. Auch der Prinz von Conti, und der Herzog von Richelien, machten ihr Verdruß, wo sie nur wußten und konnten.

Sie verdiente allerdings dergleichen kleine Züchtigung. Denn sie sahe auf nichts, als den König in steter Abhängigkeit von sich zu erhalten, von den Geschäften zu entfernen, und durch Wollust so zu erschöpfen, daß ihm keine Selbstthätigkeit übrig bliebe. Es ist schon oben erwähnt worden, daß sie wegen eines körperlichen Fehlers schon längst blos Gesellschafterin des Monarchen war; aber sie hatte dafür das traurige Amt, für seine geheimen Vergnügungen zu sorgen. Da die Sinne des Monarchen schon bis auf einen hohen Grad ertödtet waren, so war er schon lange nicht mehr mit einem Gegenstande zufrieden, sondern er hielt ein eigentliches Serail wie orientalische Monarchen, das unter dem Namen des Hirschgartens bekannt geworden ist. Um dieses Serail immer mit neuen Schönheiten zu besetzen, hatte die Pompadour ihre Leute durch das ganze Königreich, denen die Aufspürung solcher Personen oblag, und die dabei, wie man leicht denken kann, blos ihren Vortheil, nie ihr Gewissen zu Rathe zogen. Eine Menge unver-

dorbener Gemüther wurde daher das Opfer ihrer Niederträchtigkeit. Ueberdies hatte sie Personen in ihrem Sold, welche den neu ankommenden Mädchen in den Buhlkünsten Unterricht gaben, und, wie leicht zu denken, alle Begriffe von Schaamhaftigkeit aus ihren Herzen vertilgten.

Dem König kosteten diese Vergnügungen ungeheure Summen. Diejenigen, welche ihm nicht gefielen, wurden reichlich bezahlt, um sie für den Verlust ihrer Unschuld zu entschädigen, und zur Verschwiegenheit zu bringen. Die welche, ihm gefielen, wurden noch reichlicher bezahlt, und die Kinder, welche aus diesem Umgange entsprangen, sehr ansehnlich beschenkt und versorgt. Wenn auch die Berechnung zu hoch ist, daß jede dem König eine Million Livres gekostet habe, so ist doch nicht zu läugnen, daß der Hirschgarten vorzüglich die Einkünfte des Königs zerrüttet hat. — Neben der Wollust bediente sich die Pompadour auch vorzüglich der feinen Schmeichelei, um den Monarchen an sich zu fesseln; in allen Vergnügungen, die sie ersann, war irgend ein Zug davon angebracht, der sich bemerken ließ; alle Unvollkommenheiten der Regierung, welche Klagen erregten, wurden von ihr seinen Dienern zur Last gelegt, und alle Personen entfernt, welche dem Könige hätten die Wahrheit sagen können. Da sie alle Stellen mit ihren Kreaturen besetzte, die blos der Eigennutz regierte, so hatte sie nicht leicht zu befürchten, daß dieser letztere Fall oft einträte, und für einzelne Fälle bürgte ihr ihre Aufmerksamkeit. So war denn der König der einzige Mann

in seinem Reiche, der den Zustand desselben nicht kannte. Alle übrige verständige Männer sahen voraus, daß die Verschwendungen des Königs, die Sittenlosigkeit des Hofes, die Unterdrückung oder Zurücksetzung wahrheitliebender und einsichtsvoller Männer, die Besetzung der wichtigsten Aemter im Civil- und Militärfache mit unfähigen Subjekten, den Staat an den Rand des Verderbens führen mußten. Viele waren schon damals der Meinung, daß, ohne eine Revolution, Frankreich nicht wieder in einen blühenden Zustand kommen könnte.

Vierzehntes Kapitel.

Innerer Zustand Frankreichs. — Der König greift zuerst die Geistlichkeit an, und will sie zu regelmäßigen Abgaben zwingen. — Das Parlament zeigt viel Strenge gegen die Geistlichkeit, welche ihm geradezu den Gehorsam verweigert. — Der König schwebt zwischen beiden inne, um einem Theil durch den andern wehe zu thun. — Das Parlament von Paris setzt seine Verrichtungen aus, weil der König ihm gegen die Geistlichen nicht Recht geben will. — Die Philosophen greifen den Aberglauben und die katholische Religion an. — Aufstand in Paris. — Der Streit zwischen dem Parlament, der Geistlichkeit und der Regierung wird immer wichtiger, und muß vor der Hand durch ein Lit de justice unterdrückt werden.

Es ist nöthig, daß wir jetzt einen Augenblick bei dem innern Zustande des Königreichs verweilen.

Nach dem Aachner Frieden hatte man den König vermocht, um die Staatsausgaben zu vermindern, und die Lasten des Volkes zu erleichtern, einen Theil der Armee zu reduzieren. Aber das Volk hofte vergebens von dieser Eräugniß Erleichterung. Zwar wurden einige kleine, durch den Krieg nothwendig gewordene, Auflagen abgeschaft; aber man ließ wirklich nichts nach, indem der 1741. angeordnete 10. Pfennig in den zwanzigsten auf unbestimmte Zeit verändert, und die zween Sous vom Livre des zehnten Pfennigs, unter dem Vorwande, einen Fond für die Tilgung der Staatsschulden daraus zu bilden, fortgefordert wurden. Es entstanden über dieses Finanzedikt in den ständischen Provinzen, und bei der Geistlichkeit Murren und zum Theil thätliche Weigerungen.

Die Geistlichkeit insbesondre war gegen das, was man jetzt von Seiten der Regierung über ihre Finanzen verhängen wollte, aufgebracht. Bisher hatte sie blos freiwillige Geschenke gegeben, die, wenn sie auch oft sehr ansehnlich gewesen, und mehr gefordert als gutwillig gegeben worden waren, doch den Schein des freien Willens übrig ließen, und eine Verweigerung auf den Fall möglich machten. Jetzt (1757.) forderten die königl. Commissarien sieben und eine halbe Million auf 5 Jahre zur allmähligen Abbezahlung der Schulden. Zugleich kündigten sie der versammelten Geistlichkeit an, daß der König den Werth aller Geistl. Güter angegeben wissen wolle, damit die Mißbräuche bei den Kammern der Zehenden aufgehoben werden

könnten, und daß man sähe, wie viel die Geistlichkeit zu den Lasten des Staats beizutragen im Stande wäre. Die Absicht des Königs mag nun bei diesem Befehl wirklich dahin gegangen seyn, die Abgaben der Geistlichkeit zu Tilgung der Staatsschulden anzuwenden, oder man mag ihn dieselben als ein vortrefliches Mittel vorgestellt haben, seine großen Ausgaben ohne Murren des Volks bestreiten zu können; das Volk und der Adel betrachteten die Forderung als billig und erleichternd für sich, und gaben ihr Beifall. Die Geistlichkeit hingegen fand durch diesen Schritt ihre Rechte beeinträchtigt, und übergab Gegenvorstellungen, in welchen sie sich bitter beklagte, daß man zu einem Recht mache, was zu allen Zeiten freiwillig gewesen sey, und ihrer Ehre zu nahe trete, indem man sie des Betrugs beschuldige. Darauf befahl der König zu gehorchen, und als man sich weigerte, erschien ein Befehl vom geheimen Rath, daß die Intendanten die geforderte Summe repartiren und einheben sollten. Indessen ward mit der Vollziehung des Befehls noch eingehalten.

Schon vorher hatte man einen Angriff auf die Geistlichkeit gemacht, der sie zu ihrer gegenwärtigen hartnäckigen Weigerung vorzüglich verleitete. Der König hatte nehmlich befohlen, daß künftig keine neue Stiftung, Kloster, Kapitel, Seminarium, oder irgend eine geistliche Stiftung aufgerichtet werden sollte, ohne Landesherrliches Vorwissen und Zustimmung; daß diejenigen eingehen sollten, welche bisher ohne diese Zustimmung gemacht worden

wären, und endlich, daß künftig keine geistliche Stiftung bewegliche oder unbewegliche Güter an sich bringen könnte, ohne daß es vorher von der Obrigkeit untersucht und gebilligt worden wäre. Nach diesem Befehl schien es der Geistlichkeit, als ob der philosophische Geist, der sich immer mehr verbreitete, selbst unter den Ministern Platz greifen wollte, und dann konnten sie leicht voraussehen, daß für sie alle bisherigen Annehmlichkeiten ihres Standes verloren gehen, und nur die evangelischen Beschwerden übrig bleiben würden. Weil sich die philosophische Parthei der Schriften bediente, um die Befehle des Königs als billig und vernünftig, und das Betragen der Geistlichkeit als unvernünftig darzustellen; so bedienten sich die Geistlichen desselben Mittels zu ihrer Vertheidigung, und gaben der Gegenparthei das Empfangene zurück. Diese Schriften wurden häufig gelesen. Seitdem schied sich die Nation in zwei große Partheien, für oder wider die Geistlichen, und es entzündete sich ein verborgenes Feuer, welches seit 1789. in helle Flammen ausbrach.

Das Parlament war lange schon der Geistlichkeit abgeneigt gewesen, und hatte die Klagen, welche ihm gegen einzelne Glieder desselben vorgebracht wurden, nach aller Strenge untersucht, und sich die höchste Entscheidung darüber angemaßt. Seit dem Finanzedikt des Königs kamen häufigere Klagen bei demselben ein, besonders über den Punkt, daß die Geistlichen von der Jesuitischen oder Molinistischen Parthei, denen, welche sie für Jansenisten

hielt, *) oder die keinen Beichtzettel von einem rechtgläubigen Pfarrer beibringen konnten, auf dem Sterbebette die Sakramente verweigere. Das Parlament forderte daher einen der beklagten Geistlichen, Namens Bonettin, vor sich; der Geistliche lehnte das Recht des Parlaments, ihn vorzuladen, ab, weil er blos Gott und der geistlichen Obrigkeit Rechenschaft zu geben habe, und erschien nicht. Das Parlament erließ einen Verhaftsbefehl gegen den Priester, und der Erzbischof von Paris suchte denselben zur Ausspendung der Sakramente zu bewegen, erhielt aber die Antwort, daß die Beichtzettel einmal eingeführt wären, und man davon nicht abgehen dürfe. Dies war der Anfang des Krieges zwischen der Geistlichkeit und der weltlichen Autorität, der Jahre lang in Frankreich ärgerliche Auftritte verursachte. Das Parlament verurtheilte den Schuldigen zu einer Geldstrafe von drei Livres, die er nicht bezahlte, und gab ihm einen Verweis, den er nicht achtete. Eben derselbe verweigerte im Gegentheil bald darauf dem Herzog von Orleans, und noch einem andern aus gleichem Grunde die Sakramente, und das Parlament gab einen neuen Verhaftsbefehl gegen ihn, dem er durch die Flucht entgieng. Aufgebracht darüber, erließ nun das Parlament (1752) ein strenges Arreté, worin den Geistlichen untersagt wurde, irgend eine Handlung vorzunehmen, welche zu kirchlichen Spaltungen

*) Von diesen Streitigkeiten ist das Nothwendigste im Leben Ludwigs XIV. beigebracht worden.

Anlaß geben könnte, niemanden die Sakramente unter dem Vorwande der Irrgläubigkeit zu verweigern, und in Predigten nicht gegen Andersdenkende zu streiten oder sie zu beschimpfen, bei Strafe, als Rebellen betrachtet, und nach der Strenge der Gesetze bestraft zu werden.

Der König, der die Ruhe und Vergnügungen des Privatmanns der Ehre vorzog, welche Regierungsgeschäfte gewähren, sahe die entstandenen Streitigkeiten sehr ungern, und ob er gleich im Ganzen dem Parlamente Recht gab, so hütete er sich doch, demselben die verlangte Macht über die Geistlichkeit einzuräumen, weil er sich noch sehr gut erinnerte, daß das Parlament sich auch ihm sehr oft widersetzt habe, und wohl wußte, daß dasselbe mit dem Vorsatz umgienge, sich, nach Art des Englischen, als Gegengewicht gegen die Macht des Königs aufzustellen, und ihr sehr enge Gränzen anzuweisen. Er erklärte daher durch ein Edikt, daß ihm erst über die streitigen Punkte Bericht abgestattet werden müßte, ehe die Gerichtshöfe Untersuchungen anstellten oder Urtheile abfaßten. Ueberdieß müßte Jedermann der Bulle Unigenitus als einem Kirchengesetz Ehrfurcht erweisen. Durch dieses Dekret ward der Streit noch mehr entflammt. Die rechtgläubigen Priester verweigerten fortdaurend die Sakramente; die Parlamente bestraften sie; die Geistlichen predigten auf den Kanzeln über Eingriffe der weltlichen Macht; die Weltlichen suchten durch Schriften die Geistlichen verhaßt zu machen, und so schwang die Zwietracht die Fackel

über das ganze Königreich von einem Ende zum andern.

In dieser Verwirrung rieth man dem König, die Sache durch eine Commission zu vermitteln, welche zur Hälfte aus Geistlichen, zur Hälfte aus Weltlichen bestehen sollte. Es geschahe aber, was man voraus gesehen hatte; man richtete nichts aus. Die Geistlichen erkannten für Glaubenssachen keine Entscheidung der Weltlichen, selbst des Königs nicht, sondern erklärten, daß, wie sie in weltlichen Geschäften vom König Gesetze annähmen, weil er die Stelle der Gottheit sichtbar vertrete, und von Gott dazu verordnet sey, so müsse er sich in Glaubenssachen ihnen unterwerfen, weil sie Gott allein von ihren Lehren Rechenschaft zu geben hätten, von dem ihr Amt ihnen anvertraut sey. Die Parlamente dagegen erklärten, daß die Monarchie zusammensinken würde, wenn ein Theil der Staatsbürger sich ungestraft dem Gehorsam gegen die Obrigkeit entziehen könne. Beide Erklärungen hatten übrigens weiter keinen Erfolg, als daß die Geistlichen fortfuhren, die Sakramente zu verweigern und die Weltlichen die Verweigerer zu bestrafen. Auch jetzt noch blieb der König bei seinem erlassenen Edikt stehen, daß die Streitigkeiten vor seinen geheimen Rath, und nicht vor die Parlamente gehörten, und es erschien ein geschärfter Befehl, daß die Parlamente sich bis auf weitere Verfügung alles Verfahrens gegen die Sakramentsverweigerer enthalten sollten. Da das Parlament von Paris sich weigerte, diesen Befehl

zu registriren, also anzuerkennen, und der König darauf bestand, daß es geschehen sollte, so suspendirte es im Mai 1753 alle seine Verrichtungen und ward dafür aus Paris verwiesen. Während dieser Ferien ward statt des Parlaments eine Vacanzkammer errichtet, um einstweilen die vorliegenden Sachen zu entscheiden; dieser aber widersetzten sich die Untergerichte, und sogar verurtheilte Verbrecher appellirten gegen ihre Urtheile. Mit der Errichtung eines andern Gerichtshofs, der königl. Kammer, wollte es eben so wenig fort.

Man wartete lange vergeblich, daß das Parlament sich zum Ziele legen sollte, wie es schon mehrmals, besonders unter Ludwig XIV., gethan hatte, aber man sahe sich endlich genöthigt mit demselben in Unterhandlung zu treten, theils um den höchstschädlichen Stillstand in der Rechtspflege aufzuheben, theils auch um das murrende Volk zu befriedigen, welches die Parlamente, wiewohl mit wenig Grunde, für seine Hauptstützen und aufrichtigsten Freunde ansahe. Und so kehrte nach langem Zögern das Parlament, unter dem Jubelgeschrei der Pariser, in die Hauptstadt zurück. Am 5. Dec. 1753 registrirte dasselbe die königl. Erklärung, daß alles bisherige Verfahren kassirt seyn und ein allgemeines Stillschweigen über Religionsstreitigkeiten beobachtet werden sollte. Zugleich ward dem Parlament aufgegeben, über die Befolgung dieses Edikts zu wachen.

Während dieses Stillstandes in den bisherigen Streitigkeiten mit dem Parlament, erhob sich

ein neuer Feind gegen die Geistlichkeit, nämlich die Philosophie. Mehrere der berühmtesten Philosophen Frankreichs, namentlich Voltaire, Diderot, d'Alambert und andere, verbanden sich, ein Werk zu schreiben, welches sich über alles verbreiten sollte, was dem menschlichen Geiste wissenswerth scheinen kann. Dieses Wörterbuch, welches unter dem Namen der Encyklopädie berühmt und berüchtigt geworden ist, hatte vorzüglich den Zweck, den Aberglauben aller Art zu unterdrücken, und der Vernunft die Herrschaft über das menschliche Geschlecht zu verschaffen. Dieses Werk gab den Philosophen, die bisher nur zerstreut ihre Meinungen auszubreiten gesucht hatten, einen Vereinigungspunkt, und setzte sie dadurch in den Stand, ihren Operationen mehr Stärke zu geben. Von dieser Zeit an wurden sie als Sekte oder Körper betrachtet und handelten als solcher. Wenn sie auch gerade nicht, wie man meist glaubt, die Revolution hervorgebracht haben *), so bahnten sie ihr doch den Weg, und gaben der öffentlichen Meinung eine kühnere Haltung. Die Jesuiten erhoben sich zuerst gegen die Encyklopädie, und brachten es dahin, daß sie, als ein der Religion und dem Staat gefährliches Buch, durch ein Decret des Staatsraths unterdrückt wurde. Aber gerade das war der Encyklopädie beförderlich und ihren Unternehmern er-

---

*) Eigentlich brachten sie diejenigen hervor, deren Interesse es war, sie zu verhindern.

wünscht. Als verbotenes Buch ward es desto begieriger gelesen, die Verfasser als Märtyrer der Wahrheit bedauert und geehrt, und ihre Gegner gehaßt. Sie ließen sich auch durch das königl. Verbot so wenig von ihren Absichten abbringen, daß sie vielmehr in allen Gesellschaften ihre Grundsätze vortrugen, und unter der Hand sogar unter den Theologen Proselyten machten, welche philosophische Lehrsätze öffentlich vertheidigten. Ueberdieß fanden sie an dem König von Preußen auf den Nothfall einen mächtigen Beschützer.

Während daß diese Partheien sich mit einander stritten, und dadurch die höhern Klassen theilten, herrschte auch unter dem Volke Unzufriedenheit über die Ausschweifungen des Königs, und über den Druck der Auflagen, welche als Folgen seiner Ausschweifungen betrachtet wurden. Die Pompadour, die man als die Haupttriebfeder aller Geldverschwendungen betrachtete, der man alles Uebel zuschrieb, was geschahe, war allgemein verhaßt. Lange war es bloß beim Murren geblieben, jetzt zeigte sich eine öffentliche Bewegung, welche dem König die Stimmung des Volks zeigte. Im Mai 1750 ward, wie oft geschieht, das liederliche Gesindel von Paris aufgehoben, um zur Arbeit gebraucht oder fortgebracht zu werden. Dabei begieng einer der Polizeidiener die Grausamkeit, einer Mutter ihr Kind weg zu nehmen, um dafür ein Lösegeld zu erpressen. Dies machte die Mutter wüthend; sie läuft schreiend

durch die benachbarten Gassen; es gesellen sich mehrere Mütter zu ihr; man sprengt aus, es seyen eine Menge Kinder weggenommen, und der Haufe vermehrt sich in jedem Augenblick. Unterdessen mischen sich Schadenfrohe oder Boshafte unter den Haufen, und erzählen, die Kinder würden geschlachtet; ein sehr vornehmer Mann werde in reinem Menschenblut gebadet, weil er, nach dem Anrathen der Aerzte, nur auf diese Weise dem Tode entgehen könne. Durch diese Rede wird der Aufstand in der Vorstadt St. Antoine allgemein. Die Polizeibedienten werden vertrieben, viele gemißhandelt, einer ermordet und dem Polizeilieutenant die Fenster eingeworfen. Diese Unruhe konnte bloß durch die bewafnete Macht gestillt werden. Einige, die man aufgrif, wurden ohne Proceß gehangen, und darauf erschien eine königliche Verordnung, daß alle Bettler und Umläufer in Dienste gehen, oder sich nach ihrem Geburtsort begeben sollten. Seit dieser Zeit hatte Ludwig Argwohn gegen die Pariser; er ließ einen eignen Weg von Versailles nach Compiegne anlegen, den Weg, den man die Aufruhrsstraße benennte. Kam er nach Paris, so herrschte militairischer Pomp bei dem Einzuge, und es ließ sich kein fröhlicher Zuruf der Einwohner wieder hören.

Der Streit zwischen dem Parlament und der Geistlichkeit brach im Jahr 1755 aufs neue aus, und drohete weit heftiger zu werden, als er noch gewe-

gewesen war. Das Parlament legte es darauf an, die Rechtgläubigen zu unterdrücken, und suchte Gelegenheit, wo es dieselbe nur finden konnte, die niedern Geistlichen besonders zu bestrafen, und den höhern wenigstens seinen Unwillen merken zu lassen. Die Geistlichen fanden sich dadurch aufs neue beleidigt und widersetzten sich, und der König selbst ward über die unfriedliche und herrschsüchtige Stimmung des Parlaments noch mehr aufgebracht. Die Minister, welche so oft von Seiten des Parlaments Hindernisse erfahren hatten, wenn sie den Willen des Königs thun wollten, bestärkten den König in seinem Unwillen, und schlugen ihm vor, daß man ein Collegium errichten müsse, welches im Fall der Streitigkeiten die Stelle des Parlaments verträte, bis es nachgiebiger geworden wäre, da man sich bisher immer, wegen seiner Unentbehrlichkeit, mit ihm wieder zu setzen genöthigt gewesen, und dieses seinen Hochmuth vermehrt habe. Der König wählte dazu das sogenannte große Conseil, und machte bekannt, daß alle Untergerichte und Aemter des Reichs die Verordnungen dieses Conseils befolgen sollten, ohne deshalb bei andern Gerichtshöfen anzufragen. Ueber diese Veranstaltung erhob das Parlament, welches den Zweck des Königs wohl merkte, sehr dreiste Gegenvorstellungen; es behauptete, sie sey den Reichsgrundgesetzen zuwider, und zwecke dahin ab, die Gewalt der Parlamente des Reichs

in das Joch einer gänzlichen Abhängigkeit zu schmieden.

Doch ihre Klagen dienten zu nichts, wie ihre Verwahrungen. Das große Conseil machte Eingriffe, vermengte die Gerichtsbarkeiten, brachte die Polizeiverfassung in Unordnung, und stiftete eine für die Gerechtigkeitspflege schreckliche Verwirrung. Das Parlament suchte die Pairs und Prinzen in den Streit zu ziehen, indem es sie einladete, ihre Sitze als Mitglieder einzunehmen und zu rathen, wie man der gegenwärtigen Erniedrigung zuvorkommen könnte, der Hof aber verbot den Prinzen und Pairs zu erscheinen, und nun begann das Parlament den ärgerlichen Streit mit dem großen Conseil, der eigentlich den Grund zur Geringschätzung aller Obrigkeiten legte. Der König lachte darüber, die Hofleute spotteten, und das Volk haßte den König und die Gerichtshöfe.

Endlich beschloß der König, ermüdet von den gegenseitigen Klagen, die Streitigkeiten durch ein Lit de Iustice zu endigen, das am 13. Decembr. 1756. gehalten wurde. Durch dasselbe erhielten folgende 3 königl. Deklarationen gesetzliche Kraft: 1) Den Geistlichen wird aufs neue Stillschweigen über die Bulle aufgelegt und zwar so, daß sie auf der Kanzel gar nicht mehr streiten, sondern nur die Unwissenden belehren sollen. Uebrigens wird die Bulle zwar nicht als Glaubensartikel betrachtet, aber doch die Ehrerbietung für sie eingeschärft, welche Ludwig XIV. und XV. anbefohlen hatten.

Dadurch ward der Streit wegen der Sakramente nur verwirrter, und die meisten Kranken konnten sterben, ehe entschieden war, ob sie die Sakramente erhalten sollten oder nicht. 2) Das Parlament wurde um zwei ganze Kammern verringert und also dem Hofe leichter zu gewinnen. — 3) Wurden dem Parlament bei seiner Gerichtspflege eine Menge Förmlichkeiten vorgeschrieben, um den Gang desselben zu hemmen, und die Eingriffe des Hofs zu erleichtern. Auf dieses Lit de Iustice legten außer den aufgehobnen Kammern mehrere Parlamentsglieder ihre Stellen nieder, und die Jesuiten hatten für jetzt die Freude ihre Feinde gedemüthigt zu sehen.

Funfzehntes Kapitel.

Der siebenjährige Krieg. — Seekrieg zwischen Frankreich und England in Nordamerika. — Die Franzosen erobern Minorka. Die Marquise von Pompadour mischt sich in die Politik der Europäischen Höfe und regieret Frankreich. Damiens Angrif auf das Leben des Königs. — Man bildet sich ein, er sey das Werk einer Verschwörung. — Sein Verhör und schrecklicher Tod. — Schlechter Fortgang des siebenjährigen Kriegs. — Richelieu, Clermont, Contades.

Während dieser Unordnungen im Regiment entspann sich der siebenjährige Krieg, den wir im 2ten Theile der Geschichte beschrieben haben und

also hier nicht wieder beschreiben wollen. Wir werden uns hier nur auf das einschränken, was dort dem Zwecke nach nicht erzählt werden konnte, und uns mehr mit Ludwigs Person und dem Hofe, als mit Schlachten und Märschen der kriegführenden Mächte beschäftigen.

England und Frankreich hatten zwar zu Aachen Friede gemacht, aber denselben nur als einen Waffenstillstand angesehen, und mehrere wichtige Punkte unbestimmt gelassen, um sie durch Unterhandlungen auszugleichen. Diese Unterhandlungen hatten acht Jahre gedauert, und die Feindseligkeiten zur See und in den Colonien waren wie im Kriege fortgegangen. Es wäre nichts leichter gewesen, als sich zu vergleichen, weil Ludwig sowohl als der König von England, persönlich den Frieden wünschten. Aber beide regierten nicht selbstständig genug, um den Eigennutz der Hof- oder Kaufleute, der Generals und Admirals, der Gouverneurs und Kommendanten, welche bei dem Kriege ihre Rechnung fanden, im Zaum zu halten; beide waren nicht edel genug, ihren Dienern, selbst dann Unrecht zu geben, wenn sie die Einkünfte der Krone vermehrten, und die Reiche erweiterten. Beide Theile glaubten nur in ihrer gegenseitigen Schwächung ihr Heil finden zu können, weil keiner dem andern Gerechtigkeitsliebe genug zutraute, um sich in den durch die Friedensschlüsse gesetzten Schranken zu halten. Dazu kam noch das diplomatische Gewäsch, und das Hin- und Herreisen der Unterhändler, welche im

mer etwas zu thun haben wollten, um sich zu bereichern und zu erheben, die alles unsicher machten, überall Mißtrauen erregten, und sich nie eines sichern Zwecks bewußt waren.

In Ostindien reizten die Franzosen zuerst die Eifersucht der Engländer. Dupleix, Generaldirektor der franz. Handelsangelegenheiten in Ostindien, setzte seinen Ehrgeitz darin, auf dem festen Lande der Halbinsel eine Art Regent zu werden; er mengte sich in die Streitigkeiten der indischen Fürsten, hetzte einen gegen den andern auf, stand dem einen bei, um den andern zu unterjochen und sich am Ende auf den Trümmern beider festzusetzen. Dadurch erregte er die alte Eifersucht der Engländer wieder, die nun dasselbe Spiel mit den unglücklichen Indiern trieben. Diese Neckereien dauerten bis 1755, wo man eine Art von Uebereinkunft schloß, um die Kaufleute wieder zu blossen Kaufleuten zu machen, ohne sich auf kriegerische Eroberungen einzulassen. Aber die Bitterkeit zwischen beiden Theilen blieb zurück und harrte nur eines neuen Ausbruchs. In Afrika hatten die Franzosen mit dem Sclavenhandel und Golde ohngefähr dasselbe Spiel der Erweiterung getrieben. Weil sie hier von den Engländern bestraft worden waren, so blieb der alte Groll. Auf den Caraibischen Inseln wollte sich der Gouverneur Caylus nicht zu der Abtretung verstehen, über welche beide Höfe übereingekommen waren; er handelte nach dem Wink der Minister, die von Kaufleuten abhingen, und reizte dadurch den Un-

willen der Engländer, die wieder eigenmächtig handelten. Doch der wichtigste Punkt des Streits waren die beiden großen Länder von Nordamerika, Canada und Louisiana. Diese wollten die Franzosen durch Festungen verbinden, und dadurch die Englischen Colonien (die jetzigen vereinigten Staaten) an weiterer Ausbreitung hindern, oder vielleicht gar einschränken. Dagegen suchten sich die Engländer von Neuschottland aus, an dem südlichen Ufer des Lorenzflusses auszubreiten. Beide Theile führten in diesen Gegenden den kleinen Krieg ununterbrochen fort, wiewohl die Franzosen die Stärkern waren. Die Unterhandlungen darüber wurden mehrere Jahre fruchtlos in London und Paris geführt, bis es endlich im Jahr 1756 zu einem förmlichen Kriege zwischen beiden Mächten kam. Indem Frankreich sich eben damit beschäftigte, zu Deckung seiner Colonien, Kriegsschiffe nach Nordamerika zu senden, fiengen die Engländer unter dem Admiral Boscawa, ohne Kriegserklärung, den Seekrieg an, und nahmen in kurzer Zeit 300 franz. Handelsschiffe weg. Ein Verfahren, welches allen Glauben an Traktaten zerstört, und wenn es allgemeiner werden sollte, unsägliche Zerrüttung in der bürgerlichen Gesellschaft hervorbringen müßte.

Diese Handlung der Treulosigkeit erbitterte Ludwig so sehr, daß er seinen Gesandten ohne Abschied aus England abrief, ohne übrigens Repressalien zu gebrauchen; er gab Befehl die nöthigen Schiffe auszurüsten, suchte Spanien in sein In-

teresse zu ziehen, und hatte wenigstens die Befriedigung, daß die Engländer unter Braddok in Canada total geschlagen wurden. Jetzt ward im Kabinet von Versailles beschlossen, den Krieg gegen England zu Wasser und zu Lande zu führen, und die Land- und Seemacht beträchtlich zu vermehren. Um zu wissen, wie weit man diese Anstrengungen treiben könnte, ließ Ludwig den Finanzminister kommen, und verlangte seine Meinung zu wissen. Diese gieng denn dahin, daß der Zustand der Finanzen es möglich mache, den Krieg 4 Jahre mit Anstrengung fortzusetzen. Erfolgte aber der Friede dann nicht, so würden die Unterthanen hart gedrückt werden müssen. Die Antwort des Finanzministers erfreute den König so sehr, daß er zur Pompadour sagte: Ich habe jetzt mit dem bravsten Manne in Frankreich gesprochen; denn so muß ich den nennen, der redlich genug denkt, seinem König die Wahrheit zu sagen.

Das Ministerium wußte zu gut, daß die Finanzen in schlechtem Zustande waren, und bei den großen Ausgaben des Königs sich nicht verbessern würden; es wußte, daß man bald genug zu dem Beutel der Nation seine Zuflucht würde nehmen müssen. Man bemühte sich also, das Volk bei Zeiten in den Enthusiasmus zu versetzen, der es allemal zur Freigebigkeit bringt. Man stellte die Engländer als Meineidige vor, die das Völkerrecht verletzten, als Seeräuber und Meuchelmörder, welche dem Glück des festen Landes den Tod ge-

schworen; man erzählte Züge von ihrer Grausamkeit gegen Verwundete, und von der Edelmuth französischer Offiziers nach Gefechten; man spiegelte eine Landung in England als das unfehlbare Mittel vor, den Stolz dieses reichen Landes zu demüthigen; und versprach den Landenden die eroberten Schätze. Dadurch ward die Nation in den nöthigen Enthusiasmus gestimmt, und zur Freigebigkeit und Tapferkeit angefeuert, wie denn auch wirklich bei einigen kleinern Seetreffen die franz. Tapferkeit sich im schönsten Lichte zeigte.

Indem die Franzosen in den Häfen am Kanal eine Menge Transportschiffe baueten, und an den Küsten zwei starke Armeen zusammen zogen, und die Engländer in dem Wahne standen, es sey auf eine Landung in England abgesehen, segelte eine franz. Flotte mit einer Landungsarmee von den Hierischen Inseln nach Minorka, eroberte unter Richelieu diese Insel, und nöthigte den gegen sie abgeschickten Englischen Admiral Byng zum Rückzuge. Erst nach diesem Akt folgten die beiderseitigen Kriegserklärungen.

Frankreich hatte sich durch den Einfluß der Marquise von Pompadour, deren Eitelkeit Maria Theresia zur rechten Zeit zu schmeicheln wußte, mit Oesterreich verbunden, und stellte, als der König von Preußen 1756 Sachsen wegnahm, zwei Armeen am Mayn und Oberrhein unter Richelieu und Soubise auf, die aber nur durch Unglücksfälle und Beschämungen bekannt geworden sind. Der Herzog von Richelieu hatte seine Anstellung

seinem Glück und seiner Kühnheit, der Prinz von Soubise der Gnade der Pompadour zu danken.

Diese Frau beginnt vom Jahre 1756. eine eigne politische Laufbahn. Sie hatte, seitdem sie auf gewisse Vergnügungen Verzicht thun mußte, sich auf das Studium der Politik gelegt, und glaubte in kurzem das Interesse und die Verhältnisse der Europäischen Länder genau genug zu kennen, um die Zügel der Regierung sämmtlich zur Hand zu nehmen. Sie ließ sich durch ihren Lehrer und Liebling, den Abbe Bernis, an auswärtigen Höfen als eine Person bekannt machen, welche sich eigends mit dem Schicksal und der Regierung Frankreichs beschäftige, und dazu große Anlagen und Kenntnisse besitze. Von dieser Zeit an ernannte sie Minister und Generals nach ihren Einsichten, empfieng die Gesandten auswärtiger Mächte, hörte politische Spionen an, ließ sich regelmäßig Rapporte geben, und stand mit regierenden Häuptern im Briefwechsel.

Sie fieng ihre Reformen in Frankreich damit an, daß sie den König beredete, die Zahl seiner Pferde zu verringern, auf den Reisen sparsamer zu leben, die Schauspiele bei Hofe einzustellen, und nicht mehr so viel zu bauen. Dadurch wollte sie sich theils bei dem König beliebt machen, theils auch die Unterthanen zu williger Leistung neuer Auflagen bewegen. Beides aber verfehlte seinen Entzweck. Man haßte sie wie zuvor, und murrte noch mehr als zuvor.

Mit dem höchsten Unwillen ward das Königliche Lit de Iustice von 1756. betrachtet, welches die Abgabe des zwanzigsten Pfennigs verdoppelte, und einige andre Abgaben verlängerte. Das Parlament that sehr starke Gegenvorstellungen, besonders die Steuerkammer, welche das Uebel an der Wurzel angrif. Aber sie dienten zu nichts, als daß die Stimme des öffentlichen Unwillens lauter wurde.

Unter diesen Umständen trug sich ein bekannter schrecklicher Unfall zu, nemlich der Angrif auf das Leben des Königs, durch Damiens. Als der König am Abend vor dem heil. drei Königsfeste (5. Jan. 1756.) zwischen 5 und 6 Uhr eben in seine Kutsche steigen wollte, um nach Trianon zu fahren, und des Abends da zu essen, erhielt er einen raschen Stich zwischen die Rippen der rechten Seite. Das Gedränge der Höflinge um den König war so dicht, daß man die Bewegung des Mörders gar nicht gesehen hatte, so daß er Zeit gewann sich unter die etwas entferntern Zuschauer zurückzuziehen, und der König selbst hatte blos den Stoß, nicht den Stich gefühlt. Endlich bemerkte er aber an dem warmen Blute, daß er verwundet sey, sahe sich nach dem Thäter um, und entdeckte ihn gleich, wie die meisten Verbrecher durch kleine Umstände entdeckt werden. Damiens hatte vergessen den Huth abzunehmen, wie die versammelten Zuschauer beim Einsteigen des Königs thaten, und fiel deswegen dem König auf. Er rief der Wache zu, daß dieser Mensch ihn ver-

wundet habe, daß man ihn festnehmen, aber nichts zu Leide thun sollte.

Das Gerücht vergrößert jede Sache wie die Furcht. Weil man nicht wußte, wie die Wunde beschaffen, ob vielleicht das Instrument vergiftet gewesen sey, so durchlief das Gerücht Versailles, der König sey tödtlich verwundet. Die Hofleute eilen ihn zu Bette zu bringen, die königliche Familie umgiebt dasselbe erschrocken und verwirrt; man greift den ersten besten Kapellan auf, den man trift, und zwingt ihn dem König die Sakramente zu geben, wie er selbst verlangte, weil er sich für tödtlich verwundet hielt, und verbindet die Wunde so gut sichs thun ließ. Erst am andern Morgen, als man den Verband abnahm, sahe man nur eine kleine Oefnung wie nach einem Aderlaß, und bemerkte keinen schlimmen Zufall. Als die Nachricht von dieser Mordthat nach Paris kam, gerieth die ganze Stadt in Bewegung; die Prinzen und Pairs und die höchsten Gerichtspersonen flogen nach Versailles; der Erzbischof verordnete vierzigstündige Gebete, die Schauspielhäuser wurden verschlossen, man verwünschte den Mörder als ein höllisches Ungeheuer, und schickte Deputirte ab, sich nach dem Befinden des Königs zu erkundigen. Aber man bemerkte nicht, wie bei der Krankheit zu Metz, Betende in den Kirchen, und Weinende auf den Straßen. Am meisten waren die Schweitzer auf den Mörder erbittert, der ihre Aufmerksamkeit getäuscht hatte. Sie stellten ihn eigenmächtig unter die Folter, indem sie seine

Füße mit glühenden Zangen knippen, ihn zum Bekenntniß zu zwingen, bis der Hofrichter ihnen denselben entriß, und in eine ordentliche Verwahrung nahm.

In der Nacht da der König verwundet worden war, kamen die abgesetzten Mitglieder der Revisions- und Requetenkammern bei ihrem ältesten Collegen Dubois zusammen, und ließen den Dauphin, dem man gleich die Regierung übertragen hatte, ihre Dienste zur Untersuchung und Bestrafung des Verbrechers anbieten. Allein sie wurden abgelehnt, und die Untersuchung den Mitgliedern von der großen Kammer übertragen, welche ihre Stellen beibehalten, und den Willen des Königs gethan hatten.

Da sowohl der König als der Hof in der Meinung stand, daß der angebliche Mord das Werk eines förmlichen Complotts seyn müsse, so ward eine außerordentliche Aufmerksamkeit angewendet, den Mörder genau zu bewachen. Am 18. Jan. ward er von Versailles nach Paris gebracht, um da verhört und gerichtet zu werden. Zu diesem Zuge traf man fürchterliche Vorkehrungen. Abends dreiviertel auf eilf Uhr ward der Missethäter in eine vierspännige Kutsche gesetzt, in welcher sich ein Wundarzt und zwei Hofgerichtsdiener befanden, in den beiden andern Kutschen saß ein anderer Verhafteter und die übrigen Gerichtsdiener. Vor den Kutschen ritt ein Detaschement mit aufgehobenem Gewehr, einzelne Haufen patrouillirten

auf dem Wege, wo der Zug durchgieng. Sechzig Grenadiers von der Französischen Garde nebst 8 Officiers begleiteten die Kutschen, und an jedem Kutschenschlage marschirten 6 Serganten mit geladenem Gewehr. In Seve stieß noch eine andre Grenadiercompagnie zu dem Zuge. Die Zugänge zu den Dörfern Seve und Issy, durch welche der Zug gieng, war mit einer Compagnie von der Schweitzergarde besetzt. Später stieß noch eine Compagnie dazu, und auf dem ganzen Wege standen noch einzelne Detaschements. So zog man zu Paris ein, und nach dem Parlamentshof, wo man Morgens um 3 Uhr ankam, und die sämmtlichen Detaschements eine kleine Armee bildeten. Man hob den Mörder aus der Kutsche, legte ihn in eine bedeckte Hängmatte, und trug ihn auf den Thurm, wo man sein Gefängniß bereitet hatte. Vier Sergeanten blieben Tag und Nacht in seinem Zimmer; acht andre befanden sich in einem Zimmer über diesem; unter demselben war noch eine Wachstube mit zehn Soldaten, und unten an der Thurmthüre standen noch siebenzig Mann, die alle 24 Stunden abgelößt wurden. Niemand wurde ohne einen Zettel vom Oberpräsidenten ins Gefängniß gelassen. Die Unterhaltungskosten für die Wachen betrugen täglich 600 Livres.

Selten war man in Paris auf ein Verhör begieriger, als auf das mit Damiens, welches nun das Parlament anstellte, und das bis zum 26. März dauerte. Um die Abscheulichkeit und Strafbarkeit des Vergehens noch mehr heraus

zu heben, erschien ein königlicher Befehl, in welchem den Prinzen und Pairs aufgegeben wurde, den Sitzungen beizuwohnen, um die Wahrheit des Geschehenen zu bekräftigen. Ehe man etwas davon erfuhr, trug man sich mit den abentheuerlichsten Gerüchten von wichtigen Entdeckungen und Complotten. Vertraute Freunde nennten sich schon hie und da einige Große, auf welchen Verdacht ruhete, und die öffentlichen Blätter konnten nicht umhin auf allerlei umlaufende Gerüchte zu deuten.

Allein das Verhör gab etwas ganz anders. Man erfuhr, daß der Mörder aus einem Dorfe bei Arras gebürtig sey, von ganz armen Eltern herstamme, und bei seinem Verbrechen gar keinen Mitschuldigen habe. Er hatte mehrere Jahre lang in vornehmen Häusern bei Parlamentsgliedern, Magistratspersonen und Geistlichen gedient. Hier hatte er bei der Tafel oft von seinen Herrschaften und ihren Gästen sehr freimüthig über den innern Zustand Frankreichs, über den Einfluß der Hofkabalen auf den König, über die Streitigkeiten zwischen der Geistlichkeit und den Parlamenten, über die schlechte Staatsverwaltung sprechen gehört, und sich die Idee festgesetzt, daß er dem Staat eine Wohlthat erzeige, wenn er den König auf die Unzufriedenheit des Volks aufmerksam mache. Denn er blieb bei seinem Verhör standhaft dabei, er habe den König nicht tödten, sondern blos verwunden wollen, damit sein Herz gerührt, alle Sachen wieder in die vorige Ord-

nung kämen, und die innre Ruhe des Staats hergestellt würde.

Diese Behauptung erhielt durch die Beschaffenheit des Mordinstrumentes einige Wahrscheinlichkeit. Dasselbe hatte zwei Klingen, eine sehr lange mit einer Springfeder, und eine kurze Federmesserklinge, welche leztre Damiens gebraucht hatte, um keine tiefe Wunde zu machen. Eben so standhaft blieb er dabei, daß der Erzbischof von Paris durch die Verweigerung des Sakraments, und die Verweisung des Parlaments ihn zu seinem Unternehmen bewogen hätten. Aus dem Verhöre ergab sich, daß es in dem Kopfe dieses Menschen sehr verwirrt ausgesehen habe, und noch deutlicher aus einem Briefe, welchen er aus dem Gefängnisse von Versailles an Ludwig XV. schrieb, um Gnade zu erhalten. Hier ist er:

Sire,

Ich beklage sehr, daß ich das Unglück gehabt, mich Ihnen zu nähern. Aber wenn Sie sich des Volks nicht annehmen, so werden Sie sowohl, als Ihre Hoheit der Dauphin, ehe zwei Jahre vergehen, ums Leben kommen, nebst einigen andern. Es wäre Schade, wenn ein so gutmüthiger Herr, wegen seiner allzugroßen Nachgiebigkeit gegen die Geistlichkeit, der er zu viel trauet, in Lebensgefahr kommen sollte. Wenn Sie nicht die Gnade haben, diesem großen Unglück bald abzuhelfen, so wird ein größres entstehen, welches das Königreich in Gefahr bringt. Es ist ein Unglück,

daß Sie Ihre Unterthanen (die Parlamentsherren) abgedankt haben, und wenn Sie nicht gnädig befehlen, daß Ihrem Volk die Sakramente auf dem Todbette gereicht werden, so wiederhole ich, daß Ihr Leben in Gefahr ist. Ich nehme mir die Freiheit diese gewisse Nachricht, die sehr wahr ist, durch Ueberbringer dieses zu entdecken, in welchen ich alles Vertrauen setze. Der Erzbischof von Paris ist die Ursache aller Unruhen wegen der Sakramente, die er hat verweigern lassen. Das aufrichtige Bekenntniß, welches ich mir die Freiheit nehme, abzulegen, läßt mich für das grausame Verbrechen, welches ich an Dero geheiligten Person habe begehn wollen, Gnade hoffen.

Damiens.

Wir dürfen zu Beurtheilung dieses Verbrechers einen Umstand nicht übergehen, welchen er im Verhör aussagte: Er habe, als er zu Vollbringung der That nach Versailles gekommen, eine solche Beängstigung verspürt, daß er im Wirthshause gebeten, man möge ihm zur Ader lassen. Hätte man ihn darinne seinen Willen gethan, so wäre die That gewiß nicht geschehen.

Am 26. März ward er zum letztenmal verhört, und zwar von Morgen 8 Uhr bis Abends halb 8 Uhr. Bei diesem letzten Verhör bewieß er große Dreistigkeit und eine gewisse Frechheit; er mischte sogar Scherze und Anzüglichkeiten in seine Antworten. Bis auf den letzten Augenblick blieb er dabei,

bei, daß er keine Mitschuldigen gehabt, daß kein Mensch auf der Erde etwas von seinem Vorsatz gewußt, ob er ihn gleich schon seit drei Jahren gefaßt habe. Selbst die außerordentliche Folter, welche er zwei Stunden lang aushalten mußte, konnte nichts weiter von ihm erpressen.

Am 28. März Abends dreiviertel auf 5 Uhr ward die schreckliche Todesstrafe, die fünfviertel Stunden dauerte, an Damiens vollzogen. Die Scharfrichter hatten ihre Erfindungskraft erschöpft, um ihn die schrecklichsten Schmerzen erleiden zu lassen, und sie möglichst zu verlängern. Erst verbrannte man ihm die rechte Hand bei einem langsamen Feuer; dann riß man ihn an verschiednen Theilen des Leibes mit glühenden Zangen, und — wofür die Menschheit schaudert, man goß ihm geschmolzenes Blei in die Wunden. Nachdem er diese Qualen mit Standhaftigkeit erduldet, und nur die Zeichen von Schmerz geäußert hatte, welche der leidende Körper auspreßte, ward er auf eine hölzerne niedrige Bühne so befestigt, daß seine Arme und Füße hervorragten. An diese wurden vier starke Pferde gelegt, welche die Scharfrichter eigends dazu gekauft hatten, den Körper in vier Theile zu zerreißen. Und doch waren diese Thiere, so sehr man sie antrieb, so oft man sie aufs neue anziehen ließ, nicht im Stande, den Körper zu zerreißen; man mußte am Ende Arme und Füße durch das Beil vom Körper trennen. Darauf wurden die verstüm-

melten Glieder mit dem Rumpf auf einen Scheiterhaufen gelegt, und die Asche in die Luft gestreut.

Die Menge des Volks, das sich zu diesem schrecklichen Schauspiele versammelt hatte, war ungeheuer. Die Fenster am Richtplatz wurden zu unerhörten Preisen bezahlt, selbst die Dächer hiengen voll Menschen. Dabei hat man angemerkt, daß das weibliche Geschlecht den gräßlichen Martern mit unverwendetem und thränenlosem Auge zusehen konnte, während daß fast alle Mannspersonen schauderten, und von Zeit zu Zeit das Gesicht wegwendeten. Und in der That leuchtet auch aus mehrern andern Zügen der sittlich schlechte Zustand des weiblichen Geschlechts zur Zeit Ludwigs XV. hervor. Der Vater, die Frau und die Tochter des Damiens wurden unschuldig befunden, aber doch außer Landes verwiesen, mit dem Bedeuten, den französischen Boden bei Strafe des Hängens nicht wieder zu betreten.

Uebrigens verdient bemerkt zu werden, daß sehr viele, welche die Schandthat des Damiens verabscheueten, dieselbe doch als eine Warnung der Vorsehung an den König betrachteten, den bisherigen Regierungsfehlern abzuhelfen. Viele freuten sich darüber, daß die Pompadour während der Krankheit des Königs entfernt, und der Dauphin an die Spitze der Geschäfte gestellt worden war. Aber die Freude dauerte nicht lange. Die Pompadour erhielt ihren ganzen Einfluß wie-

der, und der Dauphin trat wieder in seine vorige Unthätigkeit zurück. Die Geständnisse Damiens hatten die Galle des Königs gegen die Parlamente noch stärker gereizt, und die Pompadour wußte ihn dahin zu vermögen, daß er noch mehrere Mitglieder verwieß, und auch zwei Minister verabschiedete, die sie für ihre Feinde erkannte, den Grafen d' Argenson und Machant, den Siegelbewahrer, dessen Einkünfte und Verrichtungen Ludwig einige Jahre für sich behielt. An die Stelle beider kamen zwei nicht sehr große Geschäftsmänner, der Marquis von Poulmy und der Herr von Moras, welcher das Finanz- und Seedepartement erhielt: der erste war 16 Jahr alt.

Indessen gieng es mit den französischen Unternehmungen in diesem Jahre noch erträglich. Ein Sturm zerstörte die Englische Flotte, welche gegen Canada bestimmt war; ein Angrif auf den Hafen von Rochefort ward durch die Ungeschicklichkeit der Englischen Anführer vereitelt, so daß sich ihre Seeoperationen blos auf die Eroberung von Chandernagore in Ostindien einschränkte. Für die französischen Landarmeen war die Schlacht bei Roßbach in diesem Jahre ein unauslöschlicher Schandfleck auf lange Zeit, und die scheußlichen Erpressungen des Richelieu und seine Armee, die unter seinen Augen plünderte, konnten weder die Anführer noch die Angeführten von Seiten der Menschlichkeit empfehlen. Richelieu mußte auch Ehrenhalber abgerufen werden; aber er erschien

mit seiner gewöhnlichen Frechheit am Hofe, bauete unter den Augen des Königs von der Hannöverischen Beute ein prächtiges Gebäude, das man zum Spott Pavillon d'Hannovre nennte, und stellte seine durch Liederlichkeit zerrütteten Vermögensumstände mit teutschem Gelde her. Sein Nachfolger, der Graf von Clermont, dem man wahrscheinlich deswegen gewählt hatte, weil man hofte, daß sein menschliches mildes Betragen den Schandfleck auslöschen sollte, den Richelieu's Habsucht dem Französischen Namen angehangen hatte, suchte die Disciplin unter den Truppen wieder herzustellen, und verfuhr mit der nöthigen Strenge; aber er hatte keine Feldherrntalente, wie die Schlacht bei Crefelt, und die Uebergabe von Düsseldorf bewies.

Sein Unglück, als das letzte von vielen vorhergehenden, machte in Frankreich den unangenehmsten Eindruck. Der König war traurig; die Pompadour wunderte sich, wie sie sich in der Wahl der Feldherren so sehr habe irren können, da sich doch jeder, der ein Commando verlangte, als ein fähiges Subject rühmte oder rühmen ließ; der Dauphin verbiß den innern Grimm, der ihn quälte, bat aber seinen Herrn Vater aufs dringendste, sich an die Spitze der geschlagnen Armee stellen zu dürfen, in der gewissen Ueberzeugung, daß die Franzosen noch Ehre genug besäßen, selbst den Tod nicht zu scheuen, wenn sich der einzige Sohn ihres Königs an die Spitze stellte. Der König aber lehnte es aus dem Grunde ab, weil

die Sachen bei weitem noch nicht so schlimm ständen, daß ein so außerordentlicher Schritt nothwendig sey. Der Graf von Clermont ward abgerufen, und an seine Stelle der Marschall von Contades, gleichfalls durch den Einfluß der Pompadour, zum Commandeur auf Hofnung ernennt. (1758.) Da er dem zu ihm gehegten Vertrauen nicht entsprach, erhielt das Commando 1759. der Herzog von Broglio, war aber nicht glücklicher. Das stete Unglück der Franzosen in diesem Kriege hatte allerdings verschiedne Ursachen. Oben an steht unstreitig die Ungeschicklichkeit der Chefs, welche zu ihren Stellen nach dem Grade der Gunst gewählt wurden, in welchem sie bei der Pompadour standen, oder nach den glücklichen Ränken ihrer Freunde. Da kein Gewählter so geschätzt war, daß der Neid hätte schweigen müssen, so glaubten zehn andre, die nicht gewählt wurden, es wo nicht besser, doch eben so gut machen zu können, und verhinderten, daß keiner Ehre einlegte. Die Generals waren dermaaßen an Weichlichkeit und Schwelgerei gewöhnt, daß sie weniger drauf dachten, ihre Kunst zu studiren, als sich Vergnügen zu machen. Die Truppen hatten fast gar kein Vertrauen zu ihren Anführern, deren Gegner sie ihnen lächerlich machten, und was Mißtrauen oder Verachtung in solchem Falle zu bedeuten hat, kann jeder begreifen. Die Truppen selbst waren verweichlicht, achteten ihren König nicht mehr, für den sie streiten sollten, waren sich also keines Zwecks bewußt, der sie zur

Tapferkeit ermuntern konnte. Und ihre Gegner trieb die Noth stets aufmerksam, munter und thätig zu seyn, keinen Vortheil vorbeizulassen, jeden Verlust gleich wieder gut zu machen. Ihre Gegner hatten Vertrauen zu den Einsichten und Fähigkeiten, und zu der Tugend ihrer Heerführer, sie stritten für Vaterland und Eigenthum, gegen nie zu sättigende Placker, kein Wunder also, wenn die kleine Zahl der größern stets überlegen war.

Sechzehntes Kapitel.

Ludwig wird seit der Hinrichtung Damiens mißtrauischer und ängstlicher. — Unglücksfälle zur See. Massiac wird Seeminister. — Die Engländer landen 3 mal in Frankreich. — Es wird ein neuer Seeminister gewählt. Boscawen schlägt die Touloner Flotte bei Lagos, und Hawke die Brester bei Quiberon. — Große Veränderungen im Ministerium. Silhouette wird Finanzminister. — Seine mißlichen Operationen.

Seitdem Ludwig verwundet worden war, nahm sein Mißtrauen gegen die Menschen überhaupt und namentlich auch gegen seine Unterthanen beträchtlich zu. Und dieses gab denen, die seine Person umlagert hielten, die beste Gelegenheit, ihn ganz in ihre Gewalt zu bekommen. Sie stellten ihm vor, daß er auf der Welt niemand mehr trauen könne als ihnen, ließen beständig eine Sorgfalt für ihn blicken, die an Aengstlichkeit gränzte, und schilderten ihm jeden, dem sie nicht

wohl wollten, als gefährlich. Seit dieser Zeit war besonders sein Vertrauen zur Pompadour unbegränzt, und sie wußte zu gut, wie viel ihrer Feinde waren, als daß sie nicht alles hätte anwenden sollen, die Liebe des Königs zu erhalten, und sein Mißtrauen zu vermehren. Wenn der König auf die Jagd gieng, durfte kein Unbekannter nahe herankommen; wenn man unter den Zuschauern jemanden bemerkte, dessen Gesicht der König mit Mißtrauen betrachtete, mußte er sich wohl gewarnt entfernen. Die Schweizer insbesondere, deren Wachsamkeit Damiens hintergangen hatte, waren seitdem so eifrig in ihrem Dienst geworden, daß sie mit allen Personen, welche nicht zum Hofe gehörten, und etwas anzubringen hatten, ein langes Examen anstellten und zurückwiesen, wer nicht gut bestand. Selbst bei der ofnen Tafel wurden den Zuschauern ihre Plätze mit großer Vorsicht angewiesen, und die Schweitzer waren bisweilen sehr grob. Eines Tages machte es einer der halbbetrunknen Schweitzer mit den Zuschauern so arg, daß der König, selbst darüber aufgebracht, ihm einen Verweis gab. „Meinetwegen, antwortete der Schweitzer, ich kann mirs wohl gefallen lassen, Sire; aber es ist auch meine Schuld nicht, wenn Sie noch einen Stich bekommen.“ Ludwig ließ die Antwort für seinen Eifer hingehen.

Neben dem Mißtrauen bemächtigte sich Kleinmuth und Niedergeschlagenheit, der Seele Ludwigs. Wenn wir auch nicht auf die Ausschweifungen Rücksicht nehmen, welche längst schon seine edelsten

Kräfte ausgesogen hatten, so waren ja die äußern Umstände allein hinreichend, einen weniger geschwächten Mann verzagt zu machen. Von seinen Landtruppen erfuhr er fast nichts, als Niederlagen, zur See ward ein Kriegsschiff nach dem andern genommen, und zwar in den meisten Fällen durch die Schuld der Commandeurs. Wagte es eine Flotte auszulaufen, so ward sie von den Engländern geschlagen, oder genöthigt in einen Hafen zu fliehen. Man versorgte zwar noch bis zum Jahre 1758. die Amerikanischen Colonien mit Lebensmitteln, Truppen und Kriegsbedürfnissen; allein auf welchem langweiligen, unsichern und kostspieligen Wege! Um ein Schiff hinzubringen, mußte man viere Preis geben; man mußte den kostbaren Transport in neutralen Schiffen zu Hülfe nehmen; man ließ ganz kleine Transports aus entlegenen Häfen auslaufen, man bediente sich der Nacht, des Nebels, und gewisser Winde, um etwa durchzuschlüpfen; man mußte an einer Seite des Meers Zurüstungen machen, um ein paar Schiffe an der andern unvermuthet auslaufen zu lassen, und oft noch sehr gefährliche Wege wählen; und doch konnte man, mit aller Vorsicht, die Engländer unter Boscawen nicht hindern, die franz. Schiffe am Lorenzfluß anzugreifen, Ludwigsburg zu erobern, und in den franz. Besitzungen festen Fuß zu fassen. (1758.)

Die Pompadour glaubte alles zu verbessern, wenn sie einen neuen Minister anstellte. Sie gab also dem bisherigen Seeminister Moras den Abschied, und wählte Massiac, der ihr viel geschmei-

chelt hatte, und von guten Freunden empfohlen worden war. Es gieng aber drum nicht besser. Die Engländer achteten die Französische Seemacht so wenig, daß sie in einem Jahre (1758) drei Landungen in Frankreich versuchten. Die erste mit 22. Linienschiffen, unter Lord Anson fand in der Bay von Cancale statt. Drei königliche Fregatten, 24 Kaperschiffe, 70 Kauffartheischiffe, nebst vielen kleinen, und alle Magazine mit Hanf, Theer ꝛc. wurden verbrannt; die Engländer hielten sich 8. Tage auf, und segelten dann ohne Verlust zurück. Die zweite Landung ward von Howe und Bligh ausgeführt, und zwar auf Cherbourg, dessen Hafen man eben vergrößerte und ausgrub. Am 7. Aug. rückten die gelandeten Engländer in Cherbourg ein, welches die Besatzung verließ, schrieben starke Brandschatzungen aus, verdarben alle Hafenarbeiten, verbrannten 27 Schiffe, vernagelten an 200 Kanonen, und nahmen deren 22, nebst vielen Fahnen mit nach England, wo sie im Triumph aufgeführt wurden. Die dritte Landung auf St. Brieux in Bretagne verunglückte durch die Klugheit des Herzogs von Aiguillon; die Engländer verloren über 4000 Mann Getödteter und Ertrunkener, und ließen 700 Gefangne zurück. Den Verlust der Mannschaft ausgenommen, die nur in gewissen Fällen bedauert zu werden pflegt, hatten die Engländer auch durch diese verunglückte Landung ihren Zweck erreicht, dem verschuldeteten Frankreich neue Schulden aufzulegen, und einen Theil der

Landtruppen abgehalten, nach Teutschland zu ziehen.

Nach diesen Vorfällen ward wieder ein neuer Seeminister Berryer gewählt, der erst bei der Policei angestellt gewesen war, und vom Seewesen nichts verstand. Er hatte sich durch große Höflichkeit bei der Marquise und mehrern ihrer Freunde beliebt gemacht, und einen neuen Beweis gegeben, daß diese Tugend, woher sie auch entspringe, eine Universalkraft besitze. Um indessen auch Worte von sich geben zu können, wie sie ein Seeminister sprechen muß, ließ er sich von einem alten Seeoffizier Unterricht und Rath geben. Da er von der Policei her gewohnt war, verdeckte Wege zu beobachten, so beschäftigte er sich seit dem Antritt seines Amts vorzüglich damit, den Unterschleifen der Marineoffizianten nachzuspüren, und die Engländer hatten mittlerweile Zeit, Quebec, Martinique, Guadeloupe, Canada und Pondichery wegzunehmen. (1759).

Um in dieser Noth wenigstens etwas zu thun, was die Ehre des französischen Reichs retten, und sein Verhältniß gegen England verändern könnte, hatte der Marschall von Belleisle eine Landung in England entworfen, und dazu Rüstungen machen lassen, wie sie nur die Goldküste Frankreichs erlauben wollten. Er wollte zu diesem Zweck die beiden Escadern, welche zu Brest und Toulon ausgerüstet wurden, vereinigen, und gab der Toulonet Befehl, bald möglichst nach Brest zu segeln. Kaum

hatte Pitt das Projekt erfahren und vernommen, daß nur 12 Linienschiffe auslaufen könnten, so ließ er durch den Admiral Boscawen den Hafen von Toulon mit 14 Linienschiffen blokiren. Dieser kühne Seefahrer insultirte die franz. Flotte, um sie zum Auslaufen zu locken; allein der franz. Commandant dieser Flotte kehrte sich daran nicht, sondern ließ die Engländer blos von den Batterien beschiessen, bis der Englische Admiral durch die üble Witterung genöthigt ward, einstweilen nach Gibraltar zu gehen. Damit indessen die franz. Escadre während der Zeit nicht durchwischte, stellte Boscawen zwei schnellsegelnde Schiffe an der Spanischen und Afrikanischen Küste auf, um jede Bewegung der Franzosen zu beobachten.

Hätte der franz. Admiral Muth gehabt, den Engländern zu folgen und nebenhin zu segeln, während daß sie auf dem Rückzuge noch ziemlich in Unordnung waren, so wäre es ihm wahrscheinlich gelungen, sich mit einem geringen Verlust durchzuschlagen, und das weite zu gewinnen. Allein weil er recht sicher gehen wollte, zögerte er von einem Tage zum andern, und ließ den Engländern Zeit sich einigermaßen auszubessern. Als er endlich am 16. Aug. Abends an der Afrikanischen Küste durchschleichen wollte, ward er von dem Englischen Wachtschiffe entdeckt, und das verabredete Signal gegeben. Binnen zwei Stunden lief Boscawen aus, und entdeckte bei anbrechendem Tage die franz. Flotte, die zu seiner Verwundrung nur 7 Linienschiffe stark war. Denn fünfe hatten sich in der

Nacht, man weiß nicht durch welchen Zufall, von der Flotte getrennt. Er griff diese keine Flotte an, und überwand sie nach einem tapfern Widerstande. Zwei Schiffe wurden verbrannt, zwei genommen, und die übrigen flüchteten sich nach Lissabon. Die Schuld dieses Unglücks lag an der Unvorsichtigkeit, Uneinigkeit und Feigheit der Kommandeurs, und doch wurden sie nicht bestraft, weil sie gute Verbindungen hatten. Blos der Pöbel von Toulon insultirte sie als Memmen.

Ob nun gleich die Niederlage bei Lagos für die projektirte Landung in England ein böses Zeichen war, so hatte man doch schon zu viel darauf gewendet, um sie ohne Versuch fahren zu lassen, und zu viel davon geredet, um sie mit Ehren aufgeben zu können. Die Engländer machten an ihrem Theile die nöthigsten Gegenanstalten, auf ihrer Insel sowohl als zur See. Es liefen mehrere Escadern aus den Englischen Häfen, deren drei vornehmlich bestimmt waren, das Auslaufen der Brester Flotte zu verhindern. Die erste, unter Bruce, ward bei Dünkichen gestellt, um da nichts herauszulassen, die zweite unter Rodney, bombardirte Havre, wo die Transportschiffe lagen; die dritte als die größte, unter Hawke, kam vor Brest. Alle drei verrichteten ihre Ordre so pünklich, daß die franz. Flotte in den Sommermonaten nichts unternehmen konnte, und mehrere Schiffe verlohr.

Man mußte also die Landung bis auf die Zeit verschieben, wo die Winde die Engländer nöthig-

ten ihre Küsten zu suchen. So lange blieben die bei Vamers, Nantes und Dünkirchen versammelten Armeen unthätig. Am 12. Oct. zwang endlich der Wind den Admiral Hawke die Bay zu verlassen, und nach Plymouth zurückzugehen, und zwar in einem sehr mißlichen Zustande. Die Mannschaften waren ermüdet, und mehrere Schiffe durch den Sturm beschädigt. Wären ihm die Franzosen unmittelbar nachgefolgt, so konnte ihnen vieles glücken, wenn auch nicht alles. Aber der Kriegsminister wollte sich erst gründlich überzeugen, ob Hawke sich wirklich in einem Englischen Hafen befände und der Marschall von Conflans, der die Expedition commandirte, war noch nicht stattlich genug equipirt, um mit der ganzen Würde eines Marschalls von Frankreich auf dem Wasser zu erscheinen. Und darüber kam die Mitte des Novembers heran, wo endlich die franz. Escadre auslegte. Kaum erhielt Hawke Nachricht davon, so segelte er aus; dreymal zwang ihn der Wind nach Torbay zurückzukehren, aber er trotzte den Elementen, und segelte gegen die Bay von Quiberon, wo er seinen Gegner anzutreffen hofte. Kaum ward man die franz. Flotte ansichtig, so entstand ein Jubelgeschrei auf der Englischen. Die Franzosen hingegen sprachen einander zu, daß sie gewiß geschlagen werden würden. Das geschahe auch. Kaum sahe der Marschall von Conflans, daß der Feind ihn anzugreifen gesonnen sey, so suchte er sein Heil in der Flucht. Er schifte nach den Küsten, die voll Sandbänke und Felsen waren, und glaubte

da seinen Gegner in der Hitze der Verfolgung Schaden zuzufügen. Dadurch ward aber das Hintertreffen dem Feuer der Engländer preis gegeben, und fast ganz vernichtet. Weil bald die gesammte Flotte dem Beispiel ihres Führers folgte, so ward Unordnung allgemein. Die Furcht war so stark, daß sich große Schiffe mit entsetzlicher Anstrengung in den Fluß Vilaine hinein arbeiteten, wo sonst nicht Fregatten vor Anker giengen. Mit einem Worte, es wurden bei dieser Wasserjagd solche Fehler begangen, daß man glauben mußte, die Franzosen hätten jeden günstigen Erfolg gegen die Engländer aufgegeben. Sie verloren 6 Linienschiffe, und sie selbst nannten dieses Treffen zum Andenken ihres Heerführers, die Schlacht des Conflans *).

Seit 4 Jahren hatte Frankreich 27 Linienschiffe verloren, und sahe keine Möglichkeit die Marine auch nur in einen erträglichen Zustand zu bringen. Es fehlte an Materialien zum Schiffbau. Man konnte sie blos auf Kauffartheischiffen erhalten. Wer sollte aber diesen Schutz geben? Die Neutralen befaßten sich wegen der Gefahr nicht

---

*) Wenn man nicht wüßte, daß die meisten franz. Geschichtschreiber so gern übertreiben, so würde man den Marschall von Conflans für einen der elendesten Menschen halten müssen. Sie erzählen, daß er in der Zeit, als seine Schiffe von den Engländern zerstreut und verjagt wurden, seinen Bedienten die Tressen von den Livreen habe abschneiden lassen, und sie verabschiedet habe, damit ihre Bezahlung, die bisher der König getragen, ihm nicht zur Last fiele.

gern mit diesen Artikeln. Man ließ also alle fernere Ausrüstungen ruhen, und trachtete blos darnach die Kolonien zu versorgen. Die Engländer insultirten fortan die franz. Küsten, landeten auf verschiedenen Inseln, und hemten auf dem mittelländischen Meere alle Schiffahrt.

Solche Unfälle mußten wieder Veränderungen im Ministerium hervorbringen, wäre es auch nur gewesen, um das murrende Volk zu befriedigen, und ihm einen Schimmer von Hofnung übrig zu lassen. Eine der Veränderungen, welche mit das meiste Aufsehen machte, ob sie gleich auf das Wohl des Staats keinen sonderlichen Einfluß hatte, war der Sturz des Abbe' de Bernis, der damals für den geheimen Liebhaber der Marquise von Pompadour gehalten ward. Man erzählte sich, daß die Pompadour schon seit geraumer Zeit weniger Zuneigung an dem Abbe' bemerkt, daß sie versucht ihn wieder fest an sich zu knüpfen, und als ihr dies nicht gelungen sey, seinen Sturz beschlossen habe. An die Stelle dieses Abbe' im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, trat der Graf von Stainville, der zum Herzog von Choiseul erhoben ward. Er war vorher Gesandter in Rom und Wien gewesen, hatte sich den Staatsgeschäften mit Ernst gewidmet, und sich besonders am Wiener Hofe beträchtliche Freunde gemacht. Man sagt, er habe bei der Person der Pompadour die Stelle eingenommen, welche der Abbe' Bernis besessen hatte und sich in derselben ihre Zuneigung in höherm Grade erworben als jener. Wenigstens setzte sie ein so unbegränztes

Vertrauen auf ihn, wie vorher und nachher auf niemand.

Auch bei der Stelle des Generalfinanzkontrolleurs, der gefährlichsten und wichtigsten, gieng eine Veränderung vor. Der Krieg hatte große Summen gekostet, und kostete bei den zunehmenden Unglücksfällen täglich mehr; die Last der Interessen wuchs alljährlich immer fürchterlicher an, weil niemand ohne große Interessen borgen wollte. Dem König verhehlte man die schlimme Lage der Finanzen, und schilderte ihm den innern Zustand seines Landes als sehr gut; die Pompadour hatte nicht Lust, ihre großen Ausgaben einzuschränken; die Zahl der Pensionairs wuchs immer höher an, und der Handel nach und aus den Colonien trug wegen des Kriegs wenig ein. Der Herr von Boulonge, welcher bisher die Finanzen verwaltet hatte, war zu arm an Hülfsmitteln. An seine Stelle kam also der berühmte Silhouette, eines von den politischen Meteoren, die viel Lärmen erregen, eine Zeit lang angestaunt werden und dann schnell verschwinden. Dieser Mann schien alles zu wissen und redete von allem, besonders von Moral, Philosophie, Finanzwesen und Staatsökonomie, also von den Dingen, welche damals in guten Gesellschaften zum Ton gehörten. Das war nicht schwer, weil diese Dinge jetzt unter neuen Gestalten hervorzutreten anfiengen, und jeder eher dadurch etwas zu bedeuten schien, wenn er auf die Seite dieser Parthei trat, und die Worte der Erfinder nach-

sprach.

sprach. Dazu kam noch, daß er eine Menge Aemter durchgegangen war, und sich ausgezeichnet hatte, welches damals, wie die Stellen besetzt zu werden pflegten, leicht geschehen konnte. Das öffentliche Zutrauen gieng vor ihm her.

Er schien es gleich durch seine ersten Operationen rechtfertigen zu wollen. Er stellte verschiedene Mißbräuche bei den Pachtungen ab, und ließ 70,000 Aktien, jede zu eintausend Livres verfertigen, deren Inhaber Theil an dem Gewinn der 60 Generalpachter haben sollten, und zwar zur Hälfte mit den letztern. Diese Operation schafte 70 Millionen herbei, und fiel bloß den Pachtern zur Last, welche bisher ungeheuren Gewinn vom Staat gezogen hatten und allgemein verhaßt waren. Dieselbe Erklärung hob verschiedene Privilegien und Befreiungen von der Steuer auf, und erfreute besonders den Landmann, der durch die Menge der Eximirten, welche immer zunahm, zu Boden gedrückt wurde. Denn je weniger Zahlende waren, desto stärker mußten sie zahlen, um die erwarteten Einkünfte heraus zu pressen.

Mit dieser Operation verband er eine andere, daß er nämlich die Gnadengehalte für geleistete oder nicht geleistete Dienste, welche auf eine unglaubliche Weise durch Einfluß und Kabalen seit der Herrschaft der Pompadour vervielfältigt worden waren, und oft von sehr reichen Leuten bezogen wurden, welche sie bloß als Beitrag zu ihrer Schwelgerei und Hoffarth betrachteten, abschafte.

Durch diese ersten Schritte verschafte er sich die Liebe des schwerbelasteten Volks, dem er einige Erleichterung verschafte, und die Wohlgewogenheit des Königs und der Pompadour, von denen er keine Einschränkung verlangte.

Aber der außerordentliche Ruhm, den die öffentlichen Blätter diesem Manne gaben, und der schon, als solcher, bei Vernünftigen ein bescheidenes Mißtrauen erregen mußte, dauerte nicht lange. Silhouette förderte durch ein Lit de Iustice ein königl. Edikt zu Tage, wodurch dem ganzen Reich eine Nothsteuer aufgelegt wurde. Dieses Edikt legte mehr Abgaben auf, als Frankreich je bezahlt hatte, und hatte den unersetzlichen Nachtheil, daß es den öffentlichen Kredit fast vernichtete. Es war gleichsam ein Geständniß, daß man sich nicht weiter helfen könne. Der Eindruck, den es machte, war so allgemein ungünstig, daß alle Gerichtshöfe und Kammern sich darüber beschwerten, und dem Edikt keine Folge geleistet wurde. Weil nun unter diesen Umständen niemand für die Assignationen auf so ungewisse Einnahmen, Geld vorstrecken wollte, so half sich Silhouette in der Verlegenheit dadurch, daß er alle Kassen ausleerte, und alle fällige Capitale und Zahlungen, welche der König auf den Schatz und die Amortisationskasse machen sollte, auf ein Jahr aussetzte. Und um für dieses neue Uebel eine Hülfe zu haben, ermahnte er die Einwohner des Reichs ihr Silber in die Münze abzuliefern und vermochte den König, mit seinem Bei-

spiele voranzugehen. Das Mittel hatte einigen Erfolg, aber nicht den gehofften. Denn obgleich Kirchen und Klöster und mehrere Reiche ein ansehnliches beibrachten, und auch Aermere aus Patriotismus oder Ehrgeitz (denn die Listen der Gebenden wurden wöchentlich gedruckt) ihr Scherflein darboten, so brachte man doch noch nicht zwölf Millionen Livres heraus, also nicht einmal eine Summe, welche selbst vollzählig bei den ungeheuren Ausgaben, nur eine kurze Frist gewähren konnte. Silhouette ward also, beladen mit dem Fluche des Volks, nach wenig Monaten abgesetzt, und diente eine Zeitlang den Witzlingen zum Ziel ihres Spottes. Von ihm erhielten die schwarzen Schattenbilder, die unter dem Namen der Silhouetten sehr beliebt wurden, ihren Namen. Der Grund davon begreift sich sehr leicht, wenn man weiß, daß er dem Cartouche an die Seite gesetzt wurde. Er kehrte sich aber wenig daran, trug seit seiner Absetzung den größten Luxus zur Schau und zeigte dadurch, daß er die öffentliche Meinung verachte, und was noch mehr bedeutete, ihr in den Augen des Hofes Trotz bot.

Siebzehntes Kapitel.

Die Engländer erobern Canada. — Pondichery geht verloren. — Choiseül wird Minister. — Er stiftet Frieden zwischen Frankreich und England. — Ludwigs Benehmen bei dem Frieden. — Todesfälle in der königl. Familie. — Die Pompadour stirbt. — Bemerkungen über ihren Charakter. — Tod des Dauphins, der Dauphine und der Königin. — Romans wird Maitresse des Königs.

Man nennt das Geld den Nerv der Geschäfte und nirgends hat die Geschichte die Richtigkeit dieses Ausdrucks mehr bestätigt als in dem Kriege, den Frankreich von 1756 — 1762 mit England führte. In dem Maaße als die Zerrüttung der Finanzen zunahm, stieg auch das Unglück der Franzosen zur See, und das Glück schien sich von denen wegzuwenden, denen das Geld fehlte, wenn sie auch sonst ihre Pflicht thaten. Man hatte mit großer Anstrengung versucht Munition, Truppen, Geld und Lebensmittel nach Canada zu bringen; der Commendant in Canada hielt sich tapfer, er war auf dem Punkt, die Engländer in Quebec zu überfallen, und sich auf einige Zeit Luft zu schaffen. Aber es mißlang alles. Der Ueberfall ward entdeckt, die kleine französische Escadre, welche neben der Ueberfallsarmee herfuhr, genommen, und die Transportflotte aus Europa auf-

gefangen. So fiel Canada im Sept. 1760 in die Hände der Engländer.

Auf dieses Unglück folgte der Verlust von Pondichery, das man so gern erhalten wollte, weil es so sehr wichtig war. Auch daran war der Geldmangel, die Uneinigkeit der Generals, die Untüchtigkeit der niedern Offiziers, und die einmal eingerissene Muthlosigkeit der Truppen Schuld. Diese wichtige Niederlassung fiel 1761 am 11. Jan. nach dreijährigem Streit zu Wasser und zu Lande, in die Hände der Engländer. Man schiffte alle franz. Besatzungstruppen, die reichsten Einwohner, den Regierungsrath und alle Angestellte nach Europa ein, riß die Festungswerke nieder und schleifte die Stadt. Ueber den Verlust von Canada und von Pondichery entstanden späterhin wichtige Processe, von denen wir, wenn es der Raum erlaubt, das Nöthige beibringen wollen.

Unter solchen Umständen, welche eine gänzliche Demüthigung Frankreichs befürchten ließen, suchte Ludwig den Frieden auf jede Bedingung. Längst schon war er des Unglücks müde gewesen und hatte den Frieden gewünscht. Allein der unruhige Belleisle, dessen Einsichten die Pompadour blind vertraute, hatte dem König durch seine kriegerischen Projekte und Verheißungen von Zeit zu Zeit hingehalten und den Krieg verlängert. Dieser starb zum Glück am 26. Jan. 1761, und Choiseul, der sein Departement mit übernahm, war zum Frieden geneigt, und hofte durch Unterhandlungen und Ränke Frankreich mehr zu nutzen als durch

Krieg. Bei diesem Bestreben hatte er schon durch den am 25. Oct. 1760 erfolgten Tod Georgs II. einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen, denn der Prinz von Wallis, der nunmehrige König Georg III., war ein stiller sanfter Mann.

Zu dem Ende ward der Herr von Bussy, mit dem Zunamen Ragotin, nach London geschickt, um an den Präliminarien zu arbeiten. Sein Auftrag gieng dahin, die Sache in die Länge zu ziehen, damit man sich mit Spanien im Stillen vollends verbinden *) und dadurch bessere Bedingungen für sich erhalten könnte. Zu gleicher Zeit sollte er für die franz. Parthei im Parlament und unter den Ministern Freunde gewinnen, um Pitt, der Frankreich durchaus demüthigen wollte, bei dem neuen König die Wage zu halten, und seine Meinung zu überstimmen. Bussy führte seinen Auftrag mit großer Geschicklichkeit aus. Er mischte allerlei fremdartige Gegenstände in die Unterhandlungen, und machte sich eine ansehnliche Parthei. Pitt, welcher zu angestrengter Fortsetzung des Kriegs rieth, weil man jetzt das Bourbonische Haus auf lange demüthigen könnte, ward überstimmt und dankte ab, und so schritt man zu Friedensunterhandlungen, die nach zwei Monaten geendigt waren.

---

*) Choiseul hatte seit seinem Eintritt in das Ministerium an einem Familientraktat zwischen Spanien und Frankreich gearbeitet, vermöge dessen sie sich gegenseitig ihre sämtlichen Besitzungen garantirten.

Frankreich mußte allerdings harte Bedingungen eingehen. Es erhielt die, vor der Kriegserklärung weggenommenen Schiffe, nicht wieder. Es trat England Acadien, Canada, Cap Breton und alle Inseln im Lorenzfluß und im Meerbusen dieses Namens ab. In Westindien trat England von seinen Eroberungen Martinique, Lucia und Guadaloupe, in Afrika bloß den schlechtesten Theil von Gorée ab. Auf der Küste von Coromandel erhielt Frankreich die verwüsteten Plätze wieder. Spanien trat Florida und die Bay von Pensacola für seine letzte Theilnahme an England ab. Und doch war die Opposition in England noch nicht befriedigt. Sie hätte es lieber gesehen, daß man Frankreich nichts wieder gegeben, und noch dazu die Zahl der Schiffe festgesetzt hätte, welche Frankreich künftig sollte halten dürfen, wenn es Frieden haben wollte. So weit geht der dummstolze Eigennutz, wenn er siegt, ohne zu bedenken, daß in dem Maaße, als man Unbilligkeit zeigt, Grimm und Rachsucht des Gedemüthigten wächst, und daß der Sieger dadurch sich selbst um den ruhigen Genuß seiner Siege bringt, worauf es doch bei jedem Kriege hinauslaufen muß, wenn er nur einigermaßen noch einen Schein von Vernunft mit sich führen soll. Gerade dieser Stolz schaft überdieß noch andre Feinde, deren Gefühl durch die Härte empört worden ist, oder die ein gleiches Schicksal befürchten.

Die meisten Leser werden begierig seyn zu erfahren, mit welchen Empfindungen Ludwig diesen

Frieden unterzeichnet habe? ob nicht ein Ausdruck eines Königs würdig ihm entfahren sey? Ich finde nichts, wohl aber, daß seine Fühllosigkeit schon zu dem Grade gestiegen war, daß ihn wenig Dinge noch bewegten, und wenn es geschahe, seine Empfindung nicht lange dauerte. Gerade gegen die Mitte des siebenjährigen Krieges bis gegen das Ende, erlebte er einige Todesfälle in seiner Familie, welche neben den Uibeln des Kriegs sein Herz wohl hätten rühren mögen. Am 6. Nobr. 1759. starb seine Tochter, die Herzogin von Parma, an den Kinderblattern, eben da sie nach Versailles zum Besuch gekommen war. Er hatte sie immer sehr geliebt, zeigte aber bei ihrem Tode keine große Betrübniß. Im März 1761. starb sein Enkel, des Dauphins ältester Sohn. Er hatte im Spiel mit seinen Cameraden einen unglücklichen Fall gethan, und die Sache verschwiegen. Es zeigte sich Geschwulst, welche die Aerzte operirten, und dadurch seinen Tod beschleunigten.

Endlich näherte sich auch im Jahr 1764. das Lebensende der Pompadour. Sie ward auf einer Reise nach Choisy plötzlich von einer Unpäßlichkeit befallen, welche sich in eine Abzehrung verwandelte. Ludwig XV. ließ die geschicktesten Aerzte herbei rufen, und befragte sie über die Beschaffenheit der Krankheit und ob die Marquise Hofnung habe gerettet zu werden, aber die Aerzte schüttelten gleich bedenklich die Köpfe. Der König verhehlte der Marquise ihren wahren Zustand sorgfäl-

tig, behandelte sie mit aller Aufmerksamkeit, und fragte sie bei Staatsangelegenheiten stets um Rath. Die Mienen der Minister blieben so ergeben wie vorher, ob man gleich schon auf den Fall seine Maaßregeln wußte; man stattete ihr bis zu ihrem Todestage die gewöhnlichen Rapporte ab. Sie genoß die Ehre in dem Schloß von Versailles krank zu seyn und zu sterben (am 15. April 1764). Sobald sie aber todt war, ward ihr Körper auf eine Tragbahre gelegt und in ihr Haus in der Stadt gebracht. Ludwig stand am Fenster, als man den Leichnam unten hin trug, und schien nichts zu empfinden. Sie hatte übrigens ihren Tod ohne Murren und Kleinmuth herannahen sehen, denn es gab wirklich viele Stunden, wo sie ihrer Lage durchaus überdrüßig war, und zwar gerade aus Gründen, die man bei ihr nicht hätte vermuthen sollen. Sie schreibt in einem ihrer spätern Briefe: »Alles umher sieht freundlich aus; wohin ich blicke, sehe ich Gesichter voll Theilnahme und Verehrung; aber das ists gerade, was mir den meisten Verdruß macht, denn ich weiß, daß viele der Freundlichsten mich tödtlich hassen. Tausendmal lieber wollte ich, der Feind zeigte sich mir mit allen Zeichen seines Hasses, dann wüßte ich wenigstens auch, wer mich liebte. So weiß ich nicht sicher, ob mich Ein Mensch liebt.« Als sie das Abendmahl empfangen, und die Beichte ablegen sollte, bat sie alle Anwesende wegen des gegebnen Aergernisses mit großer Bewegung um Verzeihung. An dem Tage, wo ihre Auflösung er-

folgte, besuchte sie der Pfarrer der Kirche zu Paris, in deren Sprengel ihr Pallast lag, und als er Abschied nehmen wollte, sagte sie: Bleiben Sie noch ein wenig, Herr Pfarrer, wir gehen zusammen.

Die Nachricht von ihrem Tode verbreitete eine unsinnige Freude über die Hauptstadt. Denn selten ist eine Person so gehaßt und verachtet worden als sie. Mehrere Jahre vor ihrem Tode durfte sie ohne Bedeckung an keinem öffentlichen Orte erscheinen, sie durfte nicht einmal durch die Straßen von Paris fahren, ohne vom Pöbel beschimpft zu werden. Ein Pasquill verdrängte das andere; sie ward durch Bilder und Gedichte beschimpft. Das kürzeste und beissendste ist die Grabschrift, die man auf sie machte:

Ci git qui fut quinze ans pucelle,
Vingt ans catin, puis huit ans maquerelle.

(Hier ruht eine Frau, die funfzehn Jahre Jungfer, zwanzig Jahre Hure, und 8 Jahre Kuplerin war.)

Sie hinterließ sehr große Schätze, die der Marquis von Marigny erbte. Die Versteigerung ihrer Mobilien dauerte ein ganzes Jahr, und zog eine Menge Käufer und Neugierige herbei, weil man da Seltenheiten zu sehen bekam, die sonst nur in den innersten Behältnissen hoher Personen sichtbar werden.

Es wäre hier der Ort etwas über den Charakter der Marquise von Pompadour zu sagen; aber ich fürchte zu weitläufig zu werden und füge nur ein paar Bemerkungen bei, die sich mir beim Lesen der

Quellen aufgedrungen haben. Sie war eine wollüstige, herrschsüchtige, unmoralische Frau, welche alles ihren Trieben aufopferte, aber sie ward darum nicht weniger bisweilen, und das sehr stark, von ihrem Gewissen gemahnt. Wie mir es scheint, ist ihr Charakter am Hofe besser geworden, als er war, da sie den Hof betrat, das heißt, sie empfand den Nachtheil der Verbindung mit Menschen, die, ohne Grundsätze wie sie, blos nach Stolz und Eigennutz handelten, und lernte die Abscheulichkeit des Lasters aus eignem Schaden kennen. Durch Vergleichung lernte sie auch begreifen, daß die Tugend, die sie bisher für eine Chimäre gehalten, wirklich etwas, und für die Zufriedenheit des Herzens nothwendig sey. In dem Maaße als der Glanz des Hofes ihr gleichgültig ward, lernte sie den Unterschied zwischen Tugend und Laster mehr fühlen. So lange ihre Tochter Alexandrine lebte, rissen ihre hochfliegenden Plane sie mit sich fort, und gute Regungen waren selten, aber nach dem Tode des Mädchens stellte sich der ernsthafte Sinn häufiger ein und faßte besonders in dem Maaße Platz, als ihre Gesundheit abnahm. Zwar weiß ich wohl, daß ihre Briefe kein treuer Spiegel ihres Innern sind, denn sie schrieb, entweder um sich zu zeigen, oder aus Mode, oder zufolge ihrer Hofverbindungen. Aber es giebt doch einzelne Stellen darin, wo schon das bloße Gefühl sagt, daß ihres Herzens Meinung ausgedrückt sey. Darunter gehört besonders der letzte in der Pariser Sammlung, an die Gräfin von Baschi, ihre Verwandte, den ich

hier übersetzen will, weil er beweißt, daß sie wirklich drauf gedacht habe, dem König angetraut zu werden, wie die Maintenon:

„Ich bin gestern ganz traurig, niedergeschlagen, und übelgelaunt von Fontainebleau gekommen, und will mich durch meine schriftliche Unterhaltung mit Ihnen ein wenig aufheitern. Für Sie, liebe Freundin, habe ich kein Geheimniß. Freilich weiß ich nicht, ob Sie mein Vertrauen mit so viel Vergnügen aufnehmen, als ich es Ihnen schenke, aber wie das sey, es ist mir zu meiner Ruhe nothwendig. In welch einer unglücklichen Lage sind doch die Großen! Sie denken blos in die Zukunft, sind blos glücklich in der Hofnung; ihr Stolz gewährt ihnen kein Glück. Ich bin stets düster, oft ohne zu wissen warum? Die Güte des Königs, das zuvorkommende Betragen der Höflinge, die Liebe meiner Bedienten, die redliche Gesinnung einiger treuen Freunde, sollte mich freuen, und freut mich nicht. Ich dachte einst dem König angetraut zu werden, und schmeichelte mir, daß dieser liebenswürdige Mann für mich wohl thun könnte, wie sein Urgroßvater für eine alte Wittwe von 50 Jahren that; allein er stieß sich an die große Dame (die Königin) und an den kleinen Normand, (Normand d'Estioles, ihr Mann) der noch lebte. Lange trug ich mich mit diesen schönen Träumen, jetzt ist alles vorüber; was mich sonst freute, ekelt mich jetzt an; ich ließ mein Haus in Paris prächtig möbliren; ich freute mich aber nur zwei Ta-

ge darüber; Bellevue wird von jedermann gelobt, mir ist es unerträglich. Mitleidige Personen wollen mich alle Tage mit Pariser Neuigkeiten und Geschichten unterhalten, ich scheine zuzuhören, und wenn man fertig ist, frage ich: wie war das? Mit einem Wort, ich lebe nicht mehr, ich bin lebendig todt. Wie kann auch mein Reich noch von dieser Welt seyn, da mans ordentlich darauf anlegt, mir das Leben zu verleiden? Man legt mir das Elend des Königreichs, alle schlecht entworfenen Pläne des Kabinets, alle verlorne Schlachten, alle Siege der Feinde, zur Last. Ich soll alles verkaufen, über alles schalten, alles beherrschen. Vor kurzem näherte sich ein alter Mann bei der Mittagstafel dem Könige, und bat ihn, er möchte doch die Gnade haben, ihn der Madame Pompadour zu empfehlen. Jedermann lachte über die Einfalt des Alten, aber ich lachte nicht. Ein anderer übergab im Conseil eine Schrift, in welcher er einen Weg zeigte, Geld zu erhalten, ohne das Volk zu belästigen: dieser war — man sollte mich bitten, daß ich dem König 100 Millionen liehe. Man lacht noch immer über diesen Vorschlag, aber ich lache nicht mit. Dieser wüthende Haß der Nation kränkt mich tief, und bringt mich ins Grab. Freilich sollte ich mich unter diesen Umständen vom Hofe zurückziehen, aber zu einem solchen Entschluß habe ich nicht Muth genug; ich kann den Hof nicht ausstehen und nicht verlassen. Wie glücklich sind Sie &c."

Man hat dem Herzog von Choiseul den Tod der Marquise beimessen wollen, weil sie im Begrif gestanden habe, ihn wieder zu stürzen. Wenn diese Beschuldigung auch nicht erwiesen werden kann, so läßt sich doch die Möglichkeit nicht bezweifeln, denn Choiseul war der Mann, der sich nicht an die gewissen Mittel band, seinen Zweck zu erreichen; er wußte, daß die Marquise und der König ihn nicht liebten, sondern fürchtete, daß man es bereuete, ihn hervorgezogen zu haben, daß man drauf umgieng, den sanftern Bernis wieder an seine vorige Stelle zu bringen. Er hatte daher längst schon die Neigung des Königs auf eine andre Person, die Marquise von Grammont zu lenken gesucht, um sie zu seiner Zeit an die Stelle der Pompadour zu bringen.

Es war, als wenn sich das persönliche Schicksal Ludwigs XIV. in dem Schicksale Ludwigs XV. wieder erneuern wollte. Der Dauphin, der bisher bei seiner mäßigen und ordentlichen Lebensart immer gesund gewesen war, fieng zu der Zeit, als die Pompadour starb, sichtbar an, sich abzuzehren. Man vermuthet, daß der Gram über die Lebensart und Abhängigkeit seines Vaters, über das Elend, unter welchem Frankreich seufzte, über den Verfall der Religion und Sitten, der sein Gemüth in einer steten melancholischen Stimmung erhielt, die Gesundheit seines Körpers allmählig untergraben habe. Lange Zeit schien sein Uebel der Kunst der Aerzte zu spotten; endlich zeigte sich wieder einige Hofnung der Besserung, als man

ihn statt aller andern Nahrung blos Weintrauben genießen ließ. Allein sie verschwand bald wieder, als der Prinz sich im Lager bei Compiegne etwas erhitzt hatte. Er bekam starke Brustschmerzen, und so starb er im Jahre 1765. am 20. Decembr. zu Fontainebleau, wo der König seiner letzten Krankheit wegen mit dem Hofe geblieben war. Da der Aufenthalt an diesem Ort, weder dem König noch dem Hofe gefiel, so wartete jedermann mit großer Ungeduld auf das Ende des Prinzen, das sich sehr langsam näherte, ja es war der gemessenste Befehl gegeben worden, daß man gleich abreisen wollte, so bald der Prinz verschieden wäre. An dem Tage, wo man seinen Tod als gewiß voraussetzte, war jedermann im Hofe beschäftigt einzupacken, um bei Zeiten fortzukommen. Der sterbende Prinz hörte den Lärmen, und weil er aus seinem Fenster sehen konnte, wie man in dem Hofe die Pakete herabwarf und aufladete, so merkte er wohl, was für ein Befehl gegeben war. Er sagte deswegen zu seinem Arzt, der ihn noch Hofnung machte: „Ich muß wohl sterben, ich mache gar zu viel Menschen ungeduldig.“ Da der König dem Großallmosenier Befehl gegeben hatte, bei dem Sterben seines Sohnes gegenwärtig zu seyn, (warum war Ludwig als Vater nicht selbst gegenwärtig?) so nahm er die Rückkunft des Prälaten ohne Erklärung für die Todespost an, und führte den ältesten Sohn des Dauphins zur Dauphine, seiner Mutter, um ihr sein Beileid abzustatten.

Der Tod des Dauphins machte in Frankreich viel Eindruck. Er hatte sich durch seine strengen Sitten, durch seine Klugheit gegen die königliche Familie, durch seinen Abscheu gegen die herrschenden Hoflaster, bei dem Volke beliebt gemacht. Man achtete ihn hauptsächlich deswegen, weil er nur fromme, und tugendhafte Männer, oder die wenigstens den Schein davon annahmen, zu seinen Gesellschaftern wählte. Auch das letztre hatte schon bei der damaligen Sittenlosigkeit der französischen Nation seinen Werth. Ein schöner Zug seines Herzens ist der: Er hatte einstmals auf der Jagd einen seiner Stallmeister wider seinen Willen gefährlich verwundet; er konnte sich darüber nicht trösten, und beschoß, das Vergnügen der Jagd für immer zu vermeiden. Als ihn in den ersten Augenblicken, nachdem das Unglück geschehen war, einer seiner Pagen durch die Vorstellung zu beruhigen suchte, daß die Wunde nicht tödtlich sey, antwortete er: Muß ich denn gerade einen Menschen ums Leben gebracht haben, um mich zu grämen?

Uebrigens ertrug Ludwig den Tod dieses trefflichen Mannes mit seiner gewöhnlichen Fühllosigkeit, aber er bewies der verwittweten Dauphine eine Zärtlichkeit, die ihm Ehre macht. Um ihr in ihrem bisherigen Zustande die Veränderung nicht merken zu lassen, gab er ihr eine stärkere Wache, und ein Zimmer unter dem Seinigen, wie sie gewünscht hatte, und ließ aus diesem eine geheime

Treppe

Treppe anlegen, durch welche sie zu ihm kommen konnte, wenn sie wollte. Als man ihn fragte, welchen Rang sie nun am Hofe haben sollte, antwortete Ludwig, daß nur die Krone demjenigen einen entscheidenden Vorzug gäbe, der sie wirklich trüge; da nun die Mütter nach dem natürlichen Rechte den Rang über ihre Söhne hätten, so behaupte auch die verwittwete Dauphine den Rang über ihren Sohn, bis er wirklich König werde. Wie sehr hatte aber auch diese vortrefliche Person als Gattin und Mutter die Achtung der ganzen königlichen Familie zu verdienen gewußt! So lange der Dauphin bettlägerig war, kam sie selten von seinem Bette, und wachte mehrere Nächte bei ihm.

Durch die krankhaften Dünste, die sie täglich einsog, und den Gram über den frühen Tod ihres Gemals, den sie zärtlich liebte, war ihre Brust in dem Maaße angegriffen worden, daß sie seit seinem Tode nicht wieder heiter war, und immer kränkelte, und 15 Monate nachher folgte sie ihm im Tode. Sie ward, nach ihrem Wunsch, an der Seite ihres Gemals beigesetzt. Aber bei allen ihren treflichen Eigenschaften hatte sie den liederlichen Hofdamen mit ihren bürgerlichen guten Sitten oft zum Ziel ihres Spottes gedient, besonders weil sie ihre Kinder den größten Theil des Tages um sich hatte, und sie mit dem Dauphin zugleich unterrichtete. Nach dem Tode ihres Gemals, da nichts mehr als ihre Kinder sie

an die Erde fesselte,*) unterrichtete sie diese ganz allein in der lateinischen und französischen Sprache, die sie beide sehr fertig sprach, in der Geschichte und Religion, und das fast bis zu ihrer letzten Stunde. Die regierende Königin überlebte die Dauphine ebenfalls nicht lange. Sie starb am 25. Jun. 1766. an einer Schlafsucht, die seit mehr als einem Jahre der Kunst der Aerzte getrozt hatte.

So stand Ludwig allein auf der Erde, aller derer beraubt, die ihm die nächsten waren, und es schien doch, als wenn die Menge der Todesfälle in einem so mäßigen Zeitraume wenigstens von Seiten der Religiosität einen starken Eindruck auf sein Herz gemacht hatten. Diesem war es wahrscheinlich zuzuschreiben, daß er den berüchtigten Hirschgarten eingehen ließ, und eine seiner Maitressen mit einer Strenge behandelte, deren man ihn nicht fähig geglaubt hatte. Es befand sich nemlich unter den vielen Schönheiten, die man ihm aus allen Theilen seines Reichs zuführte, eine Person, welche nicht die gewöhnlichen liederlichen Gesinnungen hatte, und sich dem König nur unter der Bedingung Preis gegeben hatte, daß sie nicht das Gebäude bewohnen dürfte, das den übrigen Weibern eingeräumt war. Der König

*) Ihr Vater Stanislaus, den die Lothringer, weil er ihr Glück nicht blos wollte, sondern thätig beförderte, das längste Leben wünschten, war kurz nach dem Dauphin gestorben (28. Febr. 1766.).

hatte ihr deswegen ein Haus in Passy gekauft, und sie war mit einem Sohn niedergekommen, dem Ludwig seinen Namen beilegen ließ. Dieser letztre Umstand reizte den Stolz der Romans, (so hieß diese Person) in dem Maaße, daß sie dem Kinde eine Ehrfurcht bewieß, wie man sie nur rechtmäßigen königlichen Kindern zu beweisen pflegte. Sie nennte ihn gnädiger Herr, setzte sich auf den Rücksitz, wenn sie mit ihm fuhr, und befahl allen Bedienten, ihm Ehrfurcht zu erweisen. Der König ließ sich diese Spielerei wohl gefallen, besonders da diese Person übrigens sehr eingezogen und anständig lebte, und den Armen viel Gutes that. Aber nach dem Tode der Pompadour gab ein gewisser Abbe' Lustrac, der durchaus etwas werden wollte, der Romans den Gedanken ein, sich an die Stelle der Pompadour zu setzen, und vorerst ihren Sohn legitimiren zu lassen. Sie ließ sich verleiten, dem König darüber Eröfnung zu thun, die Anfangs höflich zurückgewiesen wurde. Als sie aber darauf bestand, und öffentlich eine vornehmere Rolle spielte, als bisher, auch aus dem, was ihr der König für ihr Kind versprochen hatte, kein Geheimniß mehr machte, so ließ sie der König aufheben und in ein Kloster stecken. Das Kind ward von der Mutter getrennt, und ebenfalls in ein Kloster zur Erziehung gebracht, und der Abbe' Lustrac in eine Festung eingesperrt. Das Volk erfuhr diesen Handel mit großem Wohlgefallen, und glaubte,

der König werde sich ernstlich bekehren. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß dieses sein ernstlicher Vorsatz gewesen sey. Wenn in der Folge gerade das Gegentheil geschahe, so muß es der Macht der Gewohnheit und dem Zureden liederlicher Höflinge zugeschrieben werden. Zwei Dinge, wovon das erste für alle Menschen, das zweite für alle Regenten, so weit die Geschichte reicht, gefährlich gewesen ist.

Achtzehntes Kapitel.

Das Parlament von Paris wird in seine vorigen Rechte wieder eingesetzt, auch einige verwiesene Parlamentsglieder zurückberufen. — Großer Einfluß der Jesuiten. — Proceß über den Handel derselben. — Schlimme Folgen desselben für die Jesuiten. — Sie werden aus Frankreich verbannt.

Wir kehren von diesen häuslichen Vorfällen zu den Staatsangelegenheiten zurück, welche einige Jahre vor dem Tode des Königs, und kurz nach dem Tode der Marquise von Pompadour die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigten, und den Zustand des Reichs sowohl, als das Verhältniß Ludwigs gegen seine Unterthanen so deutlich darstellen, daß besondre Bemerkungen überflüssig sind, um die Leser auf die immer zunehmende Verwirrung des Reichs, und die dadurch unaufhaltsam herbeigeführte Revolution, welche noch spät

genug erfolgte, aufmerksam zu machen. Man wird sich durch das, was wir eben erzählen wollen, davon überzeugen, daß ohne bestimmte Grundsätze und Festhalten bei denselben, weder in einem Staat noch in einer Familie ein dauerhaftes Glück möglich sey.

Wir haben schon oben gesehen, daß der König nach dem Mordanschlage des Damiens, dem Parlament von Paris noch gehässiger geworden war als vorher, und mehrere Mitglieder verbannt hatte. Die übriggebliebene große Kammer hatte sich seitdem aus Schaam die äußerste Mühe gegeben, die andern Kammern wieder in ihre Verrichtungen einzusetzen, und das Conseil, der vielen Zögerungen müde, welche aus der Vernichtung jener Kammern entstanden waren, hatte sich für eben den Zweck nachdrücklich verwendet. Endlich war es gelungen. Man gab sogar dem Parlament die Erlaubniß, um welche der Streit mit entstanden war, mißfällige Gesetze einzuschränken. Auch die verbannten Prälaten wurden gleich darauf zurückberufen, und der König freute sich herzlich, die Ruhe zu bekommen, die unter seinen Wünschen stets die zweite Stelle behauptet hat.

Aber er ward bald in einen neuen Wirbel von Verdrießlichkeiten hineingezogen, durch die bekannte Vertreibung der Jesuiten, von der wir hier, um die Geduld der Leser zu schonen, nur das Allernothwendigste beibringen wollen. Es ist bekannt, daß dieser Orden durch seine überall hinpaſ-

senden Grundsätze, durch die Menge fähiger Köpfe, die er in sich schloß, durch die Unwissenheit der Zeiten, durch die Schwäche der damaligen Fürsten, durch die Kühnheit, Thätigkeit und Verwegenheit vieler seiner Glieder, durch die blinde Unterwürfigkeit aller Glieder unter den Willen eines einzigen Klugen, zu einem furchtbaren Körper erwachsen war, der auf das Wohl und Weh von ganz Europa und eines Theils von Asien und Amerika einen furchtbaren Einfluß hatte. Fast keine große Begebenheit in Europa war seit hundert Jahren ohne Mitwirkung der Jesuiten geschehen. Sie besaßen in Südamerika ein reiches Land als Souveraine, und trieben nach den Westindischen Inseln auf allerlei Wegen einen großen Handel. In Frankreich besonders und in Spanien hatten sie sich dadurch einen ausgebreiteten Einfluß verschafft, daß sie sich die Beichtväterstellen bei den Königen und ihren Familien fast ausschließlich zuzueignen wußten. Da mit diesen Stellen fast immer die Vergebung der einträglichsten Stellen verbunden war, so beförderten sie natürlich ihre Ordensbrüder vorzüglich dazu, und verlangten, daß alle Familien, welche ihren Söhnen einst wichtige geistliche Stellen verschaffen wollten, diese in ihren Collegien studieren, oder in ihren Orden treten ließen. Diese Familien, die vornehmsten im Reiche, schonten daher natürlich den Orden bei seinen Anmaßungen, lebten ihm zu Willen, so lange es nur möglich war, und der Orden wußte jene Nachsicht und Gefäl-

ligkeit sehr schlau und kühn zu seiner Vergrößerung zu gebrauchen. Um seine Herrschaft unumstößlich zu befestigen, besetzte derselbe nach und nach alle Lehrstellen auf den Universitäten, alle bedeutende Kanzeln und Beichtväterstellen mit seinen Gliedern; ja es kam unter Ludwigs XV. Zeiten so weit, daß jede vornehme Familie einen Jesuiten als Hausfreund und Rathgeber bei sich hatte. Voltaire selbst machte diese Mode mit.

Es ist hier nicht der Ort, alles Böse zu beschreiben, welches die Jesuiten durch ihren großen Einfluß gestiftet haben; es ist bekannt genug, und wir bemerken blos, daß man in Frankreich zu der Zeit, als Damiens den Mordanschlag auf Ludwig ausführte, anfieng der Jesuitischen Anmaßungen und Einmischungen in Staats- und Familienangelegenheiten müde zu werden, und daß sich in dem Maaße, als sich ihr Einfluß vermehrte, auch die Zahl ihrer geheimen Feinde vermehrt hatte. Darunter waren die Parlamente die ältesten sowohl als die unversöhnlichsten, die lange schon auf eine Gelegenheit lauerten, dem Orden einen empfindlichen Schlag beizubringen.

Lange waren die Jesuiten demselben ausgewichen, endlich aber konnten sie doch mit aller Schlauheit ihrem Schicksale nicht entgehen. Einer der bedeutendsten Glieder ihrer Gesellschaft, Namens la Valette, Procurator des Hauses St. Pierre in Martinique, trieb einen weit ausgebreiteten Handel (seit 1747.), welcher das Murren

der sämmtlichen Kaufleute dermaßen reizte, daß sie ihre Klagen vor den König brachten. Der Pater la Valette ward zurückberufen, wußte sich aber mit Hülfe der Gesellschaft so gut zu vertheidigen, daß er wieder nach Amerika zurückgehen durfte. Von der Zeit an trieb er nicht nur seine vorigen Geschäfte fort, sondern erweiterte sie noch, und schickte viele reichbeladene Schiffe nach Europa. Unglücklicher Weise nahmen die Engländer auch ein Paar Schiffe weg, welche den Jesuiten gehörten, und für ein Marseiller Haus bestimmt waren, das in Hofnung auf dieselben für anderthalb Millionen Wechsel vom Pater la Valette acceptirt hatte. Das Handelshaus wendete sich deshalb an den Generalprocurator der Missionen, der die Sache an die Obern berichtete. Weil aber gerade zu dieser Zeit der Ordensgeneral gestorben war, und dadurch eine bestimmte Antwort verzögert wurde, so kam das Handelshaus wegen vieler abgelaufenen Wechsel in den Fall einen Bankerout erklären zu müssen. Zwar gab der neue General Befehl, die Wechsel zu berichtigen; allein der Courier kam erst drei Tage nach Erklärung des Bankerouts in Marseille an, und jetzt zogen sich die Jesuiten zurück, und bezahlten nur einen Theil der Wechsel unter der Hand, ohne übrigens die Richtigkeit der ganzen Forderung abzuläugnen. Nun erhoben sich alle übrigen Gläubiger mit ihren Forderungen ganz laut, und was sie auch anwenden mochten, die Sache zu verwirren und in die Länge zu ziehen, es ward ein förm-

liches gerichtliches Verfahren gegen sie festgesetzt. Wie sie in die Enge getrieben wurden, sagten sie, daß, weil dem Orden aller Handel verboten wäre, der Pater la Valette allein für alles haften müßte. Darauf erwiederten die Gegner, daß nach den Gesetzen des Ordens kein Glied etwas haben dürfe, was nicht dem Ganzen gehörte, und daß sie also, indem sie la Valette bisher bei seinem Handel als Mitglied angesehen, sich als Eigenthümer seiner Güter erklärt hätten. Darauf erklärten sie, daß der Orden als Körper kein Eigenthum habe, und daß alle Güter, welche man dem ganzen Orden zuschriebe, dem einzelnen Theile oder Person, die sie besäße, als Eigenthum gehörten. Da nun die Gegner dieses läugneten, so mußten die Ordensregeln sämmtlich ausgeliefert werden, damit man deutlich zeigen könne, wer Recht habe oder nicht.

Nachdem man diese durchgesehen hatte, gieng das Urtheil dahin, daß die Gesellschaft, als Körper, verbunden sey, die gesammte Wechselschuld zu bezahlen, und der Gesellschaft wurde strenge untersagt, künftig keine Art Handel zu treiben. Demnach fieng der Orden an zu bezahlen, und machte gute Miene zum bösen Spiel, in der Hofnung den Schaden zu ersetzen. Aber das Parlament befand sich auf einem zu guten Wege, um schon auszuruhen. Es lernte aus den Ordensregeln den Geist der Gesellschaft ganz genau kennen, daß derselbe überall niemanden Gehorsam schuldig zu seyn glaube, als dem General, und also weder

dem König, noch sonst jemand Gehorsam leisten würde, wenn es dem General nicht gefiele, ja daß in diesem Falle selbst das Leben jedes Königs oder Fürsten in Gefahr schwebe. Ueberdem fand man, daß dieser Orden seit seiner Entstehung nur unter gewissen Bedingungen in Frankreich geduldet worden wäre, deren Nichterfüllung also den Staat berechtigte, sie ihres bisherigen Aufenthalts zu berauben. Das Parlament ließ aus den Papieren der Gesellschaft eine Geschichte der Entstehung und Tendenz derselben entwerfen, welche sie als äußerst gefährlich für den Staat darstellte, und das Publikum gegen sie einnahm. Der Herzog von Choiseul, und die Pompadour haßten sie, und stellten sie dem König als eine fürchterliche Gesellschaft dar; in Portugall und Spanien waren sie öffentlich als Rebellen und Königsfeinde angeklagt, und in Frankreich bemühete man sich unter der Hand, sie in Damiens Mordanschlag zu verwickeln.

Diesem nach erschien im Jahr 1758. ein königlicher Befehl, durch welchen sie als Verräther und Aufrührer aus dem Königreiche verjagt werden sollten, und wirklich wurden viele im ersten Eifer aus Frankreich in den Kirchenstaat transportirt. Allein auf die Vorbitte der Königin und der ganzen königlichen Familie, hielt man bald darauf mit dem fernern Verfahrern gegen sie ein; der König erklärte, daß noch ein Jahr mit der gänzlichen Ausführung der Sentenz angestanden, und unter dieser Zeit die Akten eines so verwickelten Processes revidirt werden sollten. In der Zeit untersuchten 12 Prälaten

noch einmal die Ordensregeln in Beziehung auf König und Staat, fällten daraus das Urtheil, daß der Orden nicht zu vertreiben, sondern blos einzuschränken sey, und schickten den Entwurf zu einem Vergleich an den Pabst, und an den General des Ordens. Der Pabst war damit zufrieden; allein der General, dem die Beleidigung des Ordens tödtlich verdroß, antwortete: Entweder bleibe der Orden wie er ist, oder es bleibe bei der Verbannung*).

Dieser Stolz empörte das Parlament und den König, und nun erfolgte am 6 Aug. 1762. das Endurtheil zu ihrer Verbannung. Die Gesellschaft ward aufgehoben, das Ordenskleid verboten, der Gehorsam gegen den General und die Obern, wie der Briefwechsel mit ihnen untersagt. Ferner wurden alle ihre Versammlungen für strafbar erklärt, und ihnen ein Eid aufgelegt, wenn sie, als Geistliche, Seelsorgerstellen übernehmen wollten. Die einzelnen Glieder konnten übrigens als Privatpersonen in Frankeich wohnen, aber unter Aufsicht der Bischöfe, und die Aermern sollten einen nothdürftigen Unterhalt empfangen. Uebrigens muß man nicht glauben, daß, zu Folge dieses Befehls, eine sehr große Anzahl Jesuiten Frankreich verlassen, oder daß sie ihren ganzen Einfluß verloren hätten. Die meisten blieben als Privatpersonen und Beichtväter zurück, und waren in den meisten Familien noch immer die vorzüglichsten

*) Der lateinische Ausdruck ist weit allgemeiner und stolzer: Sint ut sunt, aut non sint.

Hausfreunde und Rathgeber, besonders bei den jüngern, deren beste und einzige Lehrer sie gewesen waren, wie man denn überhaupt dem Orden das Zeugniß geben muß, daß aus ihm eine Menge Männer hervorgiengen, welche sich um den Unterricht der Jugend sehr verdient gemacht haben. Nach ihrer Vertreibung stand es mit den meisten Schulen in Frankreich sehr schlecht. Die Regierung bekümmerte sich um diesen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung nicht, wahrscheinlich weil sie nicht ahndete, daß es keine nützlichere und nothwendigere Ausgabe für den Staat gebe, als was auf eine musterhafte Erziehung der Jugend gewendet wird, und daß dieses Geld fast noch besser angewendet sey, als das, was der Krieg kostet.

Neunzehntes Kapitel.

Das Parlament von Paris bewilligt neue Steuern und Anleihen. — Uneinigkeit unter den Parlamenten von Paris und Toulouse. — Duc de Choiseul, Minister. — Seine Operationen. — Die Franzosen erobern Corsica. — Uneingeschränkter Getraidehandel. — Abt Terray wird endlich nach manchen Andern Finanzminister.

Das Parlament von Paris war äußerst zufrieden, daß ihm der König in der Sache der Jesuiten so viel Macht gelassen hatte. Aus Dankbarkeit registrirte es die neuen Auflagen, welche Silhouettes Nachfolger, Bertin, in Vorschlag brachte,

nehmlich einen dritten zwanzigsten Pfennig, eine doppelte und dreifache Kopfsteuer, und die Abgabe noch eines Sous vom Livre der Pachtgefälle. Das Volk entrichtete diese neuen Auflagen willig, weil Bertin alle die Auflagsbefehle, die sein Vorgänger hatte ausgehen lassen, zurücknahm. Eben so registrirte das Parlament auch mancherlei neue Anleihen, welche die Staatsschulden vermehrten, ohne daß man auch nur im geringsten Anstalt getroffen hätte, sie abzubezahlen. Bloß das Parlament von Besançon machte Schwierigkeiten, ward aber vor der Hand unterdrückt. In einem Lit de Iustice am 31. Mai 1763. ward der zweite zwanzigste Pfennig, dessen Zeit abgelaufen war, noch auf sechs Jahre verlängert, und wiewohl durch dasselbe der dritte zwanzigste wieder aufgehoben ward, so kamen doch an die Stelle desselben andre Auflagen. Um das Murren des Volks zu unterdrücken, ward ihm die Hofnung gemacht, daß alle bisherigen mannigfaltigen Abgaben in eine einzige, dem Vermögenszustande jedes einzelnen angemeßnere Steuer, verwandelt werden sollte.

Bei alle dem konnten sich die Vernünftigern manchen traurigen Betrachtungen nicht entziehen. Zuerst sahe man, daß das Volk mehr Auflagen als in den traurigsten Kriegszeiten bezahlte, und dann war die Verordnung äußerst hart, daß die neuen Auflagen gleich zur Stelle erhoben, und dabei die abgeschafften noch 6 Monate fortgegeben werden sollten. Man glaubte, daß man durch die Abschaffung des einen, und Einführung des andern, eine ab-

sichtliche Verwirrung habe stiften wollen, um für jetzt einem Aufruhr zuvor zu kommen, daß man aber nie Ernst zeigen würde, die Auflagen zu vermindern, und daß sich daraus am Ende eine schreckliche Verwirrung über das ganze Reich verbreiten müßte. Das Volk ließ sich auch durch diese neuesten Veränderungen weniger täuschen, und die Parlamente machten Remonstrationen. Man ergriff aber dießmal weislich keine strengen Maaßregeln; man nahm vielmehr die Einwendungen sehr gefällig auf; man milderte eins und das andere, und kündigte an, daß man nach den Vorstellungen des Parlaments die Regulirung des Finanzsystems ernstlich vornehmen wollte. Man setzte gleich eine Commission zu diesem Entzweck nieder; ja man trieb die Gefälligkeit diesmal so weit, daß man an Bertins Stelle einen Parlamentsrath zum Generalkontrolleur machte. Diese Ehrenstelle flößte den meisten ohnehin stolzen Parlamentsgliedern von Paris einen solchen Eifer für das Interesse des Königs ein, daß sie sogar ihre eignen Collegen in den Provinzen unterdrücken halfen, da sie doch kurz vorher erklärt hatten, daß alle Parlamente des Reichs nur Einen Körper ausmachten. Die Veranlassung zu jener Erklärung ist in doppelter Rücksicht zu merkwürdig, als daß wir sie nicht anführen sollten.

Der Herzog von Fitz James hatte nämlich die Mitglieder des Parlaments von Toulouse, welche sich weigerten die neuen Finanzedikte zu registriren, in Arrest gesetzt, und sie schimpflich behandelt. Nachdem sie wieder in Freiheit waren, fertigten

sie selbst einen Verhaftsbefehl gegen den gedachten Herzog aus. Da er aber als Pair des Reichs, nur von Pairs gerichtet werden konnte, und diese sich in Paris am schicklichsten versammelten, so schickte das Parlament von Toulouse die Sache an das Pariser Parlament, um dem Herzog den Proceß zu machen. Dieser Gelegenheit bedienten sich nun die Minister, um Zwietracht unter die Parlamente auszustreuen. Sie riethen dem König, den Prinzen und Pairs im Pariser Parlamente zu erklären, daß dieses der einzige Gerichtshof der Pairs im Reiche sey, und daß das Toulouser Parlament einen Eingriff in die Rechte des Pariser gethan habe, da es einen Pair verhaften wollte. Eine solche auszeichnende Erklärung berauschte den Ehrgeiz der Pariser Parlamentsherren so sehr, daß sie das Parlament von Toulouse für unfähig erklärten, gegen ein Mitglied der Pairschaft zu verfahren, und den Proceß gar nicht fortsetzten. Zwar merkte das Parlament seinen begangenen Fehler und die List der Minister bald, und ließ eine Erklärung ausgehen, daß sein Vorzug, die Pairs zu richten, die Brüderschaft mit den übrigen, und die Vereinigung zu einem Körper nicht aufhebe; allein die Vernünftigen lachten über diese schöne Distinktion. Die übrigen Parlamente protestirten dagegen, und entsagten der Vereinigung mit dem Pariser. Die Minister hatten jetzt mit dem stolzen Parlament leichter Spiel, und das Volk achtete sie nicht mehr als seine Vertheidiger, weil sie sich selbst verächtlich gemacht hatten.

Nach dem Tode der Pompadour war der Herzog von Choiseul Ludwigs vorzüglichster Rathgeber. Dieser bemühte sich mit seiner ganzen Kunst einstweilen, und bis Frankreichs Marine sich wieder erholt hätte, Frieden mit England zu erhalten, und ihm zugleich heimlich für einen künftigen Krieg Feinde zu erwecken. Er schickte daher alle listige Menschen, die er auftreiben konnte, nach England, nach Amerika und Ostindien, um die Engländer uneinig oder verhaßt zu machen. Er knüpfte mit Spanien das Familienbündniß fester, und verband sich mit dem hellsehenden Portugiesischen Minister Aranda. Mit dem Oesterreichischen Hofe war er schon vorher sehr genau verbunden gewesen, und er zog das Band dadurch noch mehr zusammen, daß er Hoffnung gab, eine Oesterreichische Prinzessin auf den französischen Thron zu setzen. Rußland, welches mit dem Englischen Hofe in freundschaftlicher Verbindung stand, beschäftigte er durch die Unruhen in Polen, die er mit vielem Gelde unterhielt, und durch Demonstrationen eines Kriegs, die er die Pforte machen ließ.

Auch im Innern wirkte sein Geist, um dem geschwächten Reiche wieder Kraft zu schaffen. Zuerst setzte er die Zahl der Truppen herab und ließ die Regimenter den Namen der Provinzen führen, wo sie lagen. Die Capitulationen setzte er von 6 auf 8 Jahre, gab denen, die 16 Jahre gedient hatten, den halben, denen,

die

die 24 Jahre gedient hatten, den ganzen Sold auf Lebenszeit und vermehrte den Gehalt der Offiziers. Ueberdieß übernahm er die Lieferung der Rekruten und Waffen selbst und kleidete die Armee weiß. — Noch mehr beschäftigte er sich mit dem Seewesen; die hundert Freykompagnien von der Marine, die sich im letzten Kriege so schlecht betragen hatten, hob er auf und steckte sie unter die Regimenter, welche in Frankreich sowohl als in den Colonien zu dienen bestimmt waren; von den Offiziers dankte er die meisten ab und behielt nur die fähigsten, die er avancirte und besser besoldete. Zugleich suchte er reiche Privatleute und Corporationen zu Subscriptionen für den Bau neuer Schiffe zu bringen und ließ in allen Departements eine Menge Schiffbauholz schlagen.

Bis dahin gieng alles gut, und wer weiß in welch einen blühenden Zustand die französische Marine durch ihn gekommen wäre, wenn er noch sein letztes Projekt hätte durchsetzen können, nämlich unter das Corps der Offiziers von der königlichen Marine, welches aus bloßem Adel bestand, Kaperoffiziers und Kauffartheioffiziers zu setzen, die in der Regel den königlichen Offizieren an Einsichten, Geschicklichkeit und Muth weit überlegen waren. Allein dagegen erhub der gesammte Adel, der sich bei dem alten Gebrauch zu wohl befand, wo er beinahe straflos geworden war, ein solches Geschrei, daß der Herzog von Choiseul voll Verdruß das Seewesen dem Herzog von Praslin über-

gab. Seitdem mochte man aber auch Schiffe bauen wie man wollte, man konnte voraussehen, daß man für die Engländer bauete. Die Amerikanischen Colonien schwebte man in Gefahr zu verlieren, weil die Gouverneurs sich durch ihre Tyranney und Ungerechtigkeiten, die sie im Vertrauen auf ihre Verbindungen mit dem Hofadel ungestraft übten, mit jedem Tage verhaßter machten. Die Anlegung neuer Colonien in St. Lucia und Cayenne lief übel ab, weil man mit Hitze und Leichtsinn zu Werke gieng. Um indessen etwas Glänzendes zu thun, ließ er die Insel Corsica, deren Einwohner durch die grausamen Bedrückungen der Genueser zur Empörung gezwungen worden waren, erobern, und die unglücklichen Einwohner mit der größten Härte behandeln.

Das Geld stiftet allzuviel Böses in der Welt, als daß der Leser es fremd finden sollte, wenn wir fast nach jeder Abschweifung wieder auf diesen Punkt zurückkommen; ja das Finanzwesen könnte in der Geschichte Ludwigs fast noch mehr zum Leitfaden dienen, als die Wollust, und ich glaube, man könnte eine ziemlich vollständige Regierungsgeschichte Ludwigs liefern, wenn man eine Geschichte der Finanzen unter seiner Regierung schriebe.

Seitdem Laverdy, der Parlamentsrath, Generalkontrolleur geworden war, redete man am Hofe von nichts als Oekonomie und Ersparungen. Das Edikt, wodurch sich der neue Minister ganz besonders beliebt machte, betraf die Freiheit des

Kornhandels, aus einer Provinz in die andere, und bald darauf ein anderes, welches den Kornhandel mit dem Auslande frei gab. Dadurch kam der Ackerbau empor und das Schicksal des bisher geplagten Bauern ward um vieles besser, besonders da sich mehrere Vornehme persönlich mit der Verbesserung des Ackerbanes beschäftigten, und also die Arbeit des Bauern schätzen lernten. Noch zwei andere Erklärungen fanden ebenfalls Beifall, eine, welche auszutrocknende Moräste für steuerfrei erklärte, die andere, welche für mehrere Personen vom Hofe die Steuerfreiheit einschränkte. Man betrachtete alle diese Verordnungen als uneigennützig und bloß für das Wohl der Staatsbürger berechnet.

Allein bald sahe man, daß auch dieser Minister nur mit einer Hand gebe, was er mit der andern nehme. Unter dem blendenden Vorwande, die Staatsschulden zu bezahlen, errichtete er zwo Kassen; eine zu Tilgung der Renten, die andere zu Bezahlung der Kapitalien. Um dieses große Projekt zu vereinfachen und leichter übersehen zu können, mußten die Besitzer der Kontrakte dieselben erneuern und die Schuldscheine wurden sämtlich in Kontrakte verwandelt. Das war eine langwierige Operation, während welcher die Regierung, bis zur Vollendung der Revision, nichts bezahlte, und überdieß konnte man sie noch ausdehnen, so lange man wollte. Ludwig war auch über diesen Einfall des Laverdy unaussprechlich

vergnügt, weil er durch ihn auf lange Zeit Ruhe bekam. Man sieht dieses aus der Antwort, welche er dem von seinen Gläubigern geängstigten und bitterlich klagenden Herzog von Bouillon gab: „Warum machen Sie es nicht wie ich? Laverdy hat mir Luft geschaft.“ Um die Sache noch blendender darzustellen, wurden die Renten wieder erhöht und die Parlamentsherren, die deren viel genossen, vor allen befriedigt. Eine listige Verfügung, welche das Registriren erleichterte. Zur richtigen Abbezahlung der Kapitalien und Renten, welche nun durchs Loos geschehen sollte, ward eine besondere Kammer aus Parlamentsgliedern niedergesetzt. Aber die Zahlungen fielen bald sehr unordentlich aus und das ganze Projekt war nichts als ein Schritt mehr, die Finanzen zu ruiniren. Der König schränkte sich nicht ein; Choiseul war freigebig mit dem Vermögen des Staats, und hatte viel kluge Leute zu bezahlen. Was einkam, war schon angewiesen, und man mußte oft noch zu Zwischenspekulationen, welche die Regierung noch verhaßter machten, und den Druck erschwerten, seine Zuflucht nehmen. Am Ende ward Laverdy so sehr der Gegenstand des allgemeinen Hasses und Spottes, und so arm an nützlichen Erfindungen, daß man ihn abdankte. Sein Nachfolger Mainon d'Invan gab sehr bald und klüglich seine Abdankung, und erwarb sich die seltene Ehre, daß er keinen Gnadengehalt annahm. Ihn löste der bekannte Abbé Terray, eine Kreatur des Kanzlers Maupeou, ab.

Zwanzigstes Kapitel.

Unruhen in Bretagne. — Die bisherige Gewalt der Parlamente wird förmlich vom Könige aufgehoben. — Geitz des Königs. — Kornhandel desselben.

Da es uns eben sowohl darum zu thun ist, den allmähligen Verfall Frankreichs zu zeigen, als Ludwigs Charakter zu schildern, so dürfen die berühmten Unruhen in Bretagne nicht übergangen werden. Die Jesuiten hatten in Bretagne noch einen mächtigen Anhang, und suchten durch denselben ihre Wiederherstellung zu bewirken. Die Bischöfe und die meisten Geistlichen, auch einige vom Adel, nebst den Kommendanten, waren für sie, und sie dachten darauf die Stände dem Parlament entgegen zu setzen, und im Fall einen bürgerlichen Krieg anzustiften. Der Herzog von Aiguillon stand als Feind des Herrn von Chalotais, welcher die Aufhebung der Jesuiten vorzüglich betrieben hatte, an ihrer Spitze, wiewohl nur heimlich. Durch falsche Insinuationen brachten sie schon so viel heraus, daß das Parlament wegen einiger gerechten Beschwerden (1763) bis auf wenige schlechte Mitglieder, verabschiedet wurde, und der König ließ sich durch ihre Ränke gegen die Provinz Bretagne so aufbringen, daß er be-

schloß, die äußerste Strenge anzuwenden. Diese brachte unzufriedene Reden und Handlungen hervor, die Jesuiten erdichteten und vergrößerten was nur möglich war, und so ward dem Pariser Parlament eine förmliche Untersuchung der Bretagner Verbrechen übertragen. Man fuhr noch rascher zu, indem man des Nachts fünfe der Entschlossensten verabschiedeten Parlamentsglieder aus ihren Betten aufhob und als Rebellen ins Gefängniß warf. Dann nahm das eigentliche Verfahren seinen Anfang. Um die Glieder des Bretagner Parlaments noch widerspenstiger darzustellen, bot man ihnen ihre Wiedereinsetzung unter schimpflichen Bedingungen an, von denen man voraus wußte, daß sie ausgeschlagen werden würden, wie auch geschahe. Alsdann formirte man ein neues Parlament zu Rennes, um über das abgesetzte zu urtheilen, und als dasselbe sich weigerte ein Urtheil zu fällen, wie man es wünschte, so ward die Sache vor eine königliche Commission gezogen, die sich zu St. Malo versammelte. Sie handelte nach ganz neuen Formalitäten und sprach über mehrere Glieder das Todesurtheil. Ihre Absicht war, die Gefangenen gleich in der Citadelle des Castells hinrichten zu lassen, sobald die Unterschrift des Königs ankäme, an welcher man nicht zweifelte, da sich derselbe schon vor der Abreise der Commission bereitwillig dazu gezeigt hatte. Zum Glück für die unglücklichen Schlachtopfer legte sich das Pariser Parlament und der Herzog von Choiseul, die natürlichen Feinde der Jesuiten,

so kräftig dazwischen, daß der König von dem Bluturtheile abstand. Die Angeklagten wurden aufs neue vor das schlecht besetzte Parlament von Rennes gestellt, ohngeachtet sie sich auf das Parlament von Bourdeaux beriefen, welches nach den Gesetzen in den Fällen die Stelle des Parlaments von Rennes vertrat, wenn dieses selbst kein Urtheil fällen konnte. Bald darauf ward die Sache wieder vor ein königliches Conseil gezogen, und der fernere Prozeß niedergeschlagen, aber die verhafteten Mitglieder verbannt. Seit dieser Zeit gab es stete Verfolgungen und Verbannungen; die Freiheiten und Rechte der Stände wurden durch den Kommendanten der Provinz, den Herzog von Aiguillon ganz unverschämt unterdrückt, und es war ein Aufruhr seinem Ausbruch nahe. Indessen wußte der Herzog von Choiseul durch die Milderungen das Unglück noch zu verhüten, und die Bretagner zur Nachgiebigkeit zu bringen. Ein Jahr hernach erfolgte die Herstellung des Parlaments.

Die Minister hatten nun allerdings für die unumschränkte Herrschaft des Königs durch Erniedrigung und Entzweiung der Parlamente alles gewonneu, und es erfolgte am 3. März 1766. das berühmte Lit de Iustice, in welchem der König alle neuere Anmaßungen der Parlamente abschafte, und erklärte, daß er seine Gewalt von Gott allein empfangen habe. Er ließ diese Erklärung in Paris öffentlich bekannt machen, und in alle Protokollbücher der Parlamente mit groß-

sen Cerimonien eintragen. Wären jetzt die Minister unter sich selbst eins gewesen, so blieb auch nicht ein Schatten von Freiheit in Frankreich übrig. Zum Glück aber durchkreuzten sich ihre Absichten; die Parlamente wurden von einem oder dem andern, nachdem er sie brauchte, geschützt und gehoben, und dadurch wieder mit einigem Ansehen bekleidet. Ludwig selbst ward durch die Uneinigkeit seiner Minister so unsicher, daß er nicht mehr wußte, was er thun sollte, und gieng bald vor- bald rückwärts. Er glaubte alles gethan zu haben, wenn er sich zwischen den uneinigen Partheien inne hielte, und bald diesem bald jenem Recht gäbe, ohne zu bedenken, daß dadurch die Verwirrung am Ende ihren höchsten Gipfel erreichen, und des Landes Wohlfahrt zu Grunde gehen müßte. Er war zufrieden, wenn er nur Zeit gewinnen konnte, und suchte Erschütterungen zu vermeiden. Der Herzog von Choiseul hatte freilich das meiste Ansehen, und suchte sich dessen immer mehr zu erwerben; aber wenn er bisweilen auf dem besten Wege zu seyn glaubte, setzte ihm Ludwig Jemanden entgegen, den er wieder bekämpfen mußte, oder er ließ sich auch überraschen.

Sonderbar genug ist die Bemerkung, daß Ludwig bei seiner Schwäche noch Kraft genug hatte, sich gleichsam zu theilen, Leuten sein persönliches Vertrauen zu schenken, die ihm als König mißfielen, und andere, die sich um ihn und den Staat wirklich verdient machten, für immer

von seiner Freundschaft auszuschließen. In der Zeit, da er die Verbannung der Jesuiten unterschrieb, blieben sie an seinem Hofe. Eben so war bei ihm das Manövre gebräuchlich, daß er seine Gesandten an fremden Höfen durch andre bewachen ließ, die oft ganz entgegengesetzte Befehle bei sich hatten. Was keinen günstigen Schein auf Ludwigs Charakter in den spätern Jahren wirft, ist die Freundschaft, mit welcher er den Herzog von Aiguillon, der so viel Böses in Bretagne gestiftet hatte, nach seiner Zurückkunft aus dieser Provinz beehrte, ohnerachtet er jetzt von der Unschuld der verfolgten Parlamentsglieder überzeugt war.

Der allertraurigste Zug, den wir, um unser Urtheil möglichst zu mildern, auf Rechnung der Altersschwäche schreiben wollen, die bisweilen den freigebigen Mann zum Geizhals macht, ist der, daß er eine eigne Kasse für sich hielt, die er auf alle Weise, selbst auf Kosten der öffentlichen Einkünfte, zu füllen suchte. Aus dieser gab er nie etwas zum Besten des Staats her, sondern brauchte sie zu unwürdigen, obwohl einträglichen, Spekulationen. Er hatte in derselben alle Arten von Staatspapieren. Wenn nun im Conseil beschlossen worden war, eine Art derselben herabzusetzen, so gab er seinen Agenten unter der Hand schleunig Befehl, sie fortzuschaffen. Selbst die Freiheit des Kornhandels mußte seinem Geitze dienen. Verschiedene Höflinge, welche unter seinem Namen Wucher treiben und sich bereichern wollten, hatten ihn auf den großen Gewinn aufmerksam

gemacht, den er von dem Alleinhandel mit Korn haben könnte. Er faßte dieses Projekt begierig auf, ließ Magazine unter dem Vorwande bauen, den theuern Preisen abzuhelfen, kaufte eine Menge Korn auf, und erhöhete dadurch den Preis desselben. Dadurch bekam er den Preis des Korns im ganzen Reiche in seine Gewalt, unb gewann große Summen, besonders da schlechte Erndten das Getraide mit jedem Jahre vertheuerten. Wenn die Gerichtshöfe den Quellen der Theurung, die lange Zeit ein Geheimniß blieben, nachspürten und im Begriff waren, hinter die Wahrheit zu kommen, so ward den Untersuchungen sogleich Einhalt gethan. Welch einen Haß ein solcher abscheulicher, und eines Vaters des Vaterlandes unwürdiger Wucher in dem Herzen der Franzosen gegen ihre Könige hervorgebracht haben müsse, läßt sich leicht denken, und zugleich erklären, wie späterhin die wilde Jakobinerparthei das verarmte Volk zu der schrecklichen Wuth gegen den unschuldigen Ludwig XVI. verleiten konnte. Wie gleichgültig Ludwig einige Jahre vor seinem Tode überhaupt gegen das Wohl seiner Unterthanen geworden sey, erhellet aus folgendem Zuge: Der Pfarrer des Kirchsprengels von Versailles, in welchem das Schloß liegt, kam einst des Morgens zur Cour, wozu er das Recht hatte. Der König, um ihn etwas zu fragen, erkundigte sich, ob in seiner Gemeinde viele Kranke wären? ob viele stürben? ob es auch viel Arme gäbe? — Ja wohl viel Arme, erwiedert der Pfarrer seufzend. — Aber

hat man denn nicht Allmosen oder sind der Armen jetzt mehr wie sonst! — Allerdings giebts der Armen mehr! — Wie geht denn das zu? ruft Ludwig ziemlich lebhaft aus. — Ihre eignen Laquaien, Sire, erwiederte der muthige Pfarrer, kommen zu mir und betteln um Allmosen. — Das läßt sich wohl erklären, erwiedert der König verdrieß-lich, sie werden nicht bezahlt. Und sogleich dreht er sich herum und bricht das Gespräch ab.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Dubarry beherrscht den König. — Vermählung des Dauphins mit einer Oesterreichischen Prinzessin — Große Pracht beim Beilager, und großes Elend im Lande.

Wir kommen jetzt zu der traurigsten Periode in Ludwigs Leben, in welcher die berüchtigte Dubarry sein Reich beherrschte. Wir müssen der Wahrheit zur Ehre ihn schildern wie er war, doch mit der Schonung, welche dem Manne gebührt, der kein böses Herz hatte, und nur als ein Opfer der Verruchtheit und Niederträchtigkeit unsittlicher Höflinge seinen Namen als König und Mensch gebrandmarkt, und sein Land ins Verderben gestürzt hat.

Seit der Ungnade der Romans hatte Ludwig keine erklärte Maitresse mehr gehabt. Seine herrschsüchtigen Minister, besonders Choiseul,

hatten es für besser gefunden, wenn er seine Neigung befriedigte, wo er könnte, weil dann ihr Einfluß gesicherter war. Der König hatte also bisher bald mit Hofdamen, bald mit Bürgerweibern, bald mit gemeinen Dirnen Umgang gehabt, und war bald jeder überdrüssig geworden. Es gab daher eine Menge Unterhändler, welche ihm dergleichen zuführten, besonders hatte sein erster Kammerdiener, le Bel, das Departement der Vergnügungen. Dieser kam einst bei seinem Geschäfte mit einem Grafen Dubarry zu sprechen, der den Kuppler für einige Vornehme des Hofes machte, und hörte von ihm, daß er eine Person wisse, welche dem König gewiß gefallen würde; er habe sie selbst als Maitresse gehabt und halte sie jetzt für gute Freunde. Der Kammerdiener sahe die Person, fand sie schön, und brachte sie dem König, der seitdem von keiner andern hören wollte. Dies war die berüchtigte Dubarry. Sie war aus niedrigem Stande und in Bordellen zu allen Künsten der Wollust eingeweiht. Ihr wahrer Ursprung und ihre frühere Geschichte ist sehr ungewiß, ob man gleich verschiedene Erzählungen davon hat. Ehe sie ihre große Rolle spielte, achtete niemand auf sie, und hernach nahm man zu sehr Parthei für oder wider sie, erzählte alles nach, was man hörte, machte Zusätze, verschönerte, entstellte oder erdichtete, um auch etwas von einer so berühmten Person zu wissen. Daher kommt es, daß die Nachrichten so sehr von einander abweichen. Gewiß sind folgende Umstände. Sie ward

in Vaucouleurs von sehr armen Eltern geboren. Eigentlich hieß sie Manon Vaubernier, erhielt aber in der Folge den Namen l'Ange, entweder wegen ihrer Schönheit, oder weil man glaubte, sie sey die Tochter eines Pater l'Ange. Sie kam nach dem Tode ihres Vaters mit ihrer Mutter nach Paris, und erhielt wegen ihrer äußersten Armuth von einem Bekannten Unterstützung. Weil sie frühzeitig schlüpfrige Bücher las, so fühlte sie den Trieb zur Wollust früher, als sonst vielleicht geschehen wäre. Als ihre Wohlthäter dieses bemerkten, zogen sie ihre Hand ab, und sie wendete sich nun zu einer berühmten Kuplerin, wo sie sich den ersten Ausschweifungen überließ. Darauf folgten eine Menge anderer verliebter Auftritte, zum Theil von sehr schmuziger Art. Endlich kam sie zu dem Grafen Dubarry, nicht ohne eine gewisse Krankheit, und alsdann in die Hände Ludwigs. Als der König, dem man sie anfänglich als eine Person von Stande geschildert hatte, ihre niedrige Herkunft erfuhr, und doch wünschte, sie öffentlich zeigen zu können, verheirathete er sie an den Bruder des gedachten Grafen Dubarry, und traf die nöthigen Vorkehrungen sie am Hofe einzuführen.

Dem widersetzte sich vorzüglich die Herzogin von Grammont, die Schwester des Herzogs von Choiseul, welche längst schon die ehrenvolle Stelle einer erklärten Maitresse hatte einnehmen wollen. Sie vermochte ihren Bruder, dem König die Augen über die Verworfenheit der Person zu öfnen,

die er jetzt mit seiner Liebe beehrte. Da dieß nicht wohl geradezu geschehen konnte, so ließ Choiseul unter der Hand den Begebenheiten der Dubarry nachspüren, und dieselben in kleine Lieder und Erzählungen einkleiden, wozu die Policei, die unter ihm stand, schwieg. Diese Lieder und Geschichten kamen zu den Augen der königlichen Prinzessinnen, welche dadurch zu Schwierigkeiten gegen die Einführung der Dubarry veranlaßt wurden. Weil Ludwig nicht geradezu Streitigkeiten erregen wollte, so ließ er sich mit seiner Familie über diesen Gegenstand in eine Unterhandlung ein, die einige Monate dauerte, und immer auf eine Weigerung hinausliefen, weil sie der Herzog von Choiseul zur Standhaftigkeit ermunterte. Die Intriguen, welche die Parthei der Choiseuls anwendete, die Dubarry zu stürzen, und die sie nicht glaubte überwinden zu können, brachten ihr gleich in den ersten Monaten einen Ekel gegen den Hof bei. Die vielen Neckereien, die sie von den Anhängern der Gegenparthei erfuhr, erzeugten den Vorsatz, sich wieder zu entfernen. In dieser Gemüthsstimmung sagte sie einst zu dem Grafen Dubarry, ihrem Schwager, in ihrer derben Sprache: „Mir reißt die Geduld bei den Geschichten, aber ich fürchte mich gar nicht. Verläßt mich der König, so verlaß ich den Hof, der mich ohnedem anstinkt. Ich werde an dem, was mir der König schon gegeben hat, und an dem Gnadengehalt, den ich doch auch erhalten muß, genug haben, um mich sehen zu lassen, und kann immer ein ganz angenehmes

Leben führen. Hohl der Teufel die Politik und die Etikette.« Ihr Schwager war indessen doch anderes Sinnes. Er stellte ihr vor, daß die Ungnade am Hofe manchmal auch darin bestünde, daß die Frauenzimmer in ein Kloster gesperrt würden, und niemand sehen oder sprechen dürften, indeß die Rachsucht bisweilen ihre Zuflucht zum Gift nehme. Diese sehr gegründete Betrachtung brachte sie zu dem Entschluß, ihren Feinden die Spitze zu bieten, und namentlich an dem Fall Choiseuls aus allen Kräften zu arbeiten.

Endlich mußte die Sache doch einen Ausgang gewinnen. Die Prinzessinnen gaben aus Liebe zu ihrem Vater nach, und die Einführung ward beschlossen. Auch die Schwierigkeit, daß keine Hofdame sich zur Einführung wollte gebrauchen lassen, ward gehoben. Man nahm seine Zuflucht zu einer Madame de Beaon, der man 25,000 Thlr. gab, daß sie die Dubarry einführte, und ihr im Anfange Gesellschaft leistete. Bald war das nicht mehr nöthig. Die Hofleute merkten kaum, daß die Neigung des Königs entschieden sey, als sie der Dubarry Gesellschaft leisteten, und diese pflegte, um ansehnliche Gesellschaft bei sich zu haben, unter die Einladungskarte zu schreiben: Der König wird mich mit seiner Gegenwart beehren.

Bei dieser täglich zunehmenden Gunst des Königs sahe der Herzog von Choiseul wohl ein, daß sich ein Ungewitter über ihn zusammen ziehen werde, was er auch verdient hatte. Denn die

Dubarry gab sich Anfangs viel Mühe seine Freundschaft zu gewinnen; aber der Adelstolz ließ ihn diese Person, die im Grunde nicht viel mehr oder weniger verdorben war, als er selbst, nicht nur ins Gesicht verächtlich behandeln, sondern er wendete auch, wie schon gedacht, alles an, die Liebesgeschichten der Gräfin aufzudecken. Als Höfling, dem daran lag, der nächste nach dem König zu seyn, und der dafür schon so viel gethan hatte, was Ehre und Rechtschaffenheit mißbilligt, sollte er erst abwarten, welchen Weg die Leidenschaft des Königs nehmen würde, und bedenken, was er aus seinen verliebten Erfahrungen selbst wissen konnte, daß einmal erregte Leidenschaft bei einem Manne ohne Charakter und Grundsätze, wie Ludwig, auf Sittlichkeit und Verhältnisse gar nicht, oder nicht lange achtet. Aber das Betragen des Herzogs von Choiseul ist einer von den vielen Beweisen, daß die größte Klugheit gegen die Kraft des Verhängnisses scheitert, und daß man nur unter Begünstigung des Schicksals den Ruhm der Klugheit erhalten und behaupten kann.*) Der Herzog von Choiseul mußte demnach

---

*) Er wollte freilich einlenken, als er seinen Fehler bemerkte. Er ward in seinem Betragen gegen die Gräfin etwas gefälliger, und ermahnte seine Schwester, die Herzogin von Grammont, sehr ernstlich, sich der Gräfin zu nähern. So viel Mühe ihr dieser Schritt kosten mochte, so sahe sie doch auch, so gut als ihr Bruder, ein,

nach den Unglückweißagenden Anblick erleben, daß sein Hof sich täglich verminderte, daß die unbedingt freundlichen Gesichter bedenklicher wur-

---

ein, daß man sich nur durch eine Art von Aussöhnung werde erhalten können. Sie ließ also den Herzog von Noailles als für sich schreiben, daß es ihr sehr weh thue, mit der Gottheit, welche das Vergnügen des Hofs ausmache, nicht in freundschaftlicher Verbindung zu stehen. Sie wisse zwar nicht eigentlich die Ursache der eingetretenen Kälte, wünsche aber doch aus persönlicher Hochachtung gegen die Gräfin, daß der Friede wieder hergestellt werden möchte, ja sie sey untröstlich, der Gräfin bei einigen Gelegenheiten Veranlassung zum Unwillen gegeben zu haben, und hoffe, daß dieses ihr Geständniß, und der Schritt, den sie thue, ihr Verzeihung auswirken werde. Darauf antwortete die Gräfin ganz unumwunden:

Mein Herr Herzog!

Madame Grammont sollte nicht wissen, woher die Feindschaft zwischen ihr und mir entstanden sey? Hat sie ihren auffallenden Stolz, ihre Verachtung gegen mich, ihre unanständigen Reden vergessen? Erinnert sie sich nicht mehr der Gassenhauer, welche sie auf den König und auf mich hat machen lassen? Denkt sie nicht mehr an ihre Kunstgriffe, Intriguen und Kabalen, mich beim König und der königlichen Familie anzuschwärzen? Hat sie das alles vergessen, so habe ichs doch nicht vergessen. Aber ich hege weiter keinen Groll gegen sie, ja ich bin bereit nicht mehr an sie zu denken, nur unter der Bedingung, daß sie sich ferner nicht bei Hofe sehen läßt, sondern zu Paris ruhig lebt. Ich werde sie dann nie belästigen, wiewohl ich weiß, daß sie an meiner Stelle nicht ruhen würde, bevor sie

den, und nur am Hofe der Dubarry ihre vorigen Züge wieder erhielten. Unter den ersten, welche ihn verließen, befand sich der Kanzler Meaupou, der ihm seine Erhebung zu verdanken hatte. Dieser trieb die Niederträchtigkeit so weit, daß er sich für einen Verwandten der Dubarry ausgab, sie nicht anders als Muhme nannte, und ihr in allem blindlings zu Willen war. Sie konnte ihn brauchen, um ihren Spaß mit ihm zu treiben; er nahm es sogar nicht übel, wenn der Mohr der Gräfin seine Späße zur Belustigung seiner Gebieterin mit ihm trieb. Mit Meaupou theilte der Herzog von Aiguillon, ebenfalls ein Mensch ohne Grundsätze, die Gunst der Gräfin, wiewohl auf eine weniger erniedrigende Art.

Ehe Choiseul fiel, hatte er noch das Vergnügen, die von ihm bewirkte Heirath zwischen dem Dauphin (Ludwig XVI.) und der Oesterreichischen Prinzessin, Maria Antoinette, vollzogen zu sehen. Er erhielt vom König die Erlaubniß, der Prinzessin bis Compiegne entgegen zu gehen, und ihr zuerst seine Ehrfurcht zu beweisen. Er ward von derselben mit vieler Herzlichkeit aufgenommen, und

---

mich gestürzt hätte. Ich will großmüthig handeln. Sie beehre mich mit ihrer Gleichgültigkeit, ich verwillige ihr die meinige. Steht ihr das nicht an, so mag sie zum Teufel gehen, der S. . . . . Hund. Ich verbleibe ꝛc.

Damit waren alle Unterhandlungen abgebrochen.

erhielt von ihr die bündigsten Freundschaftsversicherungen. So groß die Noth des Königreichs auch war, so ward doch an den gewöhnlichen Lustbarkeiten nichts gespart; ja man trieb die Ausgaben dafür bis zur Verschwendung. Viele tausend Pferde wurden für den Weg bis Strasburg bestellt, sechzig neue prächtige Kutschen verfertigt, und ein Trupp Tapezierer ritt immer vorher, um die Zimmer aufzuputzen, wo es der Dauphine gefallen würde einzukehren. Die Kleider des Königs und der Königlichen Familie strotzten von Gold und Juwelen, und ein einziges Bouquet im Feuerwerk kostete 4000 Luisd'or. Der König, dem man die Prinzessin als sehr schön beschrieben hatte, konnte es kaum erwarten, sie zu sehen, und fragte den Kabinetssekretair Bouret, mit dem er ziemlich vertraut umgieng, und der ihm ihre Ankunft in Strasburg verkündigte, ob sie hübsch, besonders ob ihre Brust gut gebaut sey? Der Sekretair war ein wenig verblüft über diese Frage, und antwortete, daß sie von sehr schöner Gestalt sey, schöne Augen habe ꝛc. Davon rede ich nicht, sagte der König lachend; ich frage, ob ihre Brust gut gebaut ist? Das ist ja das erste, worauf man bei einem Frauenzimmer zu sehen hat. — Ich habe diesen Zug angeführt, weil er die Denkungsart Ludwigs über einen gewissen Punkt deutlicher zeigt als sonst einer.

Der König empfieng die Prinzessin, und schenkte ihrer Figur seinen ganzen Beifall; man übernach-

tete in Compiegne, und am nächsten Tag speiste man auf dem Lustschloß la Muette, wo die Prinzessin den Abend blieb, während daß die Königliche Familie nach Versailles zurückgieng, weil dem Gebrauch nach die Braut vor der Trauung mit dem Bräutigam nicht unter einem Dache schlafen darf. Schon auf diesem Lustschloß stellte Ludwig die Gräfin Dubarry der Prinzessin vor, und ließ sie mit derselben speisen. Nach der Tafel fragte sie Ludwig, wie sie die Gräfin fände, und sie antwortete: allerliebst; was Ludwig gern für einen Beweis ihres guten Geschmacks ansahe. Uebrigens konnte die Prinzessin dieses Lob ohne vielen Zwang geben, denn die Gräfin war ausgezeichnet schön, ohne alle Ziererei, und in ihrem öffentlichen Betragen sehr verschämt und sittsam.

Am folgenden Tage ward die Dauphine in der Kapelle von Versailles getrauet. Die Franzosen wunderten sich damals ungemein, daß eine teutsche Prinzessin, bey dem Anblick so vieler neuen Gegenstände, gar keine Verlegenheit gezeigt, und die Cerimonien der Trauung mit ungemeiner Leichtigkeit verrichtet habe, als ob man in Frankreich geboren seyn müßte, um sich in eine Sache finden zu können. Die darauf folgende Tafel, und der Ball, waren nach dem Urtheil aller so prachtvoll, als man sie in Frankreich noch nicht gesehen hatte, besonders erblickte man einen unermeßlichen Reichthum an Gold und Diamanten. Die übrigen Lustbarkeiten dauerten einen

Monat, und nach dem Glanz derselben hätte man Frankreich für das glücklichste Land der Erde halten müssen.

Aber das öffentliche Elend war zu groß, als daß es nicht durch die prächtigen Feste hätte durchblicken sollen. Schon die Herbeischaffung des nöthigen Geldes und der vielen Pferde hatte zu Plackereien und widrigen Auftritten Veranlassung gegeben; noch ernstlicher aber waren die Begebenheiten, welche der Brodmangel in einigen Provinzen hervorbrachte. Man zählte in einigen Gegenden einige tausend Menschen, die vor Hunger umkamen. In Tours war das Elend und der Aufstand so fürchterlich, daß der königliche Intendant entfliehen mußte, um nicht ermordet zu werden, und der Erzbischof gieng nach Versailles, um Abhülfe des Elendes zu erflehen. Damals war schon die öffentliche Stimme um vieles kühner geworden. Denn nachdem man in den Zeitungen die Feste und Lustbarkeiten im Voraus erzählt hatte, welche bei der Vermählung vorkommen würden, erschien eine kleine Schrift, in welcher der Vorschlag gethan wurde, die 20 Millionen, welche jene Festlichkeiten kosten würden, den Unterthanen an den diesjährigen Auflagen zu erlassen. An einem solchen Freudenfeste könne der redlichste Theil der Nation Antheil nehmen. Damit eine solche Stimme nicht zu weit, namentlich nicht von der Prinzessin gehört werde, ließ man in die Zeitungen setzen, daß in Nantes eine Menge Korn

vorräthig, und einige Theurung nur daher entstanden sey, weil das üble Wetter und die ausgetretnen Flüsse bisher den Transport erschwert hätten.

Und doch hatte die Prinzessin gleich bei den Lustbarkeiten Gelegenheit zu bemerken, daß die Pracht nicht ganz solid sey. „Die Versailler Gärten sahen nach der Beschreibung des Geschichtschreibers, dem wir vorzüglich folgen, an vielen Stellen wie die Gärten eines unter dem Concurs liegenden Schlosses aus. Die Wasserkünste konnten nicht springen, weil verschiedene Bassins ausgetrocknet, und der Canal vom Schlamm verstopft war. Hie und da lagen zerbrochne Bildsäulen, die man nicht einmal weggeräumt hatte, sogar die Stufen der Treppen waren verfallen. Keine Musik, kein Tanz, keine Lebensmittel für das Volk, das bisher wenigstens an solchen Tagen fröhlich gelebt hatte. Die Armen bettelten an diesen Tagen wie sonst. Blos einige Gaukelspieler zeigten ihre Künste. Die Schloßhöfe waren nur durch einige wenige Lampen, und die Gänge gar nicht erleuchtet. An dem Abend, wo das Feuerwerk abgebrannt werden sollte, kamen zwei heftige Gewitter und trieben die Neugierigen bis auf einen günstigern Tag nach Hause. Die meisten Großen hatten ihre Palläste in Paris und Versailles ganz schlecht erleuchtet.“ In der That, wenn jemand es darauf angelegt hätte, der Prinzessin durch die Lustbarkeiten ein getreues Bild von dem unglückseligen Zustande des Reichs zu entwerfen, so

hätte er es nicht sprechender geben können, als es sich ihr in Versailles selbst darbot. Die verfallenen Gärten, die versiegten Wasserkünste, die zerbrochnen Bildsäulen, die einzelnen Gaukelspieler, die finstern Gänge, die zweideutig erleuchteten Höfe, alles sprach den Zustand dieses Reichs bis zum Schaudern stark aus.

Ein Unglück, welches bei diesen Festlichkeiten sich eräugnete, erregte Theilnahme und Unwillen in gleichem Maaße. Man hatte die Graben an dem Wege nach dem Platze, wo das Feuerwerk abgebrannt werden sollte, und wo doch über 600,000 Menschen gehen mußten, nicht zuwerfen lassen, und auch keine Wache zur Aufrechthaltung der Ordnung angestellt. Eine Bande von Spitzbuben machte sich diese Sorglosigkeit der Polizei zu Nutze, verursachte ein Gedränge und Unordnung, um zu rauben; es stürzten eine Menge Menschen in die Graben, viele wurden erdrückt, und man trug gleich 133 Leichen vom Platze. Aber bei weitem eine noch größere Anzahl ward verwundet, oder bekam Blutspeien, und starb binnen sechs Wochen, so daß man über eilfhunderte zählte, welche an den Folgen dieses Tages starben. Eine noch größere Anzahl blieb auf Lebenszeit ungesund.

Niemand betrübte sich inniger und herzlicher über diesen Vorfall, als der gute Dauphin Ludwig XVI. Er schickte den Unglücklichen sein ganzes Monatsgeld von zweitausend Thalern; mehr hatte er nicht. Die Dauphine und die übrige königliche Familie folgte seinem Beispiele. Anfangs

wollte man eine Untersuchung anstellen, wer vorzüglich an diesem Unglück schuld sey; sie wurde aber, wie gewöhnlich, niedergeschlagen, und das Volk vergaß das Unglück über der Beobachtung der Dauphine, die sich in ihrer Lebensweise über die Etikette des Hofes hinaussetzte, und dadurch den gesprächigen Parisern viele Wochen lang Stoff zur Unterhaltung gab. Man fand es besonders, daß sie so wenig auf ihre Gesellschaftsdame, die Gräfin von Noailles achtete, die immer von Vergebung des Ranges sprach, und deswegen von der Dauphine Frau Etiquette genannt wurde; man fand es besonders, daß sie allein, zu Fuße, ohne Kavalier ausgieng, und sich an keine Zeit band, daß sie ihre königl. Verwandten zu Gaste bat, wenn es ihr einfiel, und sie wieder ohne Cerimonien besuchte. Sie hätte auch gern den König an diesen ungezwungnern Umgang gewöhnt; allein weder die Minister, noch die Maitresse fanden es ihrem Vortheil gemäß, ihm zuviel Geschmack an dem Umgange mit der Dauphine finden zu lassen. Sie wehrten daher ab, so viel sie konnten, daß er sie nicht zu oft sahe, nnd brachten ihm dahin, daß er ihr nachsahe, ohne ihr Betragen zu billigen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Das Betragen des Duc d'Aiguillon in den Bretagner Händeln soll untersucht werden, der Proceß gegen ihn wird aber durch einen Machtspruch des Königs niedergeschlagen. — Widerspruch des Parlaments in dieser Sache. — Sturz des Duc de Choiseul. — Der Kanzler Meaupou und dessen Rathschläge, die Parlamente einzuschränken. — Ein neues Parlament und sechs große Gerichtshöfe werden eingesetzt. —

Bald nach diesen Feierlichkeiten des Beilagers hielt Ludwig ein Lit de Iustice, dem die Dauphine beiwohnen mußte. Es betraf die Untersuchung des schwer beschuldigten Herzogs von Aiguillon, wegen der Bretagner Unruhen, und hatte den Zweck, den Proceß gegen den Herzog gänzlich niederzuschlagen. Das letztere geschahe in den allerhärtesten Ausdrücken, und machte Ludwig, weil der Herzog überwiesen genug war, aufs neue verhaßt, und zugleich lächerlich wegen des Pompes, den man auf eine so elende Angelegenheit verwendete. Da das Parlament, welches in der königl. Aeußerung sehr hart angegriffen zu werden fürchtete, und die Entscheidung vorher wußte, schon vor dem Lit de Iustice einen Beschluß niedergeschrieben hatte, daß es keinen Beklagten für gerechtfertigt ansehen würde, welcher durch ein Lit de Iustice losgesprochen würde, so befahl der König, beim Weggehen, den

Prinzen und Pairs, daß sie nie dem Parlamente wieder beiwohnen sollten, wenn etwa die Sache des Herzogs von Aiguillon zur Sprache käme. Dafür aber schloß das Parlament den Herzog durch ein Arret von der Pairschaft aus, bis er sich von den schweren Verbrechen, die man ihm anschuldigte, hinlänglich gereinigt hätte. Von diesem Arret wurden 10,000 Exemplare gedruckt, und eins dem Herzog von Aiguillon auf der Stelle insinuirt. Den Kanzler Meaupou verdroß dieser Heldenmuth des Parlaments tödlich, noch mehr aber, daß er nicht sowohl aus dem Parlament selbst hervorgienge, sondern von seinem Feinde, dem Herzog von Choiseul, eingeflößt würde, der sich auf diese Weise dem König nothwendig machen wollte. Er ließ daher gleich am folgenden Tage einen königl. Befehl ausfertigen, Kraft dessen das Arret des Parlaments kassirt, und der Herzog von Aiguillon angehalten wurde, seine Verrichtungen als Pair fortzusetzen.

Die Gegenvorstellungen des Parlaments von Paris fanden kein Gehör. Um so hartnäckiger blieb es bei seinem ersten Urtheil, ja es gaben noch einige andre Parlamente gleiche Verordnungen gegen den Herzog von Aiguillon, besonders das von Bourdeaux. Der König, welcher einem Vergleich entgegen gesehen hatte, und sich getäuscht sahe, beschloß, seinem Kanzler die Ausführung dieses Streits allein zu überlassen. Dem zufolge fieng der Kanzler den förmlichen Krieg damit an, daß er den König ins Parlament führte, alle Akten, welche den Herzog

von Aiguillon betrafen, wegnehmen, und dem Parlament verbieten ließ, in der Sache weiter zu verfahren. Darüber rückten die gewöhnlichen Ferien heran, und Meaupou gewann während derselben Zeit, mit Aiguillon an dem Sturz des Choiseul zu arbeiten.

Man bediente sich hierzu der Dubarry, welche die Sache aus Haß gegen den Herzog mit Eifer trieb. Freilich waren die Mittel, die sie anwendete, eben nicht fein und verdeckt, sondern kindisch und plump; aber sie wußte auch, daß ihr königlicher Liebhaber es mit den Ausdrücken nicht so genau nahm. Sie bediente sich der Berauschung des Monarchen bei den Abendmahlzeiten, um Choiseul anzuschwärzen, und brachte es oft in wenig Minuten dahin, daß der König des Abends noch die Verbannungsorder des Herzogs unterschrieb. Wenn aber der Rausch vorbei war, zerriß er die Order wieder. Bisweilen nahm sie in jede Hand eine Pomeranze, warf sie wechselsweise in die Höhe, und sang: Springe Choiseul! Springe Praslin! Ein andermal hatte sie einen Koch abgedankt, der dem Herzog von Choiseul sehr ähnlich sahe, und des Abends sagte sie zum König: Heute habe ich meinen Choiseul weggejagt, wenn jagen Sie den Ihrigen weg?

Doch würden diese Kinderschritte vielleicht den Sturz des Herzogs von Choiseul nicht bewirkt haben, wenn nicht andre Dinge dazu gekommen wären. Darunter gehört das unkluge Betragen der Her-

zogin von Grammont, welche in mehrern Städten, wo Parlamente waren, herumreiste, und dieselben zum hartnäckigen Widerstand gegen die Schritte des Kanzlers ermunterte, wobei sie ihnen den nachdrücklichen Schutz ihres Bruders versprach. Ferner arbeitete Choiseul sehr eifrig daran, den Krieg mit England wieder in Gang zu bringen, um sich dem König nothwendig zu machen, der den Krieg verabscheute. Damit der Sturz des Herzogs nicht allzulange aufgehalten würde, griff der Kanzler das Parlament von neuem an. Es widersetzte sich, wie er voraus gesehen hatte. Darauf bewog er den König, dem Parlament zum Troz ein neues Lit de Justice zu halten, wo der Herzog von Aiguillon seinen Platz unter den Pairs einnahm. Das Parlament stellte hierauf alle seine Amtsverrichtungen ein, mit der Erklärung, sie nicht eher wieder anzufangen, als bis sich der König günstiger erklärt hätte. Und nun war der Streit auf seiner höchsten Spitze. Der König verlangte, daß das Parlament seine Verrichtung wieder anträte, ehe er die Beschwerden desselben untersuchte, und das Parlament wollte seine Beschwerden untersucht wissen, ehe es wieder etwas vornähme. In diesem Zustande blieb das Parlament gegen den König vierzehn Tage, und binnen der Zeit, stieg der Zorn des Königs wie Meaupou wollte, hoch genug, um ihn zu einem entscheidenden Schritt zu bewegen. Wie mußte sich daher die Dubarry freuen, als der König eines Abens halb verzweifelt zu ihr sagte, daß er diesen Zustand des Streits,

der ihn in seiner Ruhe störe, nicht länger aushalten könne, und nur in Verlegenheit sey, welchen Weg er gehen solle. Sire, erwiederte die Dubarry, die Parlamente werden ihren Starrsinn nicht eher fahren lassen, bis der Herzog von Choiseul außer Einfluß gesetzt ist, wie ich beständig gesagt habe. Das Parlament und das Publikum sieht ja diesen Minister für mächtiger an, als Ew. Maj. selbst. Dieser Angriff auf den Ehrgeitz Ludwigs vollendete den Sturz des Herzogs. Es ward folgende Cabinetsorder an ihn abgeschickt, welche die dermalige Stimmung des Königs deutlich genug zeigte:

Mein Vetter!

Das Mißvergnügen, welches mir Ihre Handlungen verursachen, nöthigt mich, Sie nach Chauteloup zu verbannen, wohin sie sich binnen 24 Stunden begeben werden. Ich wähle diesen nähern Verbannungsort aus Achtung für Ihre Gemalin, deren Gesundheit mir am Herzen liegt! Hüten sie sich, daß Ihr Betragen mich nicht zu etwas härterm bringe. Ich bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

Der Herzog von Choiseul war längst auf einen solchen Schlag vorbereitet, und empfieng ihn ohne Bestürzung. Seine Abreise glich einem Triumph. Eine Menge angesehener Personen nahmen mündlich, andere schriftlich von ihm Abschied. Viele tausend hielten in Kutschen oder standen am Wege, um Ab-

schied von ihm zu nehmen *). Die Ursachen dieser Verehrung eines gestürzten Ministers lagen wohl am Tage. Denn zuerst ist nicht zu läugnen, daß er ein thätiger Mann war, der mehrere nützliche Anstalten gemacht hatte. Dann war er auch ein helldenkender Mann, welcher den Hetzereien der Jesuiten einen kräftigen Arm entgegen setzte, und die Vernunft gegen den Aberglauben schützte. Insbesondre wirkte seine Anhänglichkeit an die Parlamente, und der Vorschub, den er ihnen geleistet hatte, auf den großen Haufen, der sich noch immer nicht ganz von dem Wahn entfernen konnte, daß diese Gerichtshöfe die Rechte des Volks vertheidigten. Und endlich waren die Personen, denen jetzt der König sein Vertrauen schenkte, bereits so verhaßt, daß jeder, der von ihnen gehaßt und verfolgt wurde, Theilnahme erregte, er mochte übrigens seyn wie er wollte. Dieser Umstand kam jetzt namentlich dem Herzog von Choiseul zu Gute, über dessen Stolz und Verschwendung man vorher oft gelacht hatte, dessen unruhiger, ränkevoller Sinn noch großes Unglück über Frankreich hätte bringen können. In Choiseuls Fall ward auch der Minister des Seewesens, Herzog von Praslin, verwickelt, der in wenigen Jahren durch Fleiß und Ordnung das Seewesen wieder sehr gehoben hatte.

---

*) Ganz anders betrug sich der alte Marschall von Etrées, Choiseuls persönlicher Feind, der dem Tode nahe war. Als er die Nachricht von Choiseuls Abreise erhielt, klärte sich sein Gesicht auf, und er rief freudig: „Also ist der Hund fort! Nun sterb' ich gerne.“ Bald darauf verschied er.

Seitdem schritt Meaupou rasch vorwärts, um die gänzliche Demüthigung der Parlamente zu vollenden, und machte Ludwig begreiflich, daß nie wieder ein so günstiger Zeitpunkt dazu eintreten werde. Der König war der Klagen und Gegenvorstellungen der Parlamente so müde, daß er es gewissermaßen dem Kanzler verdankte, wenn er ihm von dieser Seite Ruhe verschaffte. So ernstlich die Sache aber gemeint war, so trug sich doch ein Vorfall zu, der sie in ein lächerliches Licht setzte, und einige Zeit aufhielt. Der Kanzler hatte nemlich dem König, um ihn recht in die Rolle eindringen zu lassen, die er an dem Tage wo man wußte, daß das Parlament wieder Gegenvorstellungen machen würde, spielen sollte, ein Papier eingehändigt, auf welchem die Art beschrieben war, wie sich der König verhalten sollte, und Ludwig hatte sich auch eine Antwort aufgesetzt, die er dem Präsidenten einhändigen wollte. Allein in dem Augenblick, wo er das Parlament anhören will, ergreift er, statt seiner Antwort, die eben erwähnte Instruktion des Kanzlers. Nachdem nun der Präsident des Parlaments seine schriftliche Vorstellung dem König übergeben, und dieser sie angesehen hatte, warf er sie mit zornigem Gesicht ins Feuer, und gab dem Präsidenten — die Instruktion des Kanzlers, welche also lautete: „Wenn das Parlament seine Gegenvorstellungen macht, so müssen Ew. Maj. dieselben mit sichtbarem Unwillen anhören; Sie müssen ein zorniges Gesicht annehmen, und das Papier ins Feuer

werfen.“ Als der Präsident dieses Aktenstück gelesen hatte, und gleich die Verwechslung merkte, gieng er zum Kanzler zurück, und bat sich eine Erklärung aus, ob dieses die Antwort sey, welche er dem Parlament überbringen sollte? Der Kanzler kam außer Fassung, und ganz Paris lachte über diese Verwechslung.

Desto erbitterter ward Meaupou. Er stellte dem König vor, daß er nun mit der äußersten Strenge auf seinen Forderungen beharren, und auf den Fall einigen Parlamentsgliedern die Köpfe vor die Füße legen lassen müsse, damit man die Sache künftig nicht mehr als einen Spaß betrachtete. Selbst auf den Fall, daß der größte Theil der Widerspenstigen abgesetzt werden müßte, würden sich noch Leute genug finden, welche sich nach der Ehre sehnten, Parlamentsglieder zu heißen. So wenig der König eigentlich ein Freund von gewaltsamen Maaßregeln war, so sehnte er sich doch zu sehr nach Ruhe, als daß er nicht in Meaupou's Vorschläge hätte eingehen sollen. Demnach wurden in der Nacht vom 19. auf den 20. Jan. 1771. zu jedem Parlamentsgliede zwei Mouskētairs geschickt, welche sie aus dem Schlafe ziemlich unsanft weckten, und ihnen den Befehl vorlegten, ihre Verrichtungen morgen wieder wie vorher anzutreten, und ihren Willen durch ein einziges Ja oder Nein ohne alle Anmerkungen zu erkennen zu geben. Man kann sich das Schreckliche dieses Auftritts wohl denken, und wird es natürlich finden,

den, daß die Weiber und Kinder ihre Gatten und Väter werden gebeten haben, sich dem Zorn des Königs nicht auszusetzen. Die meisten unterzeichneten daher mit Ja; aber schon am folgenden Morgen wiederriefen sie bei voller Versammlung ihre abgedrungene Unterschrift. Dieser Widerruf brachte Meaupou dergestalt in Wuth, daß er denselben Auftritt in der nächsten Nacht wiederholte. Die Parlamentsglieder wurden ihrer Stellen entsetzt, aus dem Schoos der Ihrigen fortgerissen, und durch die Mousketairs auf der Stelle an einzelne abgelegene Verbannungsörter abgeführt.

Eine solche Härte empörte selbst diejenigen Parlamentsglieder, welche sich bisher den Absichten des Kanzlers geneigt bewiesen hatten. Alle standen für einen, niemand wollte seine Verrichtungen fortsetzen. Hätte das Parlament sich ernst, männlicher und edler bewiesen, hätte dasselbe bisher mehr nach gerechten Grundsätzen, als nach Stolz und Eigennutz gehandelt, so würde ohnfehlbar ein Aufruhr entstanden seyn. Aber da das Volk weder den Hof noch das Parlament achtete, so sahe es diesem Kampf zu, brachte Spottgedichte und beißende Einfälle vor, und erwartete ohne Theilnahme das Ende des Kampfes. Meaupou setzte ein neues Conseil ein, das einstweilen die Hauptgeschäfte betrieb. Um die übrigen Parlamente von der Widersetzlichkeit abzuhalten, streute er die Sage aus, daß er längst

schon damit umgegangen sey, das Pariser Parlament zu stürzen, daß er aber diesen Entzweck nie würde erreicht haben, wenn das Parlament nicht so unvorsichtig gewesen wäre, einen Stillstand in seinen Geschäften zu machen. Er würde es gern sehen, wenn die übrigen Parlamente einen ähnlichen Fehler machten, damit er unter diesem Vorwande sie eben so behandeln könnte. Die übrigen Parlamente ließen sich dadurch wirklich täuschen. Um dem Kanzler die Freude nicht zu machen, sie stürzen zu können, begnügten sie sich blos mit schriftlichen Protestationen an den König, setzten aber dabei ihre Geschäfte fort. Dadurch gewann der Kanzler Zeit, und das war es, was er wünschte.

Er schritt nun rasch vorwärts. Er errichtete sechs große Gerichtshöfe, in Arras, Blois, Chalons, Clermont, Lyon und Poitiers, durch welche er die Parlamente einzuschränken gedachte. Als er diese Machthandlung registriren ließ, erklärte er im Parlamentshause, daß sie blos zum Besten des Reichs dienen sollte. Von jetzt an würde der Gang der Processe beschleunigt, die Verfahrungsart vereinfacht, die Bestrafung der Verbrecher erleichtert, die Gerechtigkeit unentgeldlich gehandhabt, und die Richterstellen nicht mehr verkauft werden. Bald darauf ward das Parlament in Paris neu besetzt, und zwar mit Leuten, von denen man voraussehen konnte, daß sie ihm in allem zu Willen seyn würden. Er scheute dabei weder Geld noch Versprechungen.

Als er endlich mit großer Mühe das Personale zusammengebracht hatte, ließ er den König am 13. April 1771. ein Lit de Iustice halten, in welchem das bisherige Parlament und die Steuerkammer aufgehoben, und die Umschmelzung des großen Conseils in ein neues Parlament bekannt gemacht wurde. Die dermaligen Gesinnungen des Königs erhellten aus der kurzen Rede, womit er dasselbe endigte: Ihr habt meinen Willen vernommen. Ich verlange Gehorsam, und befehle euch, nächsten Montag eure Geschäfte anzufangen. Zugleich verbiete ich alle Berathschlagungen, welche meiner Meinung entgegen seyn könnten, besonders alle Vorstellungen zu Gunsten des vorigen Parlaments, weil ich meinen Entschluß niemals ändern werde.

Man war seit Ludwigs XIV. Zeiten an das Schlimmste so gewöhnt, daß man weder die Art, wie der König sich gegen das neue Parlament äußerte, noch Meaupous Parlament selbst befremdend fand. Das Volk suchte sich durch Satyren und Carikaturen eine Herzenserleichterung zu verschaffen, und durch Leichtsinn sein Elend zu vergessen; die Parlamente in den Provinzen schalten zwar die neugewählten Glieder als Bastarde und Meineidige, und protestirten im Voraus gegen alles, was sie aussprechen würden; allein das Volk wußte, daß auch sie nur nach Befriedigung ihres Eigennutzes und Stolzes strebten, und Meaupou konnte voraussehen, daß sie im

Fall der Strenge sich gewiß gelehrig beweisen würden. Wenn daher Ludwig bisweilen über die Unzufriedenheit des Volks, und die Protestationen der Parlamente bedenklich wurde, so ermahnte er ihn unaufhörlich, standhaft zu bleiben, und stets der angreifende Theil zu seyn. Der Herzog von Aiguillon, ein großer Freund der Dubarry, und die Maitresse selbst, arbeiteten, um ihrer Selbsterhaltung willen, auf denselben Zweck. Um die Befehle, gegen welche seine natürliche Gutherzigkeit, oder seine Furchtsamkeit sich sträuben könnte, zu erhalten, legte man ihm dieselben beim Abendessen vor, wenn Wein und Speisen seinen erschlafften Körper einige Kraft mitgetheilt hatten. Man behauptet sogar, daß man sich bei solchen Gelegenheiten eines Schreckmittels bedient habe, nemlich des Bildnisses des von seinen Unterthanen hingerichteten Königs von England, Carls des I. Die Maitresse soll ihn, nach dem Rath des Herzogs von Aiguillon, mehr als einmal vor dasselbe geführt und gesagt haben: Sire, Ihre Parlamente hätten Sie am Ende eben so behandelt, wie das Englische seinen unglücklichen Monarchen. Danken Sie dem Himmel, daß er Ihnen einen Minister gegeben hat, der Muth genug besaß, sich ihren Anmaßungen entgegen zu setzen, und ihren Drohungen Trotz zu bieten.

Ludwig ließ sich durch diese Drohungen schrekken, und gab seinem Kanzler volle Gewalt, der sie denn auch nach Kräften brauchte. Eine Menge versiegelter Kabinetsorders entrissen den Fami-

lien ihre Hausväter und Söhne, und bevölkerten die Gefängnisse, zahllose Militairhaufen durchstreiften das Reich nach allen Richtungen, um die Unzufriedenen oder Saumseligen zu Paaren zu treiben; wer nicht nach dem Sinne des Kanzlers war, ward abgesetzt, und wer ihm Gehorsam versprach, an wichtige Stellen gesetzt, wäre er auch der beschränkteste Geist, der unsittlichste Mensch gewesen. Den fremden Zeitungen oder Büchern, welche etwa empfindliche Wahrheiten mittheilten, ward der Eingang ins Reich verwehrt; die inländischen Blätter hingegen, welche seine Schritte nothgedrungen lobten, reichlich bezahlt und häufig in Umlauf gebracht. Die Provinzialparlamente reformirte er binnen Jahresfrist ganz nach seinem Sinne, und besetzte sie zum Theil mit Leuten, die man öffentlich Niederträchtig nennte.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Große Auflagen, um die Verschwendung des Kanzlers zu decken. — Montegnard, der Kriegsminister wird gestürzt, ohne daß es der König hindern kann. — Charakter des Kanzlers Meaupou — des Herzogs d'Aiguillon — des Abts Terray — der Dubarry und ihrer Familie.

Was den König sowohl als die selbstsüchtigen Menschen, welche ihn umgaben, bei dem neuerrichteten Despotismus am meisten freuete, war die Leichtigkeit, mit welcher nun die Geld- und

Auflagenbefehle registrirt wurden. Wer nur irgend etwas erfand, um zu der schrecklichen Verschwendung, die mit jedem Jahre unsinniger wurde, Geld herbeizuschaffen, fand geneigtes Gehör. Man übersahe die Folgen, welche eine Ueberspannung der Art endlich doch hervorbringen muß; man war berauscht, betäubt, wahnsinnig, und lebte nur für den Augenblick. Welche Summen kostete die Reform der Parlamenter allein! Der Kanzler hatte an 4 Millionen Thaler verwandt, um einzelne Parlamentsglieder zu bestechen, sich für ihn zu erklären, und die Menge von Spions und Angebern zu besolden, welche er in allen Provinzen unterhielt. Weil bisher alle obrigkeitliche Stellen bezahlt worden waren, und also dem Käufer lebenslänglich blieben, so lange er kein bürgerliches Verbrechen begieng, so war er genöthigt gewesen, den abgesetzten Gliedern ihre Stellen zu bezahlen, was wieder an 25 Millionen Thlr. betrug.

Solche entsetzliche Ausgaben neben den übrigen regelmäßigen, und den Interessen für die Staatsschulden, erforderten schreckliche Auflagen. Das Herz thut dem, der noch nicht alles Gefühl verloren hat, weh, wenn er dergleichen Ungerechtigkeiten niederschreiben soll. Hier sind die vorzüglichsten Titel der neugeschafnen Auflagen: 1) Alle beständige Renten mußten den Zehenten abgeben; die unbeständigen den Funfzehnten; 2) die Goldmark forderte man stufenweise bis vierfach; 3) alle Bedienungen bezahlten Eins vom

Hundert, und die neuen Edelleute mußten den Adelsbrief noch einmal lösen; 4) der Sous vom Livre ward achtfach erhoben; 5) der erste Zwanzigste ward auf unbestimmte Zeit; der zweite Zwanzigste auf 10 Jahre verlängert. Kleinere Erhöhungen wollen wir gar nicht anführen. Man berechnete damals, daß unter Ludwigs Regierung allein, mehr neue Auflagen gemacht worden waren, als unter allen vorigen Königen zusammen. Was vollends alles Vertrauen in die Regierung zerstörte, waren die frevelhaften Angriffe auf öffentliche Kassen und Deposita.

Nach der Vernichtung der alten Parlamente und dem letzten Lit de Iustice, beugte sich alles vor den Gesetzen, welche das Reich beherrschten, der Dubarry, dem Kanzler Meaupou, dem Finanzminister Abbé Terray, und dem Herzog von Aiguillon, als nunmehrigem Kriegsminister. Es geschahe nichts, als was sie beschlossen, und man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, es sey Ludwig nichts als die Figur und der Titel des Königs übrig geblieben. Denn er selbst wußte und sagte das, wie folgende Aeußerungen hinlänglich beweisen. Als die erste Theilung von Polen zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen, ohne Frankreichs Zustimmung, vor sich gieng, rief Ludwig aus: Wäre Choiseul noch hier gewesen, so wäre Polen nicht getheilt worden. Ein andermal versuchte jenes Kleeblatt nebst der Dubarry, den Kriegsminister Montegnard, einen sehr rechtschafnen Mann, zu stürzen, und Ludwig wider-

setzte sich. Als sie demungeachtet ihre Versuche wiederholten, fühlte er sich zu schwach ihnen zu widerstehen, und sagte: Der arme Montegnard wird wohl endlich fallen müssen, weil er keinen andern Beistand hat, als mich. Dasselbe Gepräge der Schlafheit trägt sein Betragen bei der Ungnade dieses ehrlichen Ministers, und noch dazu einen starken Anstrich von dem boshaften Charakter seiner drei Günstlinge. Weil er nicht das Herz hatte, ihm seine Ungnade geradezu anzukündigen, so suchte er ihn durch Kränkungen den Dienst zu verleiden. Der Pedell hatte eines Tages nach Gewohnheit auch den Kriegsminister zum Conseil eingeladen, als ihm der König die Zusammenberufung desselben anbefohlen hatte. Und was that Ludwig, als der Minister erschien? Er ließ ihn wieder gehen, ohne mit ihm zu arbeiten, und kassirte den Mann, der ihn zufolge seines Amts eingeladen hatte. Als derselbe Minister wieder kam, um mit ihm zu arbeiten, redete er ihn ziemlich heftig an: Was wollen Sie hier? Wollen Sie mir den Timbrune zum Gouverneur der Militairschule vorschlagen? er soll es werden. Zweitausend Thaler für Madame Chauvelin? Sind bewilligt. So ließ er den ehrlichen Mann noch drei Monat sitzen, ohne mit ihm zu arbeiten, und ohne ihm den Abschied zu geben, und als er ihm denselben endlich gab, verbot er ihm wieder bei Hofe oder sonst wo vor ihm zu erscheinen, aus Furcht, daß derselbe sich rechtfertigen möchte.

Es ist der Mühe werth, die Hauptpersonen, welchen der König die Regierung seines Reichs überließ, durch einige Züge näher kennen zu lernen. Der Kanzler Meaupou handelte einzig nach dem Grundsatz, zu herrschen, ohne über die Mittel sich das geringste Bedenken zu machen. Konnte er diesen Entzweck durch eine gute Handlung erreichen, so that er sie; mußte es eine Niederträchtigkeit oder eine Ungerechtigkeit seyn, so verrichtete er sie ohne Bedenken. Von Natur war er hart und gewaltthätig; wo er es aber für nöthig hielt, konnte er sehr gefällig, einschmeichelnd und biegsam seyn. Sein Aeußres war nicht angenehm, aber er wußte sich den Damen zu gefallen sehr artig zu putzen, und man beschuldigte ihn sogar, daß er sich der Schminke bediente. Wenn er in Hitze gerieth, ward sein Gesicht bald dunkelroth, bald blau, bald gelb; daher man ihn das Chamäleon nannte. Sein Palais war prächtig und geschmackvoll, und seine Tafel sehr reichlich besetzt. Als er merkte, daß die Dubarry ein entschiednes Uebergewicht über Ludwig behaupten werde, so ließ er sich von derselben alles gefallen, was ihr der Muthwille nur eingeben konnte. Er ertrug es sogar, daß der kleine Mohr der Gräfin seine Amtsperücke aufsetzte und ihm damit Lachen verursachte. Ein Satyrenschreiber der damaligen Zeit drückte sich über ihn so aus: Es hält sich jetzt in Frankreich ein Chamäleon auf mit Talar und Perücke; es verändert seine Farbe sehr oft und wird bald schwarz, bald weiß, bald blutroth oder gelb.

Es soll die Fliegen nicht fressen, sondern ihnen bloß das Blut aussaugen und viel grausamer seyn, als das eigentliche Chamäleon. Es klammert sich mit dem Schwanze an alle Zweige, wie ein bekanntes Thier, und hat etwas von der Natur des Tiegers, des Affen und des Bären; es ist grausam, gewandt und rachgierig und so hartnäckig, daß es nichts unternimmt, was es nicht ausführt. Seine Mähne ist lockig wie die des Löwen, seine Schnelligkeit wie die des Krokodills. Das schwarze und freche Auge dieses Thiers sprühet Muth und Grausamkeit. Man nennt es einen Meaupou.

Der Herzog von Aiguillon besaß Verstand und Kenntnisse und einen sehr festen Charakter, aber auch ihn plagten zwei Hauptlaster, Wollust und Ehrgeitz. In seiner Jugend gab er sich den anhaltendsten Ausschweifungen Preis, und in den männlichen Jahren der ungezähmtesten Herrschsucht. Auch ihm waren alle Mittel gleich, seine herrschenden Neigungen zu befriedigen. Er wollte sich durch Neuerungen, durch Verschönerungen der Städte, durch Verbesserung der Wege und Straßen und durch prächtige Denkmäler verewigen. Darüber verschleuderte er die öffentlichen Gelder in seiner Provinz Bretagne, preßte unaufhörlich Abgaben, quälte die armen Unterthanen durch mühselige Arbeiten bis aufs Blut, stürzte sie in die bitterste Armuth, brachte die Provinz zur Empörung und unterdrückte dieselbe mit der größten Grausamkeit. Als er Minister geworden

war, handelte er ganz auf dieselbe Weise. Er war ein großer Freund der Dubarry, und wie man sagt, ihr heimlicher Liebhaber.

Der schlechteste unter den dreien war nach dem Geständniß aller Geschichtschreiber, der Abbé Terray, ein Mann von vielen Fähigkeiten, der jede Sache leicht faßte und scharf beurtheilte. Auch ihn trieb der Ehrgeitz zu diesem Posten, denn er war sehr reich und ohne Nachkommenschaft. Aber eben deswegen erscheint er auch bei dem Bösen, was er so ganz nach freier Wahl stiftete, tausendmal strafbarer als die ärmern Schurken, die bloß auf Verbesserung ihrer Umstände arbeiteten. Sein herrschender Grundsatz als Minister war, Geld zu schaffen und es nie fehlen zu lassen. Um die Rechtmäßigkeit der Mittel bekümmerte er sich nicht. Seit Meaupou die Parlamente unterdrückt hatte, folgte von ihm ein Geldedikt auf das andre. Er schuf neue Abgaben, verminderte eine und vermehrte dafür die andre, ohne alle Formalitäten und Umstände, und ohne auf die Klagen der Unglücklichen die geringste Rücksicht zu nehmen. Hier nur ein paar Züge. Die Deputirten der Geistlichkeit nahmen sich bei einem neuen Finanzedikte, das sie besonders drückte, die Freiheit, ihm vorzustellen, daß er eine offenbare Ungerechtigkeit begehe. Ohne seine Miene zu verändern, antwortete er: Aber wer sagt Ihnen denn, daß das Edikt gerecht seyn soll? Wozu bin ich sonst da? Einer der Deputirten gerieth darüber

in Hitze und rief: Das heißt ja den Leuten die Taschen ausräumen! — Aber wo soll ichs denn sonst hernehmen? erwiederte Terray mit der vorigen Gelassenheit. Wenn man ihm rieth, die Unzufriedenen und Klagenden einstecken zu lassen, so war er allemal dagegen und sagte: Wenn man die Leute schindet, so muß man sie auch schreien lassen. Uebrigens war er dem Laster der Wollust ergeben, wie die meisten übrigen Höflinge Ludwigs und hatte dessen gegen niemand hehl. Selbst die Bande des Bluts hatten nichts abschreckendes für ihn. Er soll mit seiner eigenen Tochter Wollust getrieben, und sie eigends zu diesem Zweck für sich haben erziehen lassen.

Die Dubarry war von Natur nicht so boshaft als diese drey Männer und nicht so rachsüchtig; ja sie bewies durch einzelne Züge von Versöhnlichkeit und Freimüthigkeit, daß sie unter andern Umständen zu den bessern ihres Geschlechts gehört haben würde. Aber was auch die Natur für sie gethan haben mochte, in solcher Gesellschaft, als sie von Jugend auf gewesen war, mußten alle gute Grundsätze mit der Wurzel ausgerottet werden. Sie handelte daher auch ohne alle weitere Rücksicht bloß nach ihren Launen und Neigungen, ohne sich um Sitten und Tugend zu bekümmern. Nächst dem Bestreben den abgelebten König zu unterhalten, und nebenbei zu genießen, wozu sie Lust hatte, beherrschte sie die Verschwendungssucht in einem unerhört hohen Grade. Ohnge-

achtet der König ihr freiwillig alles schenkte, was man nur in Wohnung, Kleidung und Meublement zur Pracht rechnet, z. E. einen goldnen Nachttisch, dergleichen die Königin nie gehabt, so war sie doch damit nicht zufrieden, sondern ließ sich das berühmte Pavillon von Lucienne bauen, das unermeßliche Summen kostete; sie vermochte sogar den König, ihr ein Halsband von Diamanten verfertigen zu lassen, das alles überträfe, was man bisher in der Art gesehen hatte. Dieses Halsband ward aber erst nach dem Tode des Königs fertig, und ist in der Folge nur zu berühmt geworden. Es war dasselbe, welches Marie Antoinette kaufen wollte, das ihr bei der Revolution von Seiten ihres Gemals Verdacht, und von Seiten der franz. Nation schwere Beschuldigungen zuzog.

Außerdem hatte die Dubarry die Erlaubniß, aus dem öffentlichen Schatze so große Summen zu nehmen, als sie wollte, und sie bediente sich derselben zu Befriedigung ihrer Eitelkeit und zur Bereicherung ihrer Freunde in dem Maaße, daß sie in wenig Jahren sich 18 Millionen Livres hatte geben lassen. Damit der Leser sich von den schändlichen Verschwendungen dieser elenden Menschen einen Begriff machen könne, führen wir unter andern nur folgende Züge an. Ein Bruder des Grafen Dubarry unterhielt lange Zeit mit großen Kosten eine Maitresse, und als er ihrer satt war, verheirathete er sie an einen Ludwigsritter, und

gab diesem jährlich 2000 L. Pension. Nach dieser Verheirathung vertrat er nebst seiner vormaligen Maitresse Pathenstelle bei einer andern Person eben des Gelichters, und ordnete dazu einen Aufzug von 12 Kutschen an. Die Geschenke, das Zuckerwerk und die andern kleinen Ausgaben bei dieser Gelegenheit beliefen sich an 25,000 L., und außerdem setzte er, der selbst kein Vermögen hatte, seinem Pathen ein Jahrgehalt von 1200 L. aus.

Derselbe Mensch trieb seine unsinnige Verschwendung mit jedem Tage weiter, und verlangte für seine Freunde einträgliche Stellen ohne Umstände. Eines Tages forderte er vom Pachtungscollegium für einen seiner Freunde die Pachtung von Paris, welche bereits vergeben war. Das Collegium stellte ihm vor, daß es nicht Sitte sey, einen Mann, der schon seine Stelle im Besitz habe, wieder zu vertreiben. Allein der Graf erwiederte trotzig: weil er sich die Mühe genommen, persönlich vor den Herren zu erscheinen, so müsse ihm schon viel an der Sache liegen. Als man ihm erwiederte, daß man dießmal seine Bitte nicht gewähren könne, fragte er auffahrend: „Weiß man denn nicht, daß ich der bin, welcher die Ehre gehabt hat dem König eine Maitresse zu geben? daß ich den Herzog von Aiguillon zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und den Herrn von Boynes zum Seeminister gemacht? daß der Kanzler und der Generalkontrolleur meiner bedarf? man bedenke sich also und mache mich nicht ärger-

lich!" Durch diese Worte wurden die Generalpächter so erschreckt, daß sie schwiegen und die Forderung auf der Stelle bewilligten. Er war noch so unverschämt, sich dieses Zwangsmittels und der Demüthigung der Pächter zu rühmen. Die Pächter beschwerten sich aber doch deshalb bei der Gräfin, und diese gab dem Poltron den ernstlichen Rath, sich dergleichen nicht wieder zu Schulden kommen zu lassen, und die Weisung sich einige Zeit auf sein Marquisat de l'Isle, welches ein Geschenk des Königs war, das jährlich 300,000 Livres eintrug, zu begeben, und künftig die Zunge siebenmal im Munde herumzudrehen, ehe er etwas spräche. Er gehorchte freilich, aber kurze Zeit darauf begieng er aufs neue die Unverschämheit öffentlich zu sagen, daß er jetzt schon die fünfte Million durchbringe. Man wird begreifen, daß das sehr wohl möglich war, wenn man hört, daß er eines Tages, außer dem Gelde, welches er bei sich hatte, noch 7000 Louisd'or auf sein Ehrenwort verlor. Denjenigen, die ihn beklagten, gab er mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn zur Antwort: Lassen Sie sich das nicht irren, Brüderchen (Ludwig) bezahlt alles.

Eben so kopflos und schändlich handelte der Gemal der Gräfin an König und Vaterland. Er lebte Tag für Tag in den schändlichsten und schmutzigsten Ausschweifungen und war nie bei Gelde, ob er gleich jährlich 60,000 Livres Einkünfte hatte, und noch von der Gräfin manche Summe bezog. Ohn-

geachtet er wegen seiner tollen Streiche vom König die Weisung erhalten hätte, sich nicht in Paris sehen zu lassen, so reisete er doch unter einem erdichteten Vorwande dahin, und meldete seiner Gemalin seine Ankunft. Diese schrieb ihm, daß zuverlässig an seinem Vorgeben kein Wort wahr sey, und daß sie blos unter der Bedingung dem König nichts von seinem Ungehorsam melden wolle, wenn er nie wieder etwas von sich hören ließe. Allein der Graf antwortete, er habe leider die Thorheit begangen und an den Marquis von Chabrillant, welcher sich rühmte ehemals eine gewisse Krankheit von ihr empfangen zu haben, tausend Louisd'or verspielt. Er hätte bereits seinen Bruder um Geld angesprochen, dieser habe aber mit seinen eignen Schulden genug zu thun, und ihn abgewiesen. Sie möchte ihm also gleich diese Summe schicken, die ohnedieß kaum der Rede werth wäre, dagegen verspreche er ihr, künftig nicht mehr so hoch zu spielen und ihr nicht wieder beschwerlich zu fallen. Die Anmerkung von der Krankheit vermochte die Gräfin, ihm auf der Stelle die Summe zu schicken, und noch tausend Louisd'or zur Rückreise. Zugleich aber schrieb sie ihm, daß sie ihn, wenn er nicht binnen acht Tagen abreisete, zu finden wissen würde. Er that es, aber nach acht Tagen war er schon wieder da und zwar unter dem lächerlichen Vorwande, die boshafte Nachrede zu widerlegen, daß er todt sey. Diese vorsetzliche Beleidigung brachte die Gräfin so in Wuth, daß sie

auf

auf der Stelle zu Meaupou gieng, und sich eine versiegelte Cabinetsorder für ihr Schwein von Manne, wie sie ihn nannte, geben ließ, durch welche er auf Lebenszeit verbannt wurde.

Diese Behandlung war, wie man sieht, nothgedrungen; denn sonst hatte sie den König stets bewogen, reichlich für die Dubarrys zu sorgen. Dem Vicomte Dubarry, dem Sohne ihres Schwagers, verschafte sie eine Fräulein von Tournon, welches mit den vornehmsten Häusern verwandt war, zur Ehe, und vom König ein beträchtliches Geschenk. Einem Ritter Dubarry, einem Bruder ihres Mannes, verschafte sie ebenfalls eine sehr beträchtliche Heirathsparthie. Weil die Güter seiner Braut, die jährlich 60,000 L. eintrugen, sehr verschuldet waren, und die Familie der Braut sich daran stieß, so gab der König dem Bräutigam 500,000 L. Ausstattung zur Bezahlung der Schulden. Ueberdieß bekam er die Anwartschaft auf die Gouverneurstelle seines Schwiegervaters. Außerdem erhielt der vormalige Liebhaber der Gräfin bei der Verheirathung seines Sohnes mit der Tournon 10,000 Louisd'or, und nach der Hochzeit noch 20,000, zur Bezahlung seiner Spielschulden. Bei der Verheirathung seines Bruders, des Ritters, bekam er ohngefähr eben so viel.

Wenn Menschen, wie die Dubarry, Meaupou, Aiguillon und Terray, einen Staat regieren, so

muß er zu Grunde gehen. Im Punkte der Verschwendung, und der Herrschsucht waren sie stets einstimmig, aber unter sich haßten und verachteten sie einander und mußten es. Wie wäre auch da Achtung möglich gewesen, wo eins von dem andern bestimmt wußte, daß nicht ein Funken von Tugend und Rechtschaffenheit im Herzen glimme, daß jedes im Fall zu jeder Niederträchtigkeit bereit sey. Daher fürchtete auch jedes Glied dieser abscheulichen Gesellschaft das andre, suchte ihm eine Falle zu legen; und ihm seinen Einfluß zu rauben. Ludwig wußte es, und erhielt sie absichtlich im Streit. Der Herzog von Aiguillon schrieb an die Gräfin: Der Kanzler ist ein Heuchler, ein Betrüger, der Sie bei der königlichen Familie anschwärzt. Stehen Sie mir nicht bei, ihn zu stürzen, so sind Sie selbst ohne Rettung verloren. Stellen Sie also dem König die eigenmächtigen Unternehmungen des Kanzlers in ihrer ganzen Fehlerhaftigkeit vor, schildern sie ihm den Haß der Prinzen, der Pairs, und der ganzen Nation, ich werde stets dieselbe Sprache führen. Ich werde aufmerksam auf sein Betragen seyn, und ihn so zu verwickeln suchen, daß er uns nicht entgeht, und uns am Ende die Waffen selbst in die Hand giebt. — Damit stimmte auch der Abbé Terray überein.

Der Kanzler an seinem Theile wußte, daß beide ihn haßten, und vergalt Gleiches mit Gleichem. Bei allen Befehlen, welche dem Publikum

mißfielen, auch wenn sie von ihm selbst herkamen, wußte er das Gehässige auf sie zu bringen. Wenn man um Zurückberufung vieler Verbannten anhielt, so äußerte er eine herzliche Theilnahme an ihrem Schicksale und einen lebhaften Unwillen gegen die häufigen versiegelten Verhaftsbefehle, welche, wie er sagte, fast sämtlich dem Abbé Terray und dem Herzog von Aiguillon beizumessen wären. Den erstern nannte er gegen seine Freunde einen stolzen Mandarin, der den Leuten das Pistol auf die Burst setzte, um die Staatseinkünfte zu vermehren; den zweiten einen Tyrannen, der alles würgen und fressen möchte. Darin hatte er auch Recht, wenn er nur selbst besser gewesen wäre. Um zu demselben Ziele auf zwei Wegen zugleich zu kommen, schloß er sich an die königliche Familie, welche die Dubarry und ihren Anhang tödtlich haßte. Er schalt die Niederträchtigkeit derjenigen, welche sich unter ein gemeines berüchtigtes Weibsbild schmiegten, und trieb seine Heuchelei bei der frommen Prinzessin Louise, welche der König sehr liebte, so weit, daß er einesmals niederkniete und bei einer gewissen Gelegenheit um den göttlichen Beistand betete. Unaufhörlich reizte er die königliche Familie zum Unwillen gegen die Gräfin, und den von ihr beherrschten Ludwig, und entfernte beide Theile immer weiter von einander. Er war es vorzüglich, der Ludwig einst den Ausruf abnöthigte, daß ihn seine Kinder nicht mehr lieb hätten.

So wie die drei Männer sich gegenseitig bekriegten, so waren sie wieder einig, die Gräfin zu stürzen. Jeder von ihnen trug sich bestimmt mit dem Projekt, dem König eine Maitresse zu geben, über welche er mehr Einfluß hätte, als über die Dubarry. Indessen war sie zu mißtrauisch, und hatte zu großen Einfluß auf den König, als daß man es allzurasch hätte treiben können. Man schlug daher einen Weg ein, der gar nicht gefährlich für die Intriguanten werden, und doch unter gewissen Umständen sehr bald zum Ziele führen konnte. Weil man wußte, daß der Ehrgeitz der Gräfin nach einer heimlichen Trauung mit dem König strebte, so suchte man sie in diesem Vorsatz zu bestärken. Der Kanzler Meaupou schrieb ihr, daß er über dieses Projekt mit dem Herzog von Aiguillon gesprochen, und daß sie beide dasselbe nicht eben unmöglich fänden. Sie habe ja das Beispiel der Maintenon für sich, und noch dazu günstigere Umstände als jene. Ludwig XIV. sey ein stolzer und harter Mann gewesen, der jetzige König sey sanft und lenksam, auch habe die Maintenon, als bejahrte Person, unmöglich den Einfluß auf Ludwig behaupten können, den sie bisher behauptet habe, und künftig behaupten werde. Er werde bei dieser Sache nicht müssig seyn, wenn sie ihm bei seinen Projekten mit ihrem Einfluß an die Hand gehen wollte. Der Herzog von Aiguillon, an welchen sie sich wegen der für den Fall nothwendigen Trennung von ihrem Manne gewendet hatte, versprach ihr, sich bei dem Päbstlichen

Nuntius dahin zu verwenden, daß der Pabst ihre Ehe trennte. Er ließ sie auch eine Bittschrift an den Pabst unterschreiben, aber weiter ward die Sache nicht getrieben. Denn die Gräfin hatte bald Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß der König sich nie in eine solche Verbindung mit ihr einlassen werde. Man hatte nehmlich bemerkt, daß er die Prinzessin Lamballe besonders auszeichne und gern um sie sey; man war daher geneigt zu glauben, daß er den Einfall bekommen könne, sie zu heirathen, und der bessere Theil der Großen wünschte es. Die Gräfin Dubarry, welcher Ludwig die Reize und Eigenschaften dieser Prinzessin vorgerühmt hatte, glaubte es ebenfalls, und machte dem König Vorwürfe darüber, sie erhielt aber eine Antwort von ihm, wie sie noch keine erhalten hatte: Madam, sagte Ludwig, ich könnte wohl noch etwas schlechteres thun! Bei diesem Ausdrucke rollten der tiefgedemüthigten Gräfin Thränen über die Wangen, und Ludwig verließ sie, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Uebermuth der Gräfin Dubarry. — Kabalen des Duc d'Aiguillon gegen sie. —

Wirklich war es Zeit, daß der bejahrte König wieder eine männliche Gesinnung zeigte. Denn ganz Paris, ja ganz Frankreich ärgerte sich längst schon an dem Verhältniß, in welchem er bisher gegen die Gräfin gestanden hatte. Alles, was nur der tolle Kopf oder die Wollust derselben erfinden konnte, ward von ihm genehmigt und ausgeführt. Wir übergehen die schaamlosen Auftritte, welche nicht selten im Beiseyn eines oder mehrerer Zeugen vorfielen, und jeden rechtlich Denkenden gegen einen alten Mann von mehr als 60 Jahren aufbringen mußten. Wir bleiben nur bei zwei bekannten Zügen stehen. Die Gräfin hatte einen kleinen Mohr, mit welchem sie ihre Ausschweifungen methodisch trieb. Dieser durfte sich nicht bloß ungewöhnliche Freiheiten und Neckereien gegen den Monarchen herausnehmen, sondern Ludwig ernennte ihn als Bedienten zum Gouverneur des Schlosses Lucienne, und ließ für diese Posse eine gesiegelte Bestallung vom Kanzler ausfertigen. Doch was sagen unsre Leser dazu daß Ludwig sich unter dem Namen la France in die Zahl der Bedienten der Gräfin aufnehmen ließ? daß er

ihren Befehlen gehorchte, und ihr des Morgens den Kaffee kochte, oder das Frühstück bereitete? Als er sich eines Tages während des Kaffeekochens mit einem Gesandten unterredete, und nicht auf den Kaffee Acht gab, rief die Gräfin aus dem Bette: So gieb doch Acht, la France, dein Kaffee läuft ja zum Teufel. That das der König, so durfte man sich nicht wundern, wenn die übrigen Hofleute thaten oder ertrugen, was unter ihrer Würde war. Der Herzog von Tresmes, über dessen Buckel die Gräfin bisweilen spottete, schrieb einst, als er sie nicht zu Hause fand, an ihre Thür: Der Affe der Frau Gräfin ist da gewesen, um ihr aufzuwarten, und Spaß zu machen. Der Prinz von Condé sprach von ehrfurchtsvoller Aufwartung, und der Herzog von Orleans ließ sich von ihr einen alten Dickbauch nennen.

Im Anfange freilich, ehe sich die Gräfin so fest gesetzt hatte, waren die Prinzen nicht so unterwürfig, im Gegentheil behandelten sie dieselbe oft sehr unhöflich, ob sie sich gleich alle Mühe gab, ihre Freundschaft zu gewinnen. Dafür brachte sie aber auch in der Folge den König so sehr gegen dieselben in Harnisch, daß die meisten vom Hofe entfernt lebten. Eine Zeitlang trotzten sie der königlichen und gräflichen Ungnade, und ertrugen die Entfernung vom Hofe mit einer Art Uebermuth. Allein die lange süße Gewohnheit, an den Klätschereien und Intriguen des Hofes Theil zu nehmen, und dadurch die Gedankenleere auszufüllen, welche sich beim Reichthum so oft zeigt, und so beschwerlich

ist; die Zerstreuung, welche die Hoflustbarkeiten gewährten; hie und da eine Schuldenlast, welche der König mittragen helfen sollte, diese oder jene Aussicht auf ein einträgliches Amt oder Heirath, die ohne den Willen des Königs nicht geschehen konnte, machten diese vornehmen Personen biegsamer. Einer nach dem andern ließ sich durch einen zurückgebliebnen Freund als reuigen Sünder melden, entschuldigte sich so gut als möglich bei der Dubarry, und gab die treuesten Versicherungen von künftigem Respekt und Freundschaft, und die Dubarry war eben nicht rachsüchtig. Sie schimpfte etwa auf einen und den andern, ließ ihn aber doch zurückkehren, ohngeachtet sie in jedem Zurückkommenden einen Feind sahe. Bisweilen geschahe es wohl, daß der alte Adelstolz die Prinzen zu einer oder der andern respektwidrigen Handlung oder Rede verleitete, dann mußten sie aber auch zur Strafe im Vorzimmer warten, oder wurden abgewiesen. Diesen Formalitätenkrieg führte die Gräfin gegen alle Prinzen fort, so lange Ludwig lebte.

Wichtiger war der Krieg, den sie einige Zeit vor dem Tode des Königs mit dem Herzog von Aiguillon führte. Ob dieser Mann sich gleich nicht eben über sie beschweren konnte, weil sie ihm wirklich sehr bedeutende Gefälligkeiten und Dienste erzeigt hatte, und noch erzeigte, so trieb ihn doch die Herrschsucht, welche nie gesättigt wird, selbst wenn sie alles erlangt hat, die Gräfin zu verdrängen, und sich dem Könige ganz unentbehrlich

zu machen. Da er wußte, daß der König in dem Maaße, als er sich zu seinen bisherigen Ausschweifungen unfähig fühlte, Reue und Gewissensbisse empfände, und also ohngefähr auf dem Punkte stände, wo Ludwig XIV. einige Jahre vor seinem Tode stand, so faßte er das Projekt auf, dem König eine kluge Frau zuzugesellen, die etwa das für ihn wäre, was die Maintenon für Ludwig XIV. gewesen war. Er fand zu dieser Rolle eine gewisse Madam Pater, eine Holländerin, besonders geschickt, die schon vorher Ludwigs Lüsten gedient hatte, und sich nun von ihrem Manne scheiden lassen mußte, um dem Könige heimlich angetraut werden zu können. Freilich wußte er noch nicht, ob er die Zustimmung des Königs erhalten würde, und unter welchen Bedingungen, aber er traf doch unter der Hand alle Anstalten, um bei einer günstigen Gelegenheit mit seiner Parthie hervorzutreten, namentlich unterrichtete er die Pater, die jetzt den Titel einer Frau von Neukirch führte, wie sie mit Ludwig verfahren müßte, um ihn fest zu halten. Er schilderte ihr den König als einen abgelebten Wollüstling, dem man den Genuß erschweren müßte, um seine Unbeständigkeit zu fesseln, als einen Frömmling, bei dem man zur rechten Zeit Gewissensvorwürfe erregen und unterhalten müßte, mit einem Worte, er brachte die ehemalige Praktik der Maintenon in ein kurzes und faßliches System.

Entweder hatte er den Kanzler in sein Interesse zu ziehen gesucht, oder dieser hatte durch sei-

ne Spions das Vorhaben erfahren, kurz, er entdeckte es gleich der Dubarry, und diese schrieb dem Herzog einen Brief, der ihn schildert, wie er war. „Sind Sie es, schrieb sie, den ich Vorwürfe machen muß? Sie, den ich aus der Hand des Henkers gerissen, gegen den ich Schwachheiten fühlte, den ich mit Ehrenstellen überhäuft habe, der meine Füße küssen sollte? Sie Niederträchtiger führen dem König eine andere Person zu, um Ihre Wohlthäterin zu stürzen? Ich habe Beweise von Ihrer eignen Hand. Jenes Ungeheuer *), das in seiner Höhle sitzt, und meine Ehre vernichtet, ist ein Gott, in Vergleichung mit Ihnen. Verzweiflung, Wuth und Rachgier foltert meine Seele. Aber ich will im Uebermaaß meines Zorns zum Könige eilen, ihm mein Verbrechen, und das Ihrige gestehen, ihm Ihr Schreiben vorlegen, und ihn um gerechte Strafe bitten. Ich werde Sie verfolgen bis in die Hölle, ich will alles wagen, was ein beschimpftes Weib wagt rc.“ Bei diesem Briefe ward dem Herzog von Aiguillon nicht wohl zu Muthe. Er erinnerte sich der vorigen Zeiten, und wußte, was ihn unter gewissen Umstän-

*) Ein gewisser Morande, welcher alle skandalösen Auftritte zwischen ihr und dem König aufgezeichnet hatte, und nach London geflüchtet war, um sie drucken zu lassen. Die Gräfin kaufte, nach vielen Unterhandlungen, dem Schriftsteller sein Manuscript für 50,000 Livres, und eine ansehnliche jährliche Pension ab.

Umständen noch treffen konnte. Er begab sich also gleich zur Gräfin, warf sich ihr zu Füßen, gestand alles, und versprach, was ihm möglich war. Er erhielt auch Verzeihung, doch unter der Bedingung, die Frau von Neukirch sogleich fahren zu lassen, und nie einen ähnlichen Plan auf die Bahn zu bringen.

Der Dauphin, der unglückliche Ludwig XVI., war der einzige, welcher nie sich zur Vertraulichkeit mit der Dubarry herabließ, im Gegentheil ergriff er jede Gelegenheit, ihr seinen Unwillen und seine Verachtung zu erkennen zu geben. Die Gräfin rächte sich dafür, daß sie den König gegen ihn erbitterte, und hie und da über ihn spottete. Daraus entsprangen mehrere unangenehme Auftritte. Der Dauphin nahm die Sache stets ernsthaft, die Dauphine hingegen erlaubte sich hie und da Neckereien. Wenn diese den König belustigten, so erwarb die Ernsthaftigkeit und Strenge dem Dauphin die Liebe und Achtung des Volks, welches die Dubarry und ihren Anhang tödtlich haßte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Schilderung des französischen Hofes. — Schreckliche Lage des Volkes. — Freimüthigkeit des Abbe' de Beauvais. — Der König bekommt durch Ansteckung die Kinderblattern. — Sein schreckliches Ende.

Wir haben bis jetzt den König nebst seinen nächsten Umgebungen kennen lernen; es ist nöthig, daß wir auch einen Blick auf den Hof und das unglückliche Frankreich werfen. Der Hof war schon unter Ludwig XIV. verdorben, er ward es noch mehr, unter dem Regenten, und sank unter Ludwig XV. vollends auf die niedrigste Stufe herab. Die Geschichtschreiber der damaligen Zeit können den Verfall des Adels nicht traurig genug beschreiben. Schon unter Ludwig dem XIV. hatte man angefangen zu zweifeln, daß ein gescheuter Mann nach sittlichen Grundsätzen handle, wenn er auch den Schein vor sich trüge. Unter Ludwig XV. war es so weit gekommen, daß man niemand am Hofe einen Funken von Rechtschaffenheit mehr zutraute, selbst bei guten Handlungen legte man irgend eine schändliche Nebenabsicht unter, ja man traute sich selbst nicht. Man machte daraus weder bei sich noch bei andern ein Geheimniß. Was will man machen? war der ewige Ausruf, wenn jemand etwas that, worüber sein Gewissen ihm Vor-

würfe machte. Bewies jemand Uneigennützigkeit, machte er dem Staate oder einzelnen Personen zu Liebe Aufopferungen, so hieß er ein Thor, der noch an Menschentugend glaubte. Wahrhaft religiöse Gesinnungen gab es eigentlich gar nicht mehr. Denn was man mit diesen Namen belegte, waren alte Erinnerungen aus den Zeiten der Kindheit, die blos, weil sie angenehm waren, beibehalten wurden, ohne übrigens etwas Böses zu verhindern, oder etwas Gutes hervorzubringen. Im Gegentheil war es Ton, über den Aberglauben eben sowohl, als über das, was für jedes Menschen Ruhe unentbehrlich ist, zu spotten. Der Grundsatz der meisten Hofleute war, den gegenwärtigen Augenblick zu genießen, dem Körper wohlzuthun und die Langeweile durch vervielfältigten oder erhöheten Genuß zu vertreiben. Darunter stand das Laster der Wollust oben an, das man methodisch studierte und methodisch trieb. Die Bande der Ehe hielten weder einen noch den andern Theil mehr von den Ausschweifungen ab; ja man betrachtete die Untreue als einen erhöheten Grad des sinnlichen Vergnügens; niemand erröthete mehr die Unschuld zu verführen, weil niemand der Unschuld zutraute unverführt bleiben zu wollen; die entnervten Wollüstlinge fanden nicht mehr bei Personen von ihrem Stande Befriedigung, sie warfen sich öffentlichen Kreaturen in die Arme. Die ekelhaftesten Krankheiten waren eine Folge der abscheulichen Lebensart und sie wurden

so gemein, daß man sich nicht schämte es laut zu sagen, wenn man angesteckt gewesen war.

Der Aufwand, welcher mit dem Hange zur Wollust gewöhnlich verbunden ist, und dann kopflos getrieben wird, hatte die Vermögensumstände der meisten Familien zerrüttet. Um die Forderungen der Gläubiger zu befriedigen, und seine Verschwendungen fortsetzen zu können, bewarb man sich um einträgliche Stellen, und erlaubte sich jede Niederträchtigkeit, um dazu zu gelangen. Diejenigen, welche diese Stellen vergaben, hatten denselben Zweck Geld zu gewinnen; es läßt sich also leicht denken, daß sie nur dem zu Theil wurden, der die vortheilhaftesten Bedingungen machte, wäre er auch noch so unfähig und boshaft gewesen.

Welches Heer von schädlichen Folgen begleitete diese Verfahrungsart! Alles nagte an dem unglücklichen Volke. Jeder wollte die Stelle, die er besaß, möglichst nutzen, entweder um seine Ausgaben zu bestreiten, oder von dem Gelde, das ihm der Ankauf desselben kostete, gute Zinsen zu ziehen. Die Auflagen wurden mit schrecklicher Härte herbeigetrieben, kleine Vortheile obendrein gefordert, der Vermögenszustand eines jeden ausgespürt, und wo noch etwas zu nehmen war, genommen. Aeußerten die Unglücklichen einen gerechten Unwillen, so war niemand da, der sich ihrer annahm. Zum König ward niemand gelassen damit er das Elend des Volks nicht in seinem gan-

zen Umfang kennen lernen sollte, und die, welche an der Spitze saßen, hiengen mit den Unterbedienten zu genau zusammen, waren fast alle zu sehr gravirt, als daß sie einen Verweis oder Strafe hätten geben können oder wollen. Wurden die Gedrückten zu laut, so warf man sie in die Gefängnisse, die stets angefüllt waren. Die schrecklichen Auflagen, die steten Plackereien und die Unsicherheit des Eigenthums oder Erwerbes, verbreiteten Muthlosigkeit und Schlafheit unter dem arbeitenden Theile des Volks. Der Landmann bauete nur so viel, daß er nicht mit den Seinigen verhungerte; der Handwerker arbeitete nicht mehr als dieser; wer etwas hatte, verbarg es, um nicht wohlhabend zu scheinen; die Familien isolirten sich, um nicht verrathen zu werden. Von einem Ende des Reichs bis zum andern ertönten Klagen über den Luxus der Großen, über die Faulheit und Unfähigkeit des Adels, über schlechte Verwaltung der Justiz, über die Unfähigkeit oder Bosheit der Minister. Ueber die Theurung des Brods ward am lautesten geklagt; es entstand hier und da Aufruhr, der bloß durch Militairgewalt unterdrückt werden konnte, weil die verzweifelnden Hausväter in dieser Noth selbst das Schaffot nicht mehr fürchteten. Die allgemeine Noth brachte eine sehr kühne Sprache hervor und zwar nicht bloß von Seiten derer, welche darunter litten, sondern auch von Seiten ernsthafter Männer, welche voraussahen, daß dieser Zustand ein schreckliches Ende nehmen müsse, wenn

man nicht noch bei rechter Zeit einbeugte. Es erschienen von Zeit zu Zeit äußerst freimüthige Schriften, in welchen dem König gerathen wurde, dem Elende des Volks abzuhelfen, die Abgaben zu vermindern, den Plackereien Einhalt zu thun, die Brodpreise herabzusetzen, die Verschwendung am Hofe einzuschränken, die verhaßten Minister fortzujagen, Männer herbei zu rufen, welche guten Willen und die Achtung des Volks besäßen, und die Parlamente wieder zur Handhabung strenger Gerechtigkeit zu ermächtigen.

Aber wußte denn der König das Unglück seines Reichs gar nicht? Allerdings, wenn auch nicht im ganzen Umfange. Man sahe ihn oft düster und mürrisch, und man hat wohl nicht unrecht, wenn man behauptet, daß ihm die Krone in den letzten Jahren seines Lebens so zur Last geworden sey, daß er den Entschluß geraume Zeit bei sich getragen, die Regierung dem Dauphin zu übergeben. Aber warum half er den Klagen nicht ab, wenn er sie kannte, und legte die Regierung nicht nieder, wenn die Last derselben seinen Schultern zu schwer wurde? Er war zu schwach irgend einen bestimmten Entschluß zu fassen. Die lange süße Gewohnheit, von allen als die erste Person behandelt zu werden, und alle Wünsche befriedigen zu können, hielt dem unangenehmen Geschäfte der Regierung ungefähr das Gleichgewicht. Gern hätte er diese dem Dauphin aufgebürdet und bloß das Angenehme für sich behalten, aber dann hielt er sich wieder nicht für sicher ge-

nug. Daß seine Günstlinge, welche nur durch ihn sich vor dem Hasse des Volks schützen konnten, ihm von einem solchen Entschluß abgerathen haben, wird jeder leicht glauben. Auf der andern Seite hatte er auch den Muth nicht durchzugreifen und in die immer zunehmende Verwirrung wieder Ordnung zu bringen. Es schien ihm nicht möglich, daß ein gründliches Heilmittel angewendet werden könnte; er hätte seinen Neigungen Gewalt anthun müssen, das wollte er nicht; oder er hätte die vornehmsten Günstlinge ihrer Stellen müssen entsetzen und eine strenge Untersuchung über sie ergehen lassen, das wollte er auch nicht und konnte nicht; denn er selbst drückte sein Reich als Kornwucherer, und hatte seinem Finanzminister die Vollmacht gegeben, immer Geld zu schaffen. Dabei hoffte er so mit durchzukommen; um das Wohl der Nachkommen bekümmerte er sich nicht. Es ist ein großes Unglück, wenn ein mittelmäßiger Kopf, wie Ludwig, die wenigen Grundsätze verliert, die ihn sonst zu einer gewissen Art zu handeln bestimmten; er ist sich und andern zur Last und begeht eine Menge Thorheiten. Ludwig klagte z. E. oft darüber, daß er mit lauter Schurken umgeben sey, und lobte die ehrlichen Leute, aber er wurde die letztern leicht satt, und hatte, wie alle schwache Menschen, eine gewisse Achtung für die Schurken. Er war nicht grausam und gewaltthätig von Natur, aber nie wurden mehr Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten begangen als unter seiner Regierung; er wußte sie, hielt sie aber, wie die

Sachen stunden, für unvermeidlich. Gegen die Einwürfe seiner Minister konnte er gar nicht mehr stehen, wenn sie etwas durchsetzen wollten. Er fühlte, daß sie unrecht hatten, er sagte: nehmt euch in Acht, ihr werdet eine Thorheit begehen, aber er unterschrieb doch allemal. Sie merkten sehr gut, daß er sich keinen eignen Willen zu haben getraute, und widersprachen ihm mit desto mehr Zuversicht.

Je mehr er die Abnahme seiner Kräfte fühlte, je deutlicher sich ihm täglich der elende Zustand seines Reichs vor Augen stellte, je gewohnter er aller Art von Ausschweifungen geworden war, desto düsterer, mürrischer und eigenwilliger ward er, und es trug sich mehr als einmal zu, daß er selbst der Dubarry überdrüssig wurde, und ihr manche Unannehmlichkeit sagte. Als sie dem Abbé Terray ihre Noth klagte, erhielt sie den Rath, alle Eifersucht aufzugeben, dem König von Zeit zu Zeit eine ausgezeichnet schöne Person zuzuführen, und sich dadurch ein Recht auf seine Erkenntlichkeit zu erwerben. Sie that es; der König wußte es ihr Dank; aber die Düsterheit verließ ihn nicht mehr. Er ward durch einzelne Umstände in dieser Stimmung unterhalten. Der Marquis von Chauvelin, einer seiner Lieblinge, der einer sehr blühenden Gesundheit genoß, und an allen Schwelgereien Theil genommen hatte, starb bei einer seiner Ausschweifungen, vor seinen Augen, am Schlage. Der Marschall von Armentieres, der mit Ludwig von gleichem Alter war, hatte dasselbe Schicksal.

Diese beiden Todesfälle schwebten ihm beständig vor den Augen und ließen ihm ein gleiches Schicksal befürchten. Er kam im Gespräche immer wieder auf diese zurück.

Dazu kamen noch die Gewissensunruhen, welche der freimüthige Abbé de Beauvais, nachmals Bischof von Senez, durch eine Predigt bei ihm rege gemacht hatte. Er zeigte Ludwig an dem Beispiel des Königs Salomo, wie ein König nach und nach die Liebe seiner Unterthanen verlieren könne, namentlich wenn er sich auf Weiber und Günstlinge verließe; er schilderte an Salomo's Beispiele die ganze wollüstige Lebensart des Königs so anschaulich, daß jeder im Stillen nur, statt des Namens Salomo, Ludwigs Namen zu setzen brauchte, um alles zu verstehen. Unter andern sagte er: Als jener König sich an allen Lüsten mit einer Menge von Weibern gesättigt hatte, so suchte er am Ende noch, um seine erstorbenen Sinne wieder zu beleben, eine neue Art von Wollust bei den Ueberbleibseln der öffentlichen Liederlichkeit.

Die Dubarry, welche sich in dieser Stelle nicht verkennen konnte, und sich nach der Sitte ihrer Zunftgenossinnen gleich mit jedermann herumzankte, schrieb dem Prediger noch an demselben Abend folgenden Brief: „Mein Herr Abbé! Sie haben mit einer unerhörten Unverschämtheit gepredigt. Anstatt die Gesetze der Schonung und Sanftmuth zu beobachten, welche das Christenthum befiehlt, haben Sie sich unterstanden, die

Lebensart unsers Monarchen in den Augen des Volks verhaßt zu machen, da er doch gerade der war, den Sie schonen, dessen Schwachheiten Sie vor dem Volk entschuldigen sollten. Glauben Sie mir auf mein Wort, nicht ein christlicher Eifer, nein, der Ehrgeitz, die Begierde etwas zu werden, hat ihre Zunge geleitet, und wenn ich an der Stelle des Königs wäre, so würde ich Sie in ein entlegnes Dorf verbannen, damit Sie vorsichtiger würden, und nicht mehr die Unterthanen gegen den, ihnen von Gott rechtmäßig gegebnen, Herrn aufwiegelten. Ich weiß zwar nicht, was der König thun wird, aber wahrscheinlich haben Sie zu viel auf seine Güte gerechnet. Schwerlich haben Sie von mir diese christliche Vermahnung erwartet, indessen werden Sie wohl thun, wenn Sie sich derselben zu Ihrem Besten bedienen. Hier haben Sie meine Predigt, der Himmel gebe seinen Segen dazu."

Wir wissen nicht, was, und ob der Redner der Gräfin auf diesen Brief geantwortet habe; aber das ist bekannt, daß die Gräfin dem König sehr anlag, ihn zu verweisen, daß aber der König antwortete: der Mann habe seine Pflicht gethan, daß er den Redner sehr freundlich empfieng, und zum Erzbischof von Senez ernannte. Derselbe Abbé sprach auch in der Folge stets mit derselben Freimüthigkeit. Eines Tages, als er gegen die wollüstigen Greise losgezogen hatte, welche noch unter dem Schnee ihres Hauptes die unreinen Flammen sündlicher Begierden nährten,

sagte der König beim Ende des Gottesdienstes zu dem Marschall von Richelieu: Mich dünkt, der Prediger hat heute manchen Stein in Ihren Garten geworfen! Ei wohl, erwiederte Richelieu, und zwar mit einer solchen Heftigkeit, daß verschiedne davon bis in den Park von Versailles geflogen sind.

Weil die Düsterheit des Königs sich allzusichtbar verstärkte, und man von seinen öftern frommen Aeußerungen einen sehr ernsthaften Entschluß befürchtete, so beschlossen die Günstlinge, nach einer bei der Dubarry gehaltenen Versammlung, dem König in Trianon ein schwelgerisches Fest zu veranstalten, und ihn dabei eine äußerst reizende Person, die Tochter eines Müllers, zuzuführen, nach welcher ihm längst gelüstet hatte. Aber diese Person trug bereits das Gift der Blattern in ihrem Körper, und steckte den König an, der gleich am folgenden Tage bettlägerig ward. Die Nachricht von dieser Krankheit verbreitete sich schnell von einem Ende des Reichs zum andern, und erzeugte den geheimen Wunsch, daß das Uebel tödtlich seyn möchte. Dem König verschwieg man im Anfange den wahren Namen seiner Krankheit; man konsulirte mehrere Aerzte, man wendete eine Menge Mittel an, die aber sämmtlich fruchtlos waren. Den Dauphin ließ man nicht zu seinem Großvater, indem man sagte, daß die Krankheit ansteckend sey, und daß er nicht befugt wäre, seine Gesundheit, auf welche der Staat ein Recht habe, in Gefahr zu setzen. Er

ward darüber so empfindlich, daß er sich mit der Dauphine einschloß, und niemand vor sich ließ. Auch der Erzbischof von Paris ward in den ersten Tagen der Krankheit nicht zum König gelassen. Blos die Dubarry und ihre beiden Aerzte blieben Tag und Nacht bei dem König, und entfernten alle, denen sie nicht trauten. Am fünften Tage der Krankheit erfuhr er durch seinen Wundarzt den Namen seiner Krankheit und die Gefahr, in welcher er schwebe.

Nach Soulavies Berichte soll er sich bei dieser Nachricht gegen die Dubarry auf folgende Weise geäußert haben: Habe ich die Pocken, so bin ich in Gefahr, theils wegen meines Alters, theils meiner übrigen Krankheiten wegen. Ich darf nicht vergessen, daß ich der allerchristlichste König, und der älteste Sohn der Kirche bin. Vielleicht müssen wir uns trennen. Ich mag eine Scene nicht wiedersehen, wie die zu Metz war. Gieb dem Herzog von Aiguillon Nachricht von dem, was ich dir sage, damit er in Absicht auf dich die nöthigen Maaßregeln nehme, falls meine Krankheit tödtlich werden sollte. — Darauf befahl er dem Herzog von Aiguillon, die Gräfin auf ihre Güter in Ruelles zu bringen, und bat die Herzogin sich ihrer in der Zukunft anzunehmen. Des Nachmittags besuchte die Dubarry den König noch einmal auf einen Augenblick, und mußte ihm versprechen, wieder an den Hof zu kommen, wenn sich die Krankheit heben sollte. Er versetzte

sich in diesem Augenblick noch einmal in die vorigen Zeiten, und schien kein ernsthafter Sterbende zu seyn. Bei der Abreise nach Ruelles erfuhr die Gräfin manche Beleidigung von Seiten der Hofleute, welche dem Thiere in der Fabel glichen, das dem kranken Löwen einen Fußtritt gab. Gleich darauf erhielten auch die Dubarrys die Weisung, sich von Versailles zu entfernen, und die Gräfin fand bei ihrer Ankunft in Ruelles Gelegenheit, Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge anzustellen. Kaum war sie fort, so verlangte der König wieder nach ihr. Als man ihm aber sagte, daß sie schon abgereiset sey, so verschlimmerte sich seine Krankheit, und er fieng an zu glauben, daß er sterben werde.

Noch immer waren diejenigen, welche ihn umgaben, besonders der Herzog von Richelieu, dagegen, daß man dem König etwas von der letzten Oelung sagte. Er drohete sogar dem Pfarrer von Versailles, ihn zum Fenster hinauszuwerfen, wenn er ein Wort davon erwähnte. Am siebenten Tage verlangte der König die Sakramente selbst. Das Beichtformular lautete so: „Ob„gleich der König von seinem Leben nur Gott al„lein Rechenschaft zu geben hat, so erklärt er „doch, daß es ihn gereue, seinen Unterthanen „ein Aergerniß gegeben zu haben, und er ver„spricht, künftig nur für den Schutz der Religion

„und das Wohl seiner Völker zu leben, wenn er „am Leben bleibt.“ Die heilige Genoveva erhielt ansehnliche Geschenke, damit sie sich für das Leben des Königs verwenden möchte.

Seitdem stieg die Krankheit mit jedem Tage. Der König hatte den gräßlichen Anblick, daß sein Körper theilweise in Fäulniß übergieng, und daß die Zahl derer, die sich sonst mit scheinbarer Besorglichkeit und Theilnahme versammelten, immer kleiner wurde. Am Ende blieb ihm fast niemand übrig als seine Töchter, die treulich bei ihm aushielten, und sein Beichtvater, den er allerdings unter den Schmerzen des Körpers nöthig hatte. Denn er mußte demselben gestehen, daß er seinem Schicksal in der Ewigkeit mit Schrecken entgegen sehe. Bisweilen hofte er zwar auf Gottes Barmherzigkeit; öfter aber zweifelte er, daß ihm das Böse, was er gestiftet, je vergeben werden könnte. In solchen Augenblicken der Verzweiflung sprach er von nichts, als von dem Feuerpfuhl, der sich ihm für sein üppiges und wollüstiges Leben öfnete. In den Augenblicken, wo er im Stande war, einen Strahl von Hofnung aufzufassen, versprach er Gott, seinem Volke durchaus ein erbauliches Exempel zu geben.

Doch alles half nichts. Sein durchaus verdorbner und entnervter Leib löste sich auf, seine Arme und Beine giengen vor seinen Augen in Ver-

wesung über, und seine Geschlechtstheile zerfielen in Stücken. Bei diesem Anblick und unter den empfindlichsten Schmerzen, verlangte er ein Kreuz und Weihwasser, um sein Bette zu besprengen, und die bösen Geister zu vertreiben, die er um sich zu sehen glaubte, und ließ eine Menge Messen für seine Rettung lesen. Endlich erlösete ihn der Tod am 10. Mai 1774. von seinem Elend. Die Dubarry überlebte ihren königlichen Liebhaber um 19 Jahre. Sie ward 1793. guillotinirt.

Wie verachtet und gehaßt der König bei seinem Leben gewesen war, zeigte sich bei seinem Tode. In dem Augenblick, wo der Arzt den Ausspruch that, er sey todt, fuhr der ganze Hof nach Choisy, und es blieb schlechterdings niemand bei der Leiche, als die Personen, welche den Dienst hatten. Die Aerzte wollten nicht einmal die gewöhnliche Einbalsamirung vornehmen, weil sie die gänzliche Verdorbenheit des königlichen Körpers fürchteten. Nach zweimal 24 Stunden ward derselbe nach St. Denys zum Begräbniß geschaft. Aber welch ein Leichenzug war das! Man hatte den Sarg in eine Jagdkutsche gesetzt, so, daß er aus beiden Thüren hervorragte, und man fuhr nicht etwa langsam, sondern jagte über Stock und Steine, und die Begleiter zeigten eine unanständige Lustigkeit. Der Pöbel hatte sich, wie bei Ludwigs XIV. Tode, in den Wirthshäusern versammelt, wo der Zug vorüber gieng, soff und lärmte, sang

schändliche Lieder, und schmähete auf den Todten. Ludwig war der letzte seines Stammes in den Grüften von St. Denys. Wer hätte voraussehen können, daß dem allgemein geachteten Dauphin, dem die Schmeichelei im voraus den Namen des Erwünschten gab, das Schicksal bevorstände, von Henkers Hand zu sterben? Der denkende Theil der Nation fürchtete freilich schon damals von der Stimmung des Volks viel Böses, aber doch das nicht, was geschahe.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauer, Johann Christian August,

Unterhaltende Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhunderte

Bd.: 5

Leipzig 1804

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 371 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235334-6